



KiWi eBook

Kiepenheuer
& Witsch

DAS ENDE DER UNSCHULD

ROMAN

MEGAN ABBOTT

Megan Abbott

DAS ENDE DER UNSCHULD

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch
von Isabel Bogdan

Kiepenheuer & Witsch

Das Buch

Ein packender psychologischer Thriller über die dunklen Seiten des Erwachsenwerdens

»Das Ende der Unschuld« ist ein atmosphärisch dichter, hochspannender Roman über zwei dreizehnjährige Mädchen, über das Erwachen der Sexualität, über Väter und Töchter, Familie und Freundschaft, Lügen und Geheimnisse. Eine zutiefst verstörende und verzaubernde Lektüre. Selten hat ein Roman das Drama der Jugend in all seiner Schönheit und Härte so schmerzlich treffend eingefangen.

Die dreizehnjährige Lizzie und ihre Freundin Evie sind unzertrennlich. Nachbarmädchen, die Badeanzüge und Hockeyschläger tauschen, zusammen zur Schule gehen und scheinbar keine Geheimnisse voneinander haben. Doch eines Nachmittags ist Evie verschwunden. Einziger Anhaltspunkt: ein rotbrauner Wagen, den Lizzie morgens durch den Ort hat fahren sehen. Auf einmal steht Lizzie im Zentrum der Aufmerksamkeit: War Evie unglücklich? Hatte sie Sorgen? Hatte sie Lizzie von einem möglichen Verfolger erzählt? Würde sie zu einem Fremden ins Auto steigen? Lizzie versucht sich an Details zu erinnern und beginnt nachzuforschen. Um ihre Freundin zu finden, aber auch weil sie die Nähe von Evies zutiefst erschüttertem Vater sucht, für den sie heimlich schwärmt. Auf nächtlichen Streifzügen durch die Kleinstadt macht Lizzie seltsame Entdeckungen. Schritt für Schritt kommt sie einem Geheimnis auf die Spur und muss sich fragen, wie gut sie ihre beste Freundin überhaupt kannte.

1.

Aus dem Augenwinkel: sie, lichtgestreift. Dieses Spiel, *Mörder*, allein der Name feuert schon eine Ladung Schrot auf die Nerven in meinem Magen, in meinem Darm, oder wo Nerven halt sind. Es ist spät, und wir sollten eigentlich nicht mehr draußen sein, aber das ist uns egal.

Mit schrillen, überschnappenden Stimmen singen wir das tödliche Lied, das sich wie ein Messer im Ohr des ausgewählten Opfers umdreht. *Ein Uhr, zwei Uhr, drei Uhr, vier Uhr, fünf Uhr ...* Und es ist Evie, es hat sie erwischt, sie ist ausgezählt worden, und das wird ihr jetzt zum Verhängnis. Aber sie kann sich gut verstecken, die beste Versteckerin, die ich kenne, und ich rechne mit einem Geniestreich, ich rechne damit, sie zusammengerollt unter einer durchhängenden Veranda zu finden oder unter acht Zentimetern Erde in Moms Blumenbeet.

Sechs Uhr, sieben Uhr, acht Uhr, neun Uhr, ein grausiges Todestrillern, das wir anstimmen, wir Monster, *zehn Uhr, elf Uhr, zwölf Uhr, Mitternacht!MORD!* schreien wir, mit grausamen, kranken Stimmen, und wir stieben wie Glühwürmchen in alle Richtungen auseinander. Ich liebe den Klang unserer Keds auf dem Asphalt, dem Gussbeton. Wir sind zu fünft, vielleicht zu zehnt, wir spielen, und die Straßenlampen versprechen Sicherheit, aber für wie lange?

Oh, Evie, da sehe ich dich, zwanzig Meter vor mir, deine pfirsichfarbenen Frotteeshorts hüpfen, so schnell rennst du, und als du dich umdrehst, fliegt dir das dunkle Haar in den Mund, der ist offen, schreit, kreischt sogar. Es ist ein Spiel mit dem Horror, und dieses Ding, das in meiner Brust schlägt, ich kann es nicht aufhalten. Ich sehe dich, Evie, du bist kurz vor dem Kamin der Faheys, vor dem rettenden Mal. Oh, es ist das beste Spiel von allen, und Evie wird bestimmt gewinnen. Du kannst es schaffen, Evie, du kannst es schaffen. Mein Herz platzt, es platzt.

Es war vor sehr langer Zeit, Jahrhunderten. Ein flimmerndes Trugbild vom Sommer einer Dreizehnjährigen, wie eine Million andere Mädchensommer, wenn Evie nicht gewesen wäre, wenn Evies hämmerndes Herz nicht gewesen wäre und all die verdrehten Dinge sich nicht entsponnen hätten.

Da bin ich, bei den Ververs, mit spitzen Ellbogen und Sommersprossen, die Handballen aufgeschürft vom sandigen Spätsommerrasen. Ein jungenhaftes Mädchen, genau wie Evie und ganz anders als ihre Schwester Dusty mit ihren unglaublich bezaubernden siebzehn. Ein Filmstar in Neckholder-Tops und Lochstickerei und klackernden Dr. Scholls. Wimpern wie Goldfolie, Augen in der Farbe von Wassermelonenschale, sanfte Kurven. Immer mit glänzenden Lippen und leuchtend weißen Zähnen, ein Kussmund, aus dem kurz die Zunge aufblitzt, üppige Wimpern und eine leichte Rötung, die ihre Wangen noch höher wirken lässt.

Wenn ich einen Moment allein war, linste ich gern in Dustys Zimmer, das erfüllt war vom wattigen Geruch nach Babypuder und Lipgloss und Haarspray. Ihr Bett war ein großer rosa Kuchen mit leicht angeschmuddelten Volants, und ihr Fußboden übersät mit Deckeln von Nagellackfläschchen und Plastikbürsten voller Haare, wie Pfeifenreiniger zusammengekringelter Unterwäsche mit Gänseblümchen drauf, auf links gezogenen Jeans, die pudrigen Socken noch darin, zusammengefalteten Botschaften von ihren Fans und glitzernden Tamponfolien, die sich in der Tagesdecke verfangen hatten, wo sie auf den mintgrünen Teppichboden fiel. Dusty schien immer und ewig mit Putzen beschäftigt zu sein, aber nicht einmal sie selbst kam gegen die ständigen Ausbrüche überschäumender Mädchenhaftigkeit an.

Im Vergleich zu dieser ekstatischen rosa Zauberhaftigkeit waren Evie und ich die reinsten Würstchen, und wenn wir in Dustys zuckriges Allerheiligstes gelassen wurden, fühlten wir uns wie unerlaubte Eindringlinge.

Evie so gut zu kennen, bis auf die Knochen zu kennen, bedeutete, ihre ganze Familie zu kennen, zu wissen, welche Bücher im Wohnzimmerregal standen (*Die Libelle*, *Das neue Kochbuch* von *Better Homes & Gardens*, *Weg in die Wildnis*), wie sich der Stuhl aus Bananenrattan im Esszimmer anfühlt und die Rosenmilchlotion auf Mrs. Ververs Frisiertisch duftet – am liebsten hätte ich mein Gesicht darin vergraben.

Ich konnte mich an keine Zeit erinnern, in der ich nicht die mit Teppich belegten Stufen in ihrem Haus hinuntergejagt, um den Esszimmertisch gerannt und auf dem Ehebett der Ververs herumgesprungen war.

Und es gab immer etwas Neues zu erfahren. Geheimnisse, so aufregend, dass man sie nur unter ersticktem Kichern in einem kuscheligen Schlafsack weitererzählen konnte. Wusstest du das?, flüstert Evie und erzählt mir, dass Dusty nach der Sängerin benannt wurde, deren Platte ihre Eltern in der Nacht, in der sie gezeugt wurde, sechzehnmal gehört haben. Das ist spannend und total unmöglich. Nicht mal meine schlimmsten Vorstellungen über die Verruchtheit und Verrück-

theit der Erwachsenen lassen den Gedanken zu, dass Mrs. Verver ihrem Kind einen Namen gibt, der eine so intime, schaurige Anspielung ist.

Nicht Mrs. Verver. Ich habe mein ganzes Leben lang neben ihr gewohnt und sie nie laut lachen hören, sie zum Telefon rennen oder auf den feuchtföhlichen Straßenfesten im Juli tanzen sehen. Ordentlich, verbindlich, ausdruckslose Stimme, sie hatte etwas Flüchtliges, war ein Schatten, der von einem Zimmer ins andere huschte. Sie arbeitete als Beschäftigungstherapeutin im Krankenhaus der Veteranenvereinigung, und ich wusste gar nicht genau, was das eigentlich hieß, aber es sprach auch nie jemand darüber. Meistens sah man sie nur aus dem Augenwinkel vom Flur in ein Zimmer schlüpfen, einen Wäschekorb im Arm oder ein dickes Taschenbuch in der knöchigen Hand. Diese Hände schienen immer trocken zu sein, fast staubig, und ihr Körper zu brüchig, als dass ihre Töchter oder ihr Mann sie in den Arm genommen hätten.

Oh, und Mr. Verver, Mr. Verver, Mr. Verver, er ist derjenige, der immer in meinem Herzen vibriert, unter meinen Fingernägeln, an allen möglichen Stellen. Es gibt so viel über ihn zu sagen, und mein Mund bringt es nicht fertig, immer noch nicht. Er summt dort immer noch.

Mr. Verver, der einen Football 50 Meter weit werfen und für seine Töchter kleine Prinzessinnen-Frisiertische bauen konnte, der mit uns Rollschuhlaufen und Bowlen fuhr, der nach frischer Luft und Limonen und Muskatnuss gleichzeitig roch – ein Duft, der für seine Mädchen für immer »Mann« bedeuten würde. Mr. Verver, er war da. Ich kann mich an keine Zeit erinnern, zu der ich nicht zu ihm aufsah, immer noch mehr hören wollte, mir wurde ganz schwindelig, wenn er mir seine Aufmerksamkeit schenkte.

Das sind die guten Dinge, und es gab so viele gute Dinge. Aber dann gab es noch andere Dinge, sie schienen erst später zu kommen, aber was, wenn das gar nicht stimmt? Was, wenn das alles schon die ganze Zeit da war, geräuschlos von einem Winkel in den anderen kroch, aus Evies nächtlichem Geflüster herauszitterte, aus den dunklen Löchern dieses sonnengedeckten Hauses, und ich habe es nicht gehört? Nicht gesehen?

Ich wusste alles und gar nichts.

Heute denke ich manchmal an die Wochen, bevor es passierte, und sie haben etwas Enthüllendes. Es war alles da, all die Hinweise, jeder Winkel ausgeleuchtet. Aber so war es natürlich nicht. Ich hätte es nicht sehen können. Ich konnte es nicht. Nein.

Manchmal, nach all der Zeit, träume ich, ich würde wieder mit Evie Fußball spielen. Erstbin ich allein auf dem Feld. Es ist grün-schwarz, und ich dribble

vor mich hin. Meine kurzen, stämmigen Beine. Mein komischer, kleiner, dreizehnjähriger Körper, kompakt und fremdartig. Blauer Fleck auf dem Oberschenkel. Schorf auf dem Knie. Tinte an den Fingern vom Herumkritzeln in der Schule. Strähniges Haar, von kühlem Mädchenschweiß an die Stirn geklebt. Arme wie kurze Spindeln mit kleinen Wurstfingern dran. Kaum Knospen unter meinem glänzenden grünen V-Ausschnitt. Wenn ich mir mit den Händen darüberfahre, sind sie kaum zu spüren. Das Becken noch eckig wie bei einem Jungen, ich drehe mich mit jedem Kick, trete den Ball zwischen meinen Füßen hin und her, warte auf Evie, die blitzartig vor mir ist, heiß und schwarz. Ihr Atem trifft mein Gesicht, ihr Bein schiebt sich zwischen meine und tritt den Ball frei, weg in die grüne Ferne, weiter als sie es beabsichtigt hatte.

Wenn ich jetzt an Evie denke, schlüpft sie durch die Schatten. Große, dunkle, gehetzte, blutunterlaufene Augen. Sie rennt über das Fußballfeld, das Gesicht gerötet, die glatten schwarzen Haare kleben ihr auf dem Rücken. Sie rennt so schnell, der Atem sticht ihr in der Brust von der Anstrengung, noch schneller zu rennen, schneller auf den Rasen einzutrommeln, ihre Beine immer noch schneller zu bewegen, als könnte sie etwas durchbrechen, etwas, das niemand sonst gesehen hat.

2.

Es ist Mai, der letzte Monat an der Junior High, und Evie, meine beste Freundin, liegt aufgestützt auf Schwester Stangs Untersuchungsliege, die so stahlkalt ist, dass es mir in den Zähnen schmerzt, auch nur hinzusehen.

»Tut das weh?«, frage ich, und Schwester Stang sieht mich irritiert an. Sie hält einen großen Eisbeutel an Evies linkes Auge.

»Von denen hat man nur ein Paar«, sagt sie und stupst Evie genau zwischen die Augen. »Was ist denn das für ein Mädchen, das einem anderen einfach eins mit dem Schläger überzieht?«

»Das war ihre Schwester«, sage ich und lächle Evie vorsichtig an, unter Schwester Stangs erhobenem Arm hindurch.

»Ich war vorm Tor«, sagt Evie, ihr Auge trânt. »Sie konnte nicht anders.«

Dusty hatte uns ihre Tricks gezeigt. Der Star der Highschool, die güldene Göttin der Green Hollow Celts, bereitete uns auf unser erstes Probespiel im August vor. Sie zupfte an unseren zweigdünnen Ärmchen und sagte: *Ihr beiden Papierpüppchen habt Jahre mit Fußball verplempert*. Mit erhobenem Kinn und den Händen in den Hüften erklärte sie uns, die Zeit sei reif, dass wir den Schritt tun, auf den einzig wahren Sport umzuschwenken und die höheren Weihen des Feldhockeys zu empfangen.

Ich hätte alles getan, was Dusty sagte. Meinetwegen hätte sie uns ewig trainieren können. Selbst wenn sie uns so fertigmachte, dass uns vor lauter Erschöpfung und Hitze fast übel wurde, machte es nichts, denn wir waren mit ihr zusammen, und sie war alles, was wir wollten. Wir waren kurz vorm Kollaps, aber dann sahen wir auf, und sie stand vor uns, mit strahlendem Gesicht, und sagte, ohne es auszusprechen: *Das kannst du doch besser, oder?* Und wir konnten.

»Du hättest dich schützen sollen«, sagt Schwester Stang. »Die sollen euch Mädchen doch Hockeybrillen geben.«

»Wir haben nur zum Spaß gespielt«, sagt Evie und spuckt ihren Mundschutz aus, der ganz rot ist. Wir alle drei starren ihn an.

»Was zum Henker«, sagt Schwester Stang, plötzlich mit schrillerer Stimme. Sie wirft mir den Eisbeutel zu und guckt tief in Evies Mund, stochert mit dem Finger darin herum und sucht etwas.

»Ich hab mir auf die Zunge gebissen«, sagt Evie mit belegter Stimme. »Ich hab reingebissen.« Ein Strom Blut läuft ihr übers Kinn und mir wird schwummerig. Ich betrachte den Mundschutz, der sauber durchgebrochen ist.

»Du«, ruft Schwester Stang mir zu und hält Evies Zunge zwischen ihren neuerdings purpurroten Fingern, »hol mir mal Nadel und Faden.«

Wir gehen nach Hause, und Evie hält sich dicht an mich, streckt mir die Zunge raus, die Mullbinde kitzelt mich fast im Gesicht. Sie gibt gnadenlos damit an. Wir sind ganz versessen auf Kriegsverletzungen. Oh, war sie wütend, als ich mir den Arm verstaucht habe, als ich von der rostigen alten Rutsche im Rabbit Park gefallen bin!

»Dein Dad wird bestimmt sauer auf Dusty«, sage ich und lasse den Schläger über den Gehweg kratzen, was ich nicht soll, aber das Geräusch ist irgendwie befriedigend.

»Glaub ich nicht«, lispelt Evie. »Das gehört zum Spiel.«

Ich denke an die ringellockige Dusty, die Torhüter-Maske keck über die Stirn geschoben. *Dann lass mal sehen, du Wurm.*

»Du hast das Spiel nicht verstanden«, fügt Evie hinzu.

»Ich verstehe genauso viel wie du, Mamacita«, sage ich und schnipse gegen die Bandage an ihrer herausgestreckten Zunge.

Vor ihrem Haus bleiben wir stehen. Es steht kein Auto in der Einfahrt, und kein einziges Licht im Haus ist an. Solche Gelegenheiten muss man beim Schopf ergreifen, nur nichts verschwenden.

»Gehen wir zu Perry's?«, sagt sie und zupft die Mullbinde endgültig ab. Ich sehe das Fadenkreuz auf ihrer Zungenspitze. Eins, zwei, drei, vier. Einer für jeden Eckzahn.

Das Perry's: gestreifte Markise, sonst alles weiß wie weiches Vanilleeis. Alle aus unserer Klasse gehen dorthin. Ab Herbst, wenn wir auf der Highschool sind, müssen wir ins Ram's Horn Restaurant, wo auch mein Bruder Ted hinget, und da gibt es nichts unter fünf Dollar und keine Barhocker, auf denen man sich drehen kann, und das Licht ist erwachsenenmäßig gedimmt.

Ich esse einen Oreo Sundae und muss mir dauernd Kekskrümel aus den Backenzähnen pulen. Evie isst hochkonzentriert ihr Lieblingseis: Reese's Peanut Butter Cup Sundae – so eins, wo man einen langen Löffel für den ganzen Erdnussbutter-

schleim unten in der Spitze des Bechers dazubekommt. Sie schiebt sich den Löffel weit hinten in den Mund, um an den Stichen vorbeizumanövrieren.

Am Tresen stehen ein paar Jungs aus der Schule, werfen die Strohhalmmalter um und knuffen sich, sie wissen gar nicht, wohin mit ihrer Energie. Ihr Lachen klingt wie Eselsschreie.

Einer von ihnen, Jed, entdeckt uns und wirft zusammengeknüllte Strohhalmpapierchen in unsere Richtung. Ich würde am liebsten gleich wieder gehen. Aber Evie sieht mich fest an und schüttelt den Kopf, ihr Pony hängt ihr vor den Augen. Ich streiche ihn ihr zur Seite und sehe, dass sie langsam blaue Flecken im Gesicht bekommt. Ich winde mich auf dem Sitz, meine Schenkel kleben am Plastik. Jed hat lockiges blondes Haar und eine Hakennase. Ich weiß noch, wie er in Sport einmal Evie hinten die Hose runtergezogen hat.

Sie sagt, er hat sie dort auch angefasst, und alle haben es gesehen.

Wir warten zu lange, Jed gerät in Wallung und stolziert auf uns zu wie eine Taube. Ich versuche, Evie in die Augen zu gucken. Ihr Pony ist wieder darübergefallen, und sie starrt in ihren Eisbecher und matscht mit dem Löffel in der schaumigen Sprühsahne herum. Aber sie wird ein kleines bisschen rot, also sieht sie Jed.

Sie steckt sich die Zunge in den Mundwinkel.

»Hey«, sagt er, die Hände in den Hosentaschen, den Kopf auf die Seite gelegt.

»Hey«, sage ich und trete Evie leicht vors Schienbein.

Jed steht eine Weile schweigend da, dann steckt er seinen Knubbelfinger in Evies Eisbecher und zieht einen klebrigen Faden heraus, der zwischen seinen Fingern hängt. Mit einem fiesen Grinsen steckt er sich die karamellklebrigen Finger in den Mund und schmatzt.

Sie sieht ihm zu, wir beide, in mir fängt etwas an zu hüpfen, und ich muss mich beherrschen, weil es um Evie geht, es ist ihr Eis, und ich bin nicht sicher, was hinter ihren dunklen Augen vorgeht.

Aber sie tut nichts, sie sieht mich an und fragt, ob wir gehen können, und ich sage ja. Sie ist so cool, so normal, als sie ihre Sachen zusammensucht, und wir schweben fast zur Tür.

Jed folgt uns, klar, und ärgert uns mit Sprüchen wie »Was habt ihr denn, Mädels, wollt ihr nichts abgeben? Wollt ihr mir nicht die Finger ablecken?«

Der Rest der Jungs spielt Publikum und sieht sich die Show an. Evie rückt ihren Rucksack zurecht und will gehen, aber ich halte es nicht mehr aus. Mein Blick fällt auf den modderigen alten Springbrunnen, wo die Kinder glitschige Pennies rausfischen, ich lasse meine Tasche fallen, tauche die Hände hinein und spritze Jed mit einem großen Schwung nass.

Die Jungs lachen sich kaputt, und Jed ist schlammnass und begeistert.

Das will er also von mir, denke ich, das wollen sie doch alle.

Er packt mich um die Taille, so fest um die Rippen, dass es wehtut, und reibt sein nasses Haar an meinem Hals. Ich kann nicht anders als das herrlich finden, alle Kinder kreischen, und ich befreie mich, stolpere fast und ziehe meinen runtergerutschten BH – Träger wieder hoch.

Ich kann mich kaum zu Evie umdrehen, als Jed sie auch schon gepackt hat und sie zum Springbrunnen zieht, ihre Sneaker rutschen über den Boden. Sie ringen kurz an dem bräunlichen Wasserstrahl, Evie tritt um sich, und dann stößt sie ihm kräftig den Ellbogen in die mageren Rippen und befreit sich aus seinen sommersprossigen Armen.

Sie taumelt zurück und ist irgendwie das Zentrum von uns allen.

Wir alle sehen, dass Evies gelbes T-Shirt patschnass von der ekligen Brühe ist.

Der Anblick ist überwältigend. Jed kann den Blick nicht von ihr wenden.

Evie bedeckt die harten Konturen ihrer kleinen Brüste nicht, aber ich möchte, dass sie das tut. Ich möchte sie bedecken, diese kieselsteinartigen Brüste. Ich merke, dass ich rot werde und senke den Kopf, ich möchte die Arme vor meiner eigenen Brust verschränken. In mir steigt ein sonderbares Lachen auf.

Aber Evie stemmt die Arme in die Seiten und starrt Jed mit ihren schiefergrauen Augen nieder. Durch ihre Haltung liegt das klebrige T-Shirt nur noch enger an.

Ich lache mit der Hand vor dem Gesicht.

»Die Jungs kommen wegen ihr«, hat Evie mir einmal erzählt. Spät nachts hatten wir, in ihrem Bett aneinandergeschmiegt, über Dusty geredet. Wir reden gern über sie und spinnen ganze Knäuel von Geschichten. *Was, wenn Becky Hode versucht, an ihrer Stelle Teamcaptain zu werden? Was, wenn das mit Mr. Douglas, dem hohlwangigen Naturwissenschaftslehrer, stimmt? Hat er wirklich gesagt, es gebe kein besseres Beispiel für die subtile Poesie der Strömungslehre als Dusty, wenn sie den Gang im dritten Stock langgeht?*

»Auf der anderen Straßenseite sitzt Bobby Thornhill in seinem Auto«, erzählte Evie. »Er glaubt anscheinend, man sieht ihn nicht. Ist das nicht gruselig?«

»Kann sein«, sagte ich und dachte an Bobby Thornhill, den galoppierenden Star der Aschenbahn, mit dem schwarzen Haarschopf und den Murmelaugen, die geradezu um seinen Kopf herumrollen, wenn er mit seinen Pferdebeinen auf die Bahn trommelt.

»Was macht er da?«, fragte ich vorsichtig. »Wenn er da sitzt, du weißt schon, macht er da was?«

Evie sah mich an. »Ich schätze, kann schon sein.«

»Oh«, sagte ich und fühlte mich ganz komisch, als wäre alle Luft aus mir rausgesaugt worden. Ich denke an Bobby auf dem Fahrersitz im Auto seiner Eltern, in der tannengrünen Uni-Jacke mit dem Chenille-C. Er kauert da und starrt hoch zu Dustys Schlafzimmerfenster, den duftigen Vorhängen, Dustys duftiger Mädchenhaftigkeit.

Es muss ein wundersames Ding für ihn sein, die Vorhänge und das rosa Licht aus ihrem Zimmer. Ein herbeischwebender Hauch von Dusty. Ein Hauch, den er nur so gerade eben wahrnimmt. Und das Gefühl muss so toll sein, ein solcher Druck in ihm, und er kann, er kann ...

Der Gedanke kommt mir, *das kenne ich auch, das kenne ich*. Aber er ist schon verschwunden, bevor ich ihn zu Ende denken kann.

Ich liege da und lausche Evies Atem, er geht schnell.

Ich bin dreizehn, wie gesagt, und ich habe weiche Grübchen, wo meine Oberschenkel in die Knie übergehen. Nachts liege ich im Bett, die Hände zwischen die Beine gesteckt, und denke über alles Mögliche nach, und dann wird es so real, und da ist so eine Hitze und so ein Druck, und wenn ich mir Mühe gebe, kann ich, als wäre eine Spannung in mir drin, dafür sorgen, dass die ganze Welt aufbricht und mich in Stücke reißt.

Es gibt Jungs und es gibt Jungs, aber in meinem Kopf sind sie besser, weil sie da nicht so ruppig sind, Jungs wie Brad Nemeth, der mich auf der Party bei Tara Leary auf seinen Schoß ziehen wollte, mich auf seinen Schoß zog, sodass meine Shorts hochrutschten und ich den Jeansstoff seiner Hose unter meinem Schenkel spürte, und dann hat er so geguckt, und sein Gesicht so nah an meinem.

»Der hat sich ja an dir gerieben wie im Pfadfinderlager«, sagte Evie später. »Als könnte er Feuer machen, wenn er doll genug rubbelt, und eine Medaille kriegen.«

Evie konnte solche Sachen sagen, und dann war plötzlich alles einfacher. Wir lachten und lachten, und Jungs hassen es, wenn man zusammen über sie lacht. »Als würde man einen rosa Radiergummi abrädieren«, sagte Evie. »Er wollte sich an dir reiben, bis von dir nur noch der Metallring übrig ist.«

In dieser Nacht, in dieser Nacht aber spürte ich den weichen Teil zwischen meinen Schenkeln, das rosa Tüpfelchen brennen, zart wie neue Haut. Es machte Dinge mit mir.

Ich wache erschrocken auf, meine Beine zucken. Eine Autotür muss zugeschlagen worden sein, es muss gedonnert haben, oder ein Waschbär in jemandes Mülltonne gewesen sein, ein verfrühter Feuerwerkskörper, irgend so was. Ich zerre an meinen Füßen, befreie meine Fesseln aus dem Knoten im Bettlaken und warte einen Augenblick, lausche, was es war, aber da ist nichts mehr außer dem Ächzen

des schlafenden Hauses. Dieses einsame, verlorene Gefühl, als wären alle anderen außer einem selbst in einer prächtigen Samtwelt versunken.

Meine Zahnsperre rutscht mir über die Zähne und kitzelt, ich lege mich wieder hin und schaue auf die verschwommenen weißen Stellen der Fußballpinnwand an meiner Tür.

Ein paar Sekunden später fällt mir ein, dass ich geträumt habe. Mein Traum hat mich geweckt, und der Traum ging so:

Evie liegt auf dem Boden neben meinem Bett, in ihren Schlafsack eingemummelt, dunkelrosa wie üppige Lippen. Ich schaue zu ihr hinunter, ihr Mund ist mit Wattebäuschen vollgestopft, wie eine Aspirinflasche. Mit dunklen Augen, die wie lose in ihrem Kopf sitzen, sieht sie zu mir auf, und eine gebräunte, knochige Hand schießt hoch und zuckt, die Wattebäusche purzeln ihr büschelweise aus dem Mund. Ich habe keine Ahnung, ob sie lacht. Irgendwie muss sie wohl lachen, als wären wir gerade mitten in einem Witz, und ich müsste eigentlich auch lachen, aber ich höre die ganze Zeit so ein merkwürdiges Plärren, und ich kann mich nicht konzentrieren.

Etwas zerrt an meinem Knöchel, ihre knotigen Finger, ihre Augen sind groß und verzweifelt, und sie flüstert, und es ist, wie wenn man bei einer Schlafanzugparty einen Film mit schimmernden Sägen und glitzernden Hackmessern guckt, und mein Herz wird ganz kalt. »Passiert es? Passiert es?«

Der Traum lässt mich immer noch nicht los, ich setze mich wieder auf und versuche, dieses düstere Gefühl abzuschütteln, aber es geht nicht. Das Gesicht, Evies heiße Hand an meinem Bein, ich bin immer noch dort. Ich zähle dreimal bis zehn, wie damals als Kind bei Gewitter. Das funktioniert immer, auch dieses Mal.

Aber als ich fast wieder eingeschlafen bin, ist mir auf einmal, als würde ich die Stimme meiner Mutter hören, sie redet und seufzt dann schwer.

Da ist es wieder, dieses komische, haltlose Gefühl, als wäre alles verrutscht, während ich geschlafen habe. Ich kann mich nicht erinnern, dass sie außer in der Zeit der Scheidung jemals um diese Uhrzeit telefoniert hätte. Ihre Stimme klang dann immer kratzig und gehetzt, voller Heulen und Zähneknirschen.

Das hier klingt fröhlich, mit einem koketten Kichern dazwischen.

Es klingt, als stünde sie vor dem Haus, und mir fällt ein, wie ich sie einmal, kurz nachdem mein Vater ausgezogen war, im Garten überraschte, das Telefon an Wange und Ohr gedrückt, sie stand weinend hinter der alten Eiche, weinte heiser, verzweifelt, die Hand vorm Gesicht.

Aber dann höre ich eine tiefere Stimme, und ich weiß Bescheid. Ich weiß, sie telefoniert gar nicht. Ich weiß, es bedeutet, dass dieser Mann bei ihr ist. Ted hat

ihn zuerst gesehen, aus seinem Fenster. Am nächsten Tag hat er mir davon erzählt, und von da an habe ich darauf geachtet. Dr. Aiken heißt er, sagt Ted.

Und sieh dir mal seinen Ehering an, hatte Ted gesagt, aber ich war nie nah genug dran, um ihn sehen zu können.

Er kommt immer ganz spät und betritt nie das Haus. Deshalb weiß ich, dass sie draußen auf der Veranda sitzen und Whiskey trinken, und er fährt sich übers Gesicht und sagt immer und immer wieder: »Ich weiß, ich sollte nach Hause gehen, Diane, ich weiß das.«

Er geht aber nicht, oder erst morgens um fünf, die Schuhe in der Hand, die Krawatte lose um den Hals, schleicht er über den Rasen zu seinem Auto.

Am nächsten Tag stehen Evie und ich vor der Schule, klopfen unsere Schläger im Takt aneinander. Der Traum von letzter Nacht schwirrt mir noch im Kopf herum, und ich denke darüber nach, Evie davon zu erzählen, aber dann überlege ich es mir anders. Eigentlich will niemand die Träume anderer Leute hören.

Jedenfalls ist es einer dieser Tage, an denen wir nicht miteinander reden, nur zusammen sind, zusammen herumlaufen, unsere neuen Hockeyschläger aneinanderschlagen und uns die verschwitzten T-Shirts vom Körper zupfen.

Ich muss immer noch die ganze Zeit den lila Fleck auf Evies Schläfe anstarren. Er sieht aus, als könnte er sich einfach ablösen und davonfliegen. Wie ein lila Schmetterling, der über dein Gesicht flattert, erkläre ich ihr.

Sie tastet mit der Hand danach, und ich spüre es fast so deutlich, als würde er auf meinem eigenen Gesicht pulsieren, ein leises Pochen.

»Was hat dein Dad gesagt?«, frage ich sie und stelle mir Mr. Ververs gerunzelte Stirn vor, wie damals, als ich bei ihnen auf der Treppe ausgerutscht bin, ich war zu schnell gerannt und hatte nur Strümpfe angehabt, war drei Stufen hinuntergeschlittert und hatte mir die Waden aufgescheuert.

»Er hat mir bei Ketchums ein rohes Steak zum Drauflegen gekauft«, sagt Evie. »Mom meinte, es hätte mehr gekostet als ihr Hochzeitstagessen.«

Das klingt genau nach Mrs. Verver, die alles irgendwie gelangweilt sagt.

»Er hat mich den ganzen Abend Rocky genannt.« Evie grinst.

Wir verdrehen die Augen, aber eigentlich finden wir es toll. Wenn die Jungs sich lustig machen, will man es lieber nicht abkriegen, aber wenn Mr. Verver einen aufzieht, fühlt man sich wie von warmen Händen getragen.

Evie stößt ihren Hockeyschläger in die Luft wie Zorro. »Dusty meinte, ich sehe eher aus wie eine verprügelte Ehefrau in einer Talkshow.«

Dann erzählt sie, wie sie nach dem Abendessen noch zu Reynold's gegangen sind und er ihr Pekannusskuchen spendiert hat, den guten, der so süß zwischen den

Zähnen knirscht. Sie tat der Kellnerin so leid, dass sie sogar noch eine Extrakugel Eis dazu bekam.

Ich stelle mir vor, selbst mit Mr. Verver dort zu sitzen, Teller mit klebrigem Kuchen zwischen uns, und dass die Kellnerin ihm bestimmt sowieso immer eine Extrakugel Eis serviert. Kellnerinnen sind immer so zu Mr. Verver, genauso wie sämtliche Mütter beim Elternabend aufgeregt um ihn herumflattern, ihm Kekse mit Zuckerguss auf den Teller legen und ihn zu ihren Lesekreisen einladen.

Ich wünschte, sie hätte mich zu Reynold's mitgenommen, wie sonst manchmal, und Mr. Verver hätte mir wieder Schlagsahne auf die Nase getupft.

Ganz plötzlich jucken mir die Knöchel, und ich würde gern die Tennissocken ausziehen.

Ich sehe die Straße hinunter, die nachmittagsstill daliegt. Die Sommerhitze hat früh eingesetzt, sie flirrt über dem Asphalt.

»Wohin gehst du denn mit deiner Mom?«, fragt mich Evie und sieht einem Auto nach, das über die Bremsschwelle vor der Schule hoppelt.

»Shoppen«, sage ich. »Ziehst du das alte Kleid von deiner Schwester an?« Ich muss an das lavendelfarbene Laura-Ashley-Kleid mit dem Bahnenrock denken, das Dusty bei ihrer Middle-School-Abschlussfeier getragen hat. Ihre üppigen Locken, wie sie ihren Rücken hinunterflossen, und ihr stolz strahlendes Gesicht – das vergaß man nicht so schnell.

Ein rotbraunes Auto taucht wie aus dem Nichts auf und fährt schnell an uns vorbei.

»Weiß ich noch nicht.« Evie tritt mit der Schuhspitze auf den Gehweg.

Sie kneift die Augen zusammen und sieht die Straße entlang. »Ich glaube, da kommt sie.«

Der hellbraune Tempo meiner Mutter taucht am Horizont auf.

»Wir können dich mitnehmen.«

»Ach, lass mal.«

Evie hat den Hockeyschläger über ihre Schulter geschwungen und dreht ihn hin und her. Ich höre den stotternden Motor unseres Autos, meine Mutter hält neben uns.

Der Augenblick zieht sich in die Länge, ich weiß nicht, warum.

Evie sieht am Auto meiner Mutter vorbei Richtung Schule.

»Da hat sich wohl jemand verfahren«, sagt sie.

»Was ...« will ich gerade fragen, als das rotbraune Auto noch einmal lautlos an uns vorübergleitet. Ein Gedanke flackert kurz in mir auf, aber ich kann ihn nicht einordnen.

Ich drehe mich um und sehe diesen typischen Evie-Ausdruck, ruhig und gefasst, ihr Mund ein Strich und ihr argloses, offenes Gesicht wie ein glattgezogenes, weiches Laken, alle Ecken versteckt. Ich wirble meinen Schläger herum und lasse ihn gegen ihren knallen.

»Ruf mich an«, sage ich und wende mich zum Auto. Meine Mutter sieht uns durch ihre große Sonnenbrille an und lächelt gedankenverloren.

Ich öffne die Autotür und stecke den Kopf hinein. »Mom, kann Evie mitkommen?«

Aber als ich mich wieder umdrehe, ist Evie nicht mehr da, hinter der hohen Hecke verschwunden, hinter den Steinsäulen der alten Schule.

Sehe ich es ihr an, als sie mich anschaut, als sie jeglichen Ausdruck aus ihrer Miene tilgt? Höre ich sie sagen, mit leiser Stimme, in diesem gegenseitigen Wissen, das wir immer hatten, höre ich sie sagen *Das ist das letzte Mal, das ist das letzte Mal?*

Dieses Gesicht, mein Gesicht, für immer verloren.

3.

Das Telefon klingelt, es ist halb elf abends. Ich putze mir gerade die Zähne, als es passiert, und ich hoffe, es ist nicht mein Vater, der aus Kalifornien anruft, vom Balkon seiner Wohnung, ein Schwanken in der Stimme, und davon redet, wie wir früher am Old Pine Lake Kanus gemietet haben, oder wie er die Schaukel im Garten aufgebaut hat oder andere Sachen, an die ich mich gar nicht mehr richtig erinnere, er aber schon, immer dann, wenn er ein zweites Glas Wein getrunken hat.

Aber er ist es nicht, und meine Mutter klingt besorgt und verwirrt.

»Ich spreche sofort mit ihr«, sagt sie, und ich überlege, was ich ausgefressen habe. Ich war letzte Woche zweimal zu spät in Mathe, aber rufen sie deswegen abends um halb elf die Eltern an?

Nachdem sie aufgelegt hat, lässt sie die Arme sinken und holt tief Luft.

Sie streicht sich Haarsträhnen hinters Ohr, was sie immer tut, wenn sie aufgebracht ist, und ich muss mich an den Küchentisch setzen.

»Ich frage dich jetzt was«, sagt sie, »und du musst mir die Wahrheit sagen.«

Ich sage, natürlich tue ich das.

»Okay«, sagt sie, ihre Hände zittern, und ich habe ein schlechtes Gewissen, obwohl ich keine Ahnung habe, weswegen. »Weißt du irgendetwas darüber, warum Evie heute nicht aus der Schule nach Hause gekommen ist?«

Ich schüttele den Kopf und sage, dass ich nichts weiß. Ich weiß überhaupt nichts. Das ist die Wahrheit, aber ich fühle mich, als würde ich lügen.

Meine Mutter, das Gesicht ganz weich und rosig, nimmt meine Hand in ihre und fragt mich noch einmal. Und noch einmal.

Aber ich weiß nichts. Ich weiß es nicht, ich weiß gar nichts.

Aber irgendwo, irgendwo im hintersten Winkel meines Kopfes ist irgendetwas. Da ist etwas. Ich komme nur nicht ran.

4.

Jetzt passiert es, denke ich, aber ich weiß selbst nicht, was das bedeuten soll. Irrendwie fühlt es sich an, als ob das, was gerade geschieht – was auch immer es ist –, eigentlich schon länger geschieht, schon ganz lange, ich habe das Gefühl, ins Bodenlose zu stürzen, etwas Namenloses, das Gefühl einer Gefahr, und ich weiß nicht, was ich damit anfangen soll.

Ich habe sie gesehen, ihre dunklen Haarsträhnen, die Sportsocken hoch bis übers Knie gezogen. Ich habe sie gesehen.

Evie war da, und dann war sie weg.

Ich schiebe die Finger zwischen die Lamellen der Jalousie und spähe zum hell erleuchteten Haus der Ververs hinüber.

Erst vor fünf Tagen habe ich dort übernachtet, wir haben Pyjamas getauscht und Musik gehört und uns sogar ein Kapitel aus dem dicken Taschenbuch vorgelesen, das neben Mrs. Ververs Sessel lag, das mit dem leicht geöffneten Frauenmund auf dem Cover, und ein männlicher Finger berührt ihn. Evie meinte, der Finger sei so behaart, und ihr gefalle es nicht, dass sie immer Sex im Stehen haben. Trotzdem lasen wir einige der Szenen zwei- oder dreimal, immer abwechselnd. Ich versuchte mir vorzustellen, wie das wohl ist, diese Körper und das rauschende Blut und die hervorschnellenden Zungen. Es schien alles so heftig, drängend, feucht. Ich hatte ein komisches Gefühl im Bauch, und wir legten das Buch beiseite, und ich war froh darüber.

Stunden später dachte ich noch immer an das Buch, in Evies Zimmer war es dunkel, ich betrachtete das Fußball-Mobile, das tanzende Schatten an die Wand warf. Dusty und Mr. Verver saßen auf Gartenstühlen auf der Veranda, ihre Stimmen drangen zu uns herauf. Ich hörte sie lachen, sein Lachen war immer so heiter, so heiter, wie er nun mal ist.

Man spürt Mr. Verver immer im ganzen Haus, dieses Lachen, tief und karamellig. Er erfüllt das Haus, durch ihn ist es voller schöner Dinge und Dummheiten und Spaß. Als wir noch kleiner waren, hat er mit uns Brettspiele gespielt und dabei immer geschummelt, aber man konnte ihm nicht böse sein. Er hat es angekündigt, als wäre es Teil seiner Strategie, und dann zwinkerte er, und man fühlte sich wie sein

Komplize. Man wollte ihm fast noch dabei helfen. Dusty schimpfte immer mit ihm und ließ ihn manchmal auch einfach eine Runde aussetzen. Diese Spiele dauerten Stunden, und man wollte nicht, dass sie je aufhörten.

»Dusty ist von ihrem Date zurück«, flüsterte Evie, und mir wurde klar, dass sie ebenfalls den beiden da unten lauschte. Ich setzte mich in meinem Schlafsack auf und rutschte an ihr Bett heran.

»Mit Tom Mullan?«, fragte ich, und Evie machte »psst«.

»Hör mal«, wisperte sie, »hör einfach zu.«

Die Stimmen von Dusty und Mr. Verver drangen ganz leise durchs Fenster zu uns herauf. Wir hörten Dusty, sie klang abgeklärt und albern zugleich, so war sie immer gegenüber ihrem Dad, bei niemandem sonst.

»Er macht also den Motor aus und ...«

»Sag nicht, er hat behauptet, das Benzin wäre alle.«

Schallendes Gelächter von Dusty. Ich erinnerte mich an eine Woche im letzten Sommer, als mein Bruder ein paar Mal mit Dusty ausgegangen war, und überlegte, ob sie danach auch mit Mr. Verver da gesessen und mit ihm über meinen Bruder gelacht hatte.

»Nein, er macht einfach den Motor aus und dreht sich zu mir um und sagt: ›Baby ...‹«

»Baby? Er hat dich im Ernst Baby genannt? Der Arme. Der muss echt komplett verknallt sein.«

»Er sagt also: ›In diesem weißen Kleid siehst du aus wie ein Engel.‹ Und dann ...«

»Aber das *bist* du ja auch, Baby, das *bist* du ...« Ich konnte Mr. Ververs Grinsen geradezu sehen.

»Dad, hör auf!« Dusty konnte sich vor Lachen kaum noch halten. »Er beugt sich also zu mir, und auf einmal lutscht er an meinem Ohr rum.«

»Und, hast du das bei ihm auch gemacht? Ich habe dir doch Benimm beigebracht. Ich meine, er wollte dich doch zum Essen einladen, oder?«

Dusty quiekte nur noch atemlos.

»Sag schon. Was hast du gemacht?« Mr. Verver lachte. »Der arme Junge.«

»Was soll ich schon gemacht haben? Er hat meinen Perlenohrring verschluckt und wäre fast erstickt. Ich konnte nur noch lachen. Ich hab ihm auf den Rücken gehauen, und da kam er wieder raus.«

»Kann ich mir gut vorstellen, dass er da wieder rauskam«, sagte Mr. Verver, eine winzige Atempause folgte, und dann schrien beide vor Lachen wieder los.

Evie starrte mich die ganze Zeit an, wartete darauf, dass ich lächeln oder etwas sagen würde, aber ich blieb still, ich wusste nicht, was sie hören wollte.

Ich war einfach fasziniert – ach, diese beiden. Jeder lässt sich gern von ihnen verzaubern, sie mit ihrem harten, taxierenden Blick, er mit seinem weichen, einladenden.

So war es bei ihnen zu Hause, und man konnte so viel Spaß haben. Wäre es nicht toll, dachte ich – war das wirklich erst vor fünf Tagen? –, wenn ich mich so mit Mr. Verver über Jungs unterhalten könnte? Mit Evie stundenlang UNO spielen und Dusty dabei zusehen, wie sie ihre duftigen Kleider anprobiert, und bis zum Morgengrauen mit Mr. Verver Musik hören?

Es ist eine lange Nacht, und meine Mutter geht auf dem Flur auf und ab, kontrolliert dreimal die Fensterläden, und die Haustür auch. Sie scheint die ganze Nacht herumzulaufen, gegen Stühle zu stoßen, den Fernseher an- und wieder auszuschalten. Und ich versuche zu schlafen, ich versuche, die Gedanken wegzuschlafen, die sich wie dunkle Flecken in meinem Kopf ausbreiten.

Aber die Gedanken kommen trotzdem, und die Gedanken fühlen sich an, als ob sie für sehr schlechte Träume sorgen werden.

Am nächsten Tag begleitet meine Mutter mich zu den Ververs. Im Fernsehen muss man immer vierundzwanzig Stunden abwarten. Erst nach vierundzwanzig Stunden hat es was zu bedeuten. Es ist erst einen halben Tag her. Das sage ich meiner Mutter, die meine Hand während der sieben Schritte zwischen unseren Häusern fest umklammert hält.

Sie bleibt stehen und sieht mich erschöpft an. »Bei Kindern nicht«, sagt sie, »bei Kindern muss man nicht abwarten.«

»Aha«, sage ich, und sie sieht aus, als wolle sie noch etwas sagen, aber sie tut es nicht, zwingt sich dazu, es nicht zu tun. Aber dann schafft sie es doch nicht.

»Bei Kindern kommt es auf jede Minute an. Da kann in einer halben Stunde alles vorbei sein. Du machst dir keine Vorstellung.«

Ich spüre ein hartes Stechen in der Brust. Das ist das Schlimmste, was ich je gehört habe. Was meint sie denn damit. Was soll das heißen?

Sie ist so angespannt, dass sie gar nicht merkt, wie ich zusammenzucke, und bevor ich etwas erwidern kann, hat sie mich durch die Seitentür der Ververs gezogen.

Im Wohnzimmer stehen zwei Detectives, sie bitten meine Mutter zu warten und bringen mich nach oben. Ich habe immer noch Mr. Ververs Gesicht vor Augen, als er uns die Tür aufgemacht hat, voller Emotionen, sein ganzer Körper irgendwie in Bewegung, er kratzte sich an den Oberarmen und wippte auf den Füßen.

Er gibt sich viel Mühe, finde ich. Er gibt sich Mühe, und Dusty kocht Kaffee, eingehüllt in ein übergroßes Sweatshirt, bei dessen Anblick ich schon anfangs zu schwitzen. Sie versucht, sich zusammenzureißen, und verschüttet immer wieder Kaffeepulver, und als sie sich hinkniet, sehe ich eine große Träne, die ihr die Wange hinunterläuft, aber sie wischt sie mit ihrem ballonartigen Ärmel schnell weg, und als sie wieder aufsteht und mich ansieht, hat sie wieder trockene Augen und wirkt gefasst.

Oben in Evies Zimmer, mit den beiden Männern in Schlips und Kragen, fühlt sich mein Kopf heiß an, und alles in mir ist aufgewühlt, als ob meine Nerven zucken. Es ist einfach alles zu viel, und ich stehe hier und soll mich erinnern, soll erzählen.

Ich atme ein und aus, ganz oft, ganz tief. Als Erstes fragen sie mich, ob irgendetwas in ihrem Zimmer anders aussieht, tut es aber nicht. Ich soll mich genau umsehen, aber es gibt nichts zu sehen. Ich sehe nichts. Ich denke nur die ganze Zeit, wie seltsam es ist, dass dieses Eviezimmer – die Fußballlampe, ordentlich gestapelte Schulbücher, säuberlich aufgereihte Bleistifte mit leuchtend bunten Radiergummis am Ende und der Magic 8 Ball auf ihrem Schreibtisch (der jedes Mal *Frag später noch einmal* antwortet) – jetzt von zwei Männern mit gestreiften Krawatten eingenommen wird, die die Köpfe einziehen müssen, um sich nicht an den Dachschragen zu stoßen. Sie stellen mir bestimmt eine halbe Stunde lang Fragen, immer dieselben. Ich sitze auf dem Bett, auf Evies knotiger gelber Tagesdecke. Ich weiß nicht, wo ich hinsehen soll, also starre ich auf den dicken rötlichen Schorf auf meinem Knie, vom Training, ich fahre mit den Fingernägeln unter dem Rand entlang, zupfe ganz vorsichtig daran.

»Lizzie«, sagt einer der beiden, »hat Eveline – Evie – gesagt, dass sie auf jemanden wartet?«

»Nein. Sie wollte zu Fuß nach Hause gehen.«

»Geht ihr sonst immer zusammen nach Hause?«

»Ja, aber ich bin einkaufen gefahren.«

Sie wiederholen ihre Fragen. Ich wiederhole meine Antworten, fahre mit den Fingern über mein Knie, über die Struktur des Schorfs. Die Fragen gehen jetzt in eine andere Richtung.

»Hat Evie einen Freund?«

Ich merke, dass ich rot werde, und fühle mich dann blöd deswegen.

»Nein«, sage ich.

»Hat sie jemals mit dir über Jungs geredet? Jungs, die sie mag, oder die sie vielleicht mögen?« Einer der Detectives setzt sich neben mich, die Matratze ist plötzlich schief.

»Nein«, sage ich noch einmal. »Nie.«

VERMISST: Eveline Marie Verver, dreizehn Jahre alt. Größe 1,55 m, Gewicht 40 kg. Haarfarbe: Dunkelbraun. Augenfarbe: grau.

Zuletzt gesehen am 28.5. auf dem Heimweg von der JFK Junior Highschool. Sie ist bekleidet mit einem gelben T-Shirt mit einem Schmetterling darauf, blauen Shorts und Turnschuhen.

Besondere Kennzeichen: Bluterguss über dem linken Auge. Kleine weiße Narbe am Oberschenkel innen.

Das hängt jetzt an allen Strommasten und in den Schaufenstern. Alles daran wirkt falsch, schon der Name.

Wenn man als Mädchen zusammen aufwächst wie wir, ist man sich körperlich so nah. Manchmal sah ich an meinem linken Bein hinunter und wunderte mich, wo der weiße Kringel geblieben war, die halbmondförmige Narbe, von einem Nagel, der sich dort hineingeböhrt hatte, als Evie in der zweiten Klasse mit Dustys Fahrrad hingefallen war, Dusty hatte sie so schnell angeschoben, die Hände an Evies Rücken. Dann fiel mir ein, dass das ja gar nicht meine Narbe war, sondern Evies, obwohl ich sie manchmal mit den Fingerspitzen fast ertasten konnte, wie bei den Soldaten, über die wir in Geschichte gesprochen hatten, mit ihren Phantomgliedmaßen.

Diese körperliche Nähe, das kommt von den vielen Nächten, aneinandergeschult im Pfadfinder-Zelt im Garten hinterm Haus, oder davon, im Schwimmbad gemeinsam das Chlor abzuduschen, zusammen im weichen Gras neben dem Fußballfeld zu liegen, unsere Verletzungen zu vergleichen, auf dem blauen Fleck der anderen herumzudrücken. An unseren Badeanzügen zu zupfen, gespannt zu sein, wer als Erste einen BH tragen wird, obwohl Evie schon wusste, dass ich es sein würde, aber sie war diejenige, die solche Bauchkrämpfe hatte, dass sie sich krümmte und ganz weiß wurde. Manchmal fühlte ich diese Krämpfe mit. Manchmal fühlte ich die Schmerzen genauso wie sie. Ich wollte sie mit ihr fühlen.

Wir teilten alles, unsere Tennissocken und Radiergummis, unsere Zopfspannen und Winterstrumpfhosen. So nah waren wir uns. Manchmal blinzelten wir sogar im Gleichtakt.

In der zweiten oder dritten Klasse baten unsere Eltern uns ständig, *Führt doch noch mal euren Tanz vor, führt doch mal euren Tanz vor*. Das erste Mal war bei einer Aufführung unseres Stepp-Kurses. »Me and My Shadow«, wir beide im gleichen silbernen Gymnastikanzug, auf dem Kopf einen glänzenden Zylinder, unsere Haare in derselben undefinierbaren Farbe, die Löckchen festgesprüht von

Madame Connie, unserer Lehrerin. Danach mussten wir es immer und immer wieder vortanzen, auf Geburtstagsfeiern, zu Ostern. Hundert Mal, bei den Ververs im Keller, bei uns im Wohnzimmer, in der Schule, *Step-Shuffle-Back-Step, Step-Shuffle-Back-Step*. Immer wieder, mit rot angemalten Wangen, bis ich fünf Zentimeter wuchs und Evies Haare dunkler wurden, und dann haben wir diesen Tanz nie wieder aufgeführt.

Aber ich wette, ich könnte ihn noch. Ich wette, ich könnte ihn hier und jetzt.

Aber so was ist einfach irgendwann zu Ende.

Und jetzt, wo Evie weg ist, geht mir auf, dass manches sich schon länger verändert hatte. Die Narbe an ihrem Bein, ich konnte sie früher richtig unter meinen Fingern spüren, als ob sie von ihrem Bein auf meins gesprungen wäre. »Vielleicht mache ich das Probespiel fürs Hockeyteam doch nicht mit«, hat Evie eines Tages gesagt, obwohl wir schon seit einem Jahr über nichts anderes geredet haben, weil wir ins Juniorteam wollen. Und dann die Freitagabende, an denen Evie auf einmal keine Lust mehr hat auf die Tischtennisturniere im Garten mit Dusty und Mr. Verver, die immer bis in die Nacht dauern, Glühwürmchen schwirren umher, und die Nacht ist etwas ganz Besonderes. Sie hat keine Lust mehr, und ich verstehe nicht, warum.

Wir sind keine sommergebräunten Kinder mit struppigen Haaren und vorstehenden Kinderzähnen mehr. Ich weiß nicht, wann das aufgehört hat, aber es hat aufgehört. In letzter Zeit sah sie manchmal nachdenklich aus, und ich konnte ihren Gesichtsausdruck nicht deuten. Ich hatte auch irgendwas, etwas, das mir unter der Haut juckte, aber ich wusste nicht, was es zu bedeuten hat. Ich hatte das Gefühl, sie kannte ihr im Zickzack springendes Herz genau, und ich verplemperte nur meine Zeit.

»Er ist wieder dahaa ...« Das sagt Kelli Hough in der Schule, ein paar von uns stehen um ihren Spind. Ich war die ersten drei Stunden nicht in der Schule, weil ich mit der Polizei geredet habe, und fühle mich unsicher, irgendwie verloren. Und dann steht Kelli da, mit ihrem Mundwerk, ihr französischer Zopf ist so straff geflochten, dass sie aussieht wie geliftet.

»Corrine Willows«, flüstert jemand. Der Name macht wieder die Runde, er taucht hinter Spindtüren auf, in der Essensschlange in der Cafeteria. Wir waren in der zweiten Klasse, und Corrine war zwei Klassen über uns. Während einer Übernachtungsparty bei ihr zu Hause war jemand durch ihr Fenster hereingekommen, hatte sie gepackt und war mit ihr in die Nacht verschwunden. Man vergaß nicht mal die Details. Der Emily-Erdbeer-Schlafsack, das glänzende lila Nachthemd, die

Schiene an ihrer linken Hand, weil sie sich im Sportunterricht den Finger verstaucht hatte. Es gab Suchtrupps. Sie durchkämmten den See und den Milky River.

»Corrine war ein neunjähriges Kind«, sagt Tara Leary, rotgesichtig und gebieterisch. »Das ist nicht dasselbe.« Taras Vater arbeitet bei der Staatsanwaltschaft. »Außerdem weiß die Polizei genau, dass es ihr Vater war, da ging es ums Sorgerecht. Sie konnten es nur nicht beweisen.«

Das klang alles plausibel, aber diese Art Wahrheiten spürte man nicht im Bauch, also wurden weiter Geschichten erzählt, von einem zum anderen getragen, ausgeschmückt, dass es gar nicht der Vater gewesen war, sondern jemand aus unserer Stadt, ein Kindermörder, einer von uns, der Corrines leblosen Körper irgendwo versteckt hatte, wo ihn niemand finden würde, zum Beispiel unter den Bodendielen der Schulturnhalle oder unter der Eisbahn an der Stadthalle.

Die Mädchen schwirren den ganzen Tag um mich herum, und abends hängen sie an glühenden Telefonen, sie sagen, der Kindermörder hat wieder zugeschlagen. Alle sind atemlos.

»Weiße Sklaven. Sagt meine Mutter. Hat sie im Fernsehen gesehen. Evie wurde wahrscheinlich an einen Scheich verkauft und ist schon unterwegs zu den Arabern.«

»Es ist ein Kinderschänder. Und die bringen ihre Opfer immer in den ersten vierundzwanzig Stunden um.«

Das sagen sie, sie stehen überall in kleinen Grüppchen in den Schulfluren, ganz aus dem Häuschen, weil Evie verschwunden ist. Aber ich glaube das nicht. Wenn Evie tot wäre, wüsste ich das. Etwas in mir würde sich leer anfühlen, und ich wüsste es. Sie ist nicht weg, sie ist nicht weg wie Corrine Willows, mittlerweile nur noch ein Name, kein Mädchen mehr, eine kleine Stichwunde, in die wir ab und zu ganz gern den Fingernagel pieken, um ein wenig darin herumzubohren. Corrine Willows ist nur noch ein Flüstern, eine unheimliche Leere. Evie könnte so etwas nie werden. Wir sind uns vielleicht körperlich nicht mehr so nah wie früher, aber immer noch nah genug, dass ich genau weiß: Evie hört nicht auf, sich zu bewegen, ihre flinken Beine, ihr strahlendes Lächeln – Ich kenne dieses Mädchen. Ich kenne dieses Mädchen besser als mich selbst.

An diesem Abend liege ich im Bett und denke an alles Mögliche außer Evie und das, was mit ihr passiert sein könnte.

Ich stelle mich vor das Fliegenfenster und sehe hinaus auf den weichen, nächtlichen Rasen.

Während ich so nachdenke, im Dunkeln hin und her überlege, schleicht sich immer wieder etwas in meinen Kopf, und ich versuche, es zu fassen zu kriegen. Ich weiß nicht einmal genau, was ich suche, was es ist, das ich da im Hinterkopf habe.

Es ist halb zwei, und alle anderen schlafen, oder versuchen es zumindest. Ich gehe auf Zehenspitzen die Treppe hinunter, mein Nachthemd verfängt sich zwischen meinen Beinen, ich halte eine kleine Taschenlampe umklammert.

Die Haustür ist genau vor meiner Nase, aber ich weiß, wie laut sie knarrt, genau wie die Verandatür, die beim Aufschieben erst quietscht und dann klappert. Stattdessen schiebe ich das halb offene Fenster im Wohnzimmer hoch und klettere auf das Fensterbrett, meine Knie drücken sich in die Rille.

Wenn sich der stechende Schmerz in den Knien bloß nicht so gut anfühlen würde. Ich hasse das, wenn es sich so anfühlt, so hart, dass ich es am liebsten in den Mund nehmen würde. Das ist zu peinlich, um es auszusprechen. Nur Evie würde ...

Ich klemme mir die Taschenlampe zwischen die Zähne und schiebe mich durchs Fenster, lande mit den Füßen im Gras, es kitzelt zwischen den Zehen. Ich renne durch die Einfahrt der Ververs, fühle mich wie ein Geist.

Es fühlt sich irgendwie toll an, so wie es auch oft mit Evie war, in einem Zelt im Garten, Mund und Finger klebrig von Marshmallows, wir rollten im nächtlichen Gras umher, erschrecken vor jedem Geräusch, jedem Echo, jeder Grille, die ihre Flügel aneinander rieb, nur für uns.

Da ist irgendetwas.

Aber ich kriege es nicht zu packen.

Ich stütze mich an der Backsteinwand ab, ich habe das Gefühl, sonst einfach umzufallen.

Hier war irgendwas, etwas, das etwas bedeuten könnte. Ein Fund, ein Aha-Erlebnis, aber ich komme einfach nicht darauf. Ich kann die losen Enden nicht zusammenfügen.

Ich stolpere auf die Rückseite des Hauses, stoße mir dabei dreimal den großen Zeh, beim letzten Mal schießt mir heißes Blut unter den Nagel.

Hier liegt etwas, ich bin auf etwas getreten.

Ich bücke mich, um es näher zu betrachten.

Es ist der zusammengerollte, glänzende Gartenschlauch, seine harte Düse.

Er erinnert mich an etwas. Er verleiht dem vagen Gedanken eine Form.

Vor drei oder vier Wochen schoben Evie und ich unsere Fahrräder hier hinters Haus, um dem Mann nicht im Weg zu sein, der mit einer langen Teleskopstange die Regenrinnen sauber machte. Ein Schauer aus Kiefernzapfen, kleinen Zweigen und Schlamm regnete herab. Schütteln, schütteln, wie Maracas, und da kommt

noch mehr, immer mehr. Einmal fiel ein Nest mit Spatzenkindern herab, alle tot, und seitdem bleibt Mrs. Verver immer mit einem kühlen Lappen auf der Stirn in ihrem Zimmer liegen, bis es vorbei ist. »Wer will das denn alles sehen«, sagte sie, »wer will schon wissen, was da oben alles ist.«

Wir lehnten unsere Fahrräder an den Birnbaum in der Mitte des Rasens, und dort zeigte mir Evie etwas.

Ich weiß noch, wie ich dachte, dass es doch seltsam ist, dass wir uns kaum noch hier hinten herumtreiben. Als wir kleiner waren, haben wir so gut wie immer hier gespielt, haben uns an den Stamm des Birnbaums geklammert und sind bis ganz oben hinaufgeklettert.

Evie hockte sich hin, legte die Hände auf den Gartenschlauch, den wir für Carl, den Regenrinnenmann, auf das große Rad aufrollen sollten.

»Soll ich dir mal was zeigen?«, fragte sie mich, und ich setzte mich aufgeregt neben sie, ich rechnete immer mit etwas ganz Besonderem, einem fünfblättrigen Kleeblatt, einem Regenwurm mit zwei Köpfen, einer Tonscherbe aus dem Altertum.

Wir kauerten uns hin, aber ich sah nur drei Zigarettenskippen herumliegen und abgebrannte Streichhölzer, die sich nach oben gebogen hatten. Auf einem der weißen Filter stand das Wort »Parliament«.

»Deine Schwester?«, fragte ich, obwohl ich mir nicht vorstellen konnte, dass Dusty heimlich rauchte – mit ihren Puppenlocken, ihrem blitzblanken Gesicht, ihren schicken Haarspangen.

»Nein«, antwortete sie, obwohl ich dachte, das könne sie ja gar nicht wissen. Ich wollte eine der Kippen anfassen, aber sie ließ mich nicht.

»Mein Dad hat aufgehört zu rauchen«, sagte sie, und ich erinnerte mich daran, wie Mr. Verver uns davon erzählt hatte, wie er auf Plastiklöffeln, Pfeifenreinigern und Strohhalmen herumgekauert hatte, bis er eines Tages fast an so etwas erstickt wäre, als er mit dem Auto über einen Bordstein fuhr.

»Vielleicht hat er aufgehört, vielleicht aber auch nicht.« Ich grinste.

Wäre doch lustig; ich könnte ihn damit aufziehen, so wie Dusty ihn aufzog, wenn seine Freunde zum Kartenspielen kamen und einen Berg Bierdosen zurückließen und sie ihn als heruntergekommen bezeichnete. Ich könnte ihn nie so nennen, aber Dusty benutzte immer solche ausgefallenen Wörter, sie breitete sie einfach vor sich aus wie einen Fächer. Und Mr. Verver gefiel das, und es wäre doch toll, ihn zum Lächeln zu bringen, nur für mich.

Evie sah auf den Rasen, die Zigarettensammel.

Sie sah irgendwie so ernst aus. Sie dachte über etwas nach, und ich hatte keine Ahnung, worüber. Auf einmal ging mir dieser Gedanke durch den Kopf, *Schon*

wieder. Immer öfter ist Evie gar nicht mehr Evie. In ihren Augen lag ein schwerer, düsterer Ausdruck, und ich wollte wissen, warum. Als ob ein Gewicht dahinter pendelte, das ich anstoßen, es hin- und herschwingen lassen könnte, aber es gehörte mir nicht.

Wie konnte sie es nur vor mir geheim halten?

Ich gab ihr einen Schubs. Sie fiel aus der Hocke nach hinten, stützte sich mit ihren dünnen Armen ab.

Ich lachte, aber es klang falsch, ein verächtliches Lachen, wie das von Tara Leary, als sie meinen kümmerlichen kleinen Sport-BH gesehen hatte.

Evie sah mich an, wog offensichtlich das Für und Wider ab, und sagte: »Manchmal, nachts, steht er hier draußen.«

Ihre Worte jagten mir einen Schauer über den Rücken. Ich wusste nicht, wovon sie redet.

»Du meinst deinen Vater.«

»Nein, ein anderer Mann.«

»Was für ein Mann?«, fragte ich langsam, verwirrt. »Ein Junge, einer von Dustys Jungs?«

Sie schüttelte den Kopf und sah zu ihrem Zimmerfenster hinauf. Ich drehte mich um und sah ebenfalls hinauf. Dustys Zimmer geht nach vorne raus, Evies nach hinten. Von dort, wo wir knieten, konnte man in ihr Zimmer sehen, die Dachschrägen, die Fußball-Lampe.

»Was für ein Mann, Evie?«, fragte ich noch einmal.

Und sie legte die Handfläche auf die Zigarettenstummel. »Bestimmt ist es ein Traum. Es ist irgendwie alles so durcheinander, wie im Traum.«

Sie rieb sich den Kopf und lächelte, ein albernes Lächeln mit allen Zähnen, und dann schoss ihr Arm hervor, und sie schubste mich auch, und ich kippte nach hinten, mein Kopf sank ins Gras, und Evie setzte sich auf mich und lachte, und wir lachten beide, bis Mrs. Verver nach uns rief und uns bat, Carl das Gartentor aufzumachen.

Und jetzt stehe ich hier. Und da liegen vier Zigarettenkippen, zwei platt gedrückt und zwei, die gebogen sind wie Muscheln, als könnte man sie ans Ohr halten und würde das Meer hören.

Da liegen sie.

»Hi Lizzie«, begrüßt mich Mr. Verver. Es ist der dritte Tag. Seine Augen sind rotgerändert, und er ist unrasiert, wie damals, als Dusty in die Notaufnahme musste, weil ihr Blinddarm einfach geplatzt war wie ein Luftballon.

»Hi«, sage ich. »Mom hat gesagt, Sie wollten, dass ich herkomme.«

Es fühlt sich alles sehr seltsam an, weil ich zwar mein gesamtes Leben lang zu Mr. Verver hochgeschaut habe, mich aber nicht erinnern kann, jemals ohne Evie mit ihm gesprochen zu haben, bis auf das eine Mal, als wir sieben waren und er mit uns zu einem Halloween-Jahrmarkt gegangen ist. Alle wollten ins Gruselhaus, in dem man angeblich von Geistern mit Mistgabeln durch ein Mais-Labyrinth gejagt wurde. Aus dem Lautsprecher hinter der Eingangstür dröhnten Kettenrasseln und Schreie, und ich wollte nicht hinein. Draufgängerin Dusty hatte Evie angestachelt, und die beiden gingen zusammen hinein, die Angst ins Gesicht geschrieben, während Mr. Verver mit mir draußen blieb und mir versicherte, Gruselhäuser wären sowieso nur etwas für kleine Kinder. Er kaufte mir eine Tüte *Candy Corn* und zeigte mir, wie man es hochwerft und mit dem Mund auffängt.

Später erzählte er Dusty, ich hätte die ganze Zeit gezittert, mich an seinem Gürtel festgeklammert, mit großen Augen und zusammengepressten Lippen. Aber das stimmte nicht. Ich hatte überhaupt keine Angst. Angst wirklich nicht.

»Lizzie«, sagt er jetzt, seine Stimme klingt angestrengt und heiser, »Evie braucht deine Hilfe. Ich brauche deine Hilfe. Wir alle. Du kannst mir alles erzählen.«

Er berührt meine Hand und sieht mir direkt in die Augen.

»Keiner kriegt Ärger. Du hast nichts angestellt. Aber vielleicht weißt du irgendwas, auch wenn es dir unwichtig vorkommt. Du hast sie ...« Er beugt sich zu mir, ich sehe die Falten in seinem Hemd und merke, wie müde er ist.

»Du hast sie als Letzte gesehen. Du könntest am ehesten wissen, was passiert ist.«

Ich kann nicht so tun, als würde er mich nicht erschrecken, dieser völlig verzweifelte Ausdruck in Mr. Ververs Gesicht. So habe ich ihn noch nie gesehen. So sehen Erwachsene normalerweise nicht aus, schon gar nicht Mr. Verver, der immer so fröhlich ist, der immer von Glanz und Lächeln und Leichtigkeit umgeben scheint, der kaputte Sachen repariert – die Griffe am Fahrradlenker, Hockeyschläger, deinen Arm, wenn dich etwas gestochen hat –, als ob er alles nur berühren müsste, um es zu heilen, ohne jegliche Anstrengung. Einfach mit seinen Händen.

Und jetzt steht er vor mir, mit dieser Verzweiflung im Gesicht, und ich verstumme.

Mein Kopf ist ganz leer, und ich strengte mich an, strengte mich an.

Da ist noch irgendetwas, ein Rauchwölkchen, ganz weit hinten in meinem Kopf, aber ich komme nicht drauf.

Von oben sind stampfende Schritte zu hören, und ich weiß, das ist Dusty, denn Mrs. Verver macht keine Geräusche. Meine Mutter hat mir in vertraulichem Ton erzählt, dass Mrs. Verver sich stundenlang übergeben hat. Das Bild habe ich jetzt im Kopf. Einmal, nachdem mein Vater uns verlassen hatte, hat meine Mutter die ganze Nacht in der Küche gegessen und Rosé getrunken und sich schließlich in die Spüle übergeben. Das ist eine der Lieblingsanekdoten meines Bruders, der seine Zuhörer dann normalerweise auch noch mit gespielterm Würgen erfreut.

»Warum hat Mrs. Verver sich denn übergeben?«, fragte ich meine Mutter, die darauf nur seufzte und in ernstem Ton antwortete: »Ich glaube, du verstehst gar nicht, was hier passiert.«

Und ab da hörte ich ihr nicht mehr zu, verschloss meine Ohren vor ihrer Düsterei und Schwermut. Es ist fast, als würde sie es genießen, dass es so schrecklich ist, alle scheinen das zu tun. Als ob sie etwas davon hätten, als ob es das Leben ein bisschen aufregender machen würde, bedeutsamer, wirklicher.

Ich würde ihr gern sagen, dass Evie nicht weg ist, und als ich hier bei den Ververs auf dem Sofa sitze, auf dem Sofa, in dessen Ritzen Evie und ich nach Dinnerpartys immer nach verlorenen Vierteldollarstücken gesucht haben, weiß ich, dass Evie hier ist, dass sie uns zusieht, kurz davor ist zu kichern, mit ihrem schiefen Zahn im linken Mundwinkel, von damals, als sie sich bei den Benedicts das Kinn an der Veranda aufgeschlagen hat, weil sie so schnell gerannt ist, um in den Fiberglas-Pool zu springen, ins Wasser zu tauchen und hinunter, hinunter, bis auf den chlorverätzten Grund.

»Lizzie«, sagt Mr. Verver, und ich schrecke aus meiner Erinnerung hoch. »Erinnerst du dich noch an irgendetwas anderes, was an diesem Tag war? Hat sie irgendwas gesagt, war etwas komisch, als du sie das letzte Mal gesehen hast?«

»Ich weiß nicht«, antworte ich, »ich kann mich kaum erinnern. Sie hat gesagt, sie geht nach Hause. Sie war hinter der Hecke, und dann war sie weg.«

Er nickt, als ob das irgendeinen Sinn ergeben würde. Tut es aber nicht. Ich versuche angestrengt, mir alles noch einmal vorzustellen, noch einmal zurückzukehren wie in einen Traum, den man einfach noch einmal träumen kann.

»Sie hat gesagt, wir brauchen sie nicht mitzunehmen. Ich hatte sie gefragt, ob wir sie mitnehmen sollen. Aber sie wollte nicht. Ist das komisch? Kommt mir nicht komisch vor. Jetzt ist es natürlich schon komisch, aber wenn alles wäre wie immer, würde ich es nicht komisch finden, glaube ich.«

Mr. Verver nickt, starrt ins Nichts. »Plötzlich kommt einem alles komisch vor«, sagt er, »nichts ist wie sonst.«

Ich sehe aus dem Fenster, auf der Veranda unterhalten sich die Detectives, einer von ihnen raucht, wie ein Fernsehpolizist. Mir fallen die Zigarettenstummel wieder ein.

Mir ist schwindlig, und ich sage, dass ich kurz auf die Toilette gehe. Ich stehe in dem rosa Badezimmer, sehe in den Spiegel und zähle dreimal bis zehn.

Als ich wiederkomme, macht Mr. Verver gerade Kaffee in der verbeulten alten Kanne, die er immer zum Angeln mitnimmt.

»Die andere ist Dusty heute morgen kaputtgegangen«, sagt er und versucht zu lächeln. »Die Nerven.«

»Vielleicht hat es gar nichts zu sagen«, platze ich heraus.

Er hält inne, das Wasser läuft ihm über die Hand.

»Was?«

»Es ist nur ... wahrscheinlich gar nichts«, stottere ich. Seine Miene hellt sich auf, und ich werde ganz aufgeregt.

»Ich weiß«, antwortet er, »aber ›nichts‹ ist in Ordnung. Wirklich. Im Moment wäre ›nichts‹ schon mehr, als wir jetzt haben.«

Wir gehen zusammen in den Garten, und ich hoffe, sie liegen noch da. Mein Herz pocht, und ich habe Angst, die Zigaretten nur geträumt zu haben.

Mr. Verver hat mir die Hand auf die Schulter gelegt, und mein Herz wird ganz schwer.

Es sind nur zwanzig Schritte zu dem knorrigen Birnbaum, aber es kommt mir gerade sehr weit vor. Mit jedem Schritt, jedem Zweig, jedem Dreckklumpen, jedem trockenen Blatt fühle ich einen scharfen Schmerz, wie von den Zinken eines Rechens. Bald renne ich fast.

Mein Blick fällt auf das Weiß, ich sehe sie als Erste, sie sind noch da, nach letzter Nacht, neben einer Baumwurzel in die Erde getreten.

Mr. Verver hockt schon daneben, und es ist kein Traum. Dort sind sie. Er hat die Hände auf den Oberschenkeln, er fasst sie nicht an.

»Hast du die hier gefunden?«

»Nein, Evie. Sie hat sie mir gezeigt. Oder jedenfalls solche. Vor etwa einem Monat.«

Er runzelt die Stirn. In seinem Gesicht passiert alles Mögliche, Überlegungen und Ahnungen.

»Was hat sie dazu gesagt?«

Manchmal, nachts, steht er hier draußen. Das hat Evie gesagt.

»Nichts«, lüge ich. Ich weiß nicht, wieso, aber die Lüge geht mir so leicht über die Lippen, dass es sich richtig anfühlt.

Er steht auf und betrachtet mich, und ich habe das Gefühl, er sieht mir die Lüge an.

Ich weiß es.

Ich starre auf die Zigarettenstummel, flach und durchweicht, wie Schalen, die von einer harten Frucht gerutscht sind.

»Nichts«, sage ich noch einmal und sehe ihm in die Augen, diese verwirrten Augen.

Danke, sagt er dann, das sagt er wirklich, er legt mir die Hände auf die Schultern, als ob er mich umarmen wollte, und tut es auch fast, aber stattdessen umfasst er einen meiner Zöpfe, zieht leicht daran und lächelt. Sein Gesicht ist voller Licht, und ich merke, wie mein Hals rot wird, und mein Gesicht auch, weil ich dachte, er würde mich umarmen, das habe ich wirklich kurz gedacht. Oder dass er mich über die Schulter werfen würde wie einen Kartoffelsack, wie früher, als wir noch klein waren und er Evie und mich hin- und herschaukelte und unsere Zöpfe flogen und wir so laut quietschten, und Dusty saß am Küchentisch und übte schriftliche Division und schimpfte, wir sollten aufhören, sie hat es immer gehasst, wenn Mr. Verver mit uns spielte. Aber früher oder später schnappte er sie sich dann auch, trug uns eine nach der anderen aus der Küche ins Wohnzimmer und warf uns dort aufs Sofa, wir lachten so laut, und Mrs. Verver kam die Treppe heruntergerannt und wollte wissen, was hier schon wieder los war ...

Mr. Verver unterhält sich im Garten mit den Detectives. Sie stehen im Kreis um die Zigaretten herum wie um ein Lagerfeuer.

Ich sehe ihnen durch das Küchenfenster zu, die Kaffeemaschine gluckert.

Manchmal, nachts, steht er hier draußen.

Das hat Evie gesagt.

Als sie es sagte, lief mir nur ein kleiner Schauer über den Rücken, wie wenn man sich nachts im Dunkeln gruselt. Später schlich sich die Bemerkung jedoch wieder in meinen Kopf, und ich dachte über die ganzen Jungs nach, die Dusty hinterherliefen, sie in den Schulfluren umschwärmten, ihr Briefchen in den Spind steckten und sie keine Minute allein ließen. Viele von denen könnten nachts hier herumhuschen, etwa Bobby Thornhill, sie vielleicht beobachten wollen und dann womöglich im Garten landen und Evies Fenster für das von Dusty halten.

Ein bisschen schadenfroh stellte ich mir vor, wie enttäuscht sie sein mussten, wenn sie dann einen Blick auf Evies dünnes Gestell erhaschten, ihre kaum vorhandenen Brüste, wie sie auf dem Bett lag, die Beine übereinandergeschlagen, leicht wippend, mit Pompons an den weißen Söckchen.

Mr. Verver kommt in die Küche, sein gesamter Körper unter Spannung. »Sie meinen, es könnte eine Spur sein«, sagt er. »Sie wissen es noch nicht, aber sie meinen, es wäre möglich.«

Ich möchte irgendetwas sagen. Denn ich frage mich, sieht er denn nicht, was das bedeutet? Ist das nicht hundertmal schrecklicher, die Vorstellung, dass Evie – wo auch immer sie ist – bei jemandem sein könnte, der sie beobachtet hat, nächtelang, aus dem Schatten der Bäume heraus, der sie beobachtet hat, in aller Seelenruhe, unbehelligt, der geraucht hat und geatmet und sie beobachtet und ...

Auf einmal klickt es in meinem Kopf, und da weiß ich es, das ist es, die Worte purzeln mir aus dem Mund:

»Das Auto. Zweimal. Ein Auto ist zweimal an uns vorbeigefahren.«

»Wie bitte?«, fragt Mr. Verver, vorsichtig, sanft, die Finger auf der Arbeitsplatte. »Ein Auto?«

»Ein rotbraunes Auto. Als wir gewartet haben, ist es zweimal an uns vorbeigefahren. Mindestens zweimal.« Ich bin sehr aufgeregt, wippe auf und ab, tippe mit den Schuhen auf das Linoleum.

»Weißt du, was für ein Auto das war, Lizzie?«, fragt er, und seine Augen sind auf einmal ganz hell, ganz klar.

»Keine Ahnung.« Ich kriege den Satz kaum heraus. »Aber ... aber ich kenne das Auto. Ich hab's schon mal gesehen.«

Ich bin mir nicht mal sicher, was ich genau damit meine, aber es stimmt.

Die Detectives stehen um mich herum und zeigen mir Fotos von Autos in einem riesigen Ordner. Seitenweise Autos. So funktioniert es aber nicht, weil etwas ganz anderes meine Erinnerung ausgelöst hat. Ich kann mir das Auto selbst nicht vorstellen, es ist dieses Gefühl, als es an mir vorbeifuhr, die Neugier, die kurz in mir aufflammte, *warum fährt der so langsam, ist das nicht dasselbe Aut...*

Ein winziger Augenblick, dann war es vorbei.

Da hat sich wohl jemand verfahren, sagte Evie. Hat sie das nicht gesagt?

Und ich weiß noch, dass ich das Auto in dieser Sekunde fast wiedererkannt hatte, in dieser kurzen Sekunde, in der sie das sagte, das Erkennen hing irgendwo in meiner Nähe, ich hätte es nur an mich ziehen müssen.

Eine Stunde oder mehr vergeht, Mr. Verver tigert auf und ab, Mrs. Verver hat ein Beruhigungsmittel genommen, und ich weiß nicht, was ich tun soll, ich gehe in die Küche und hole mir ein Glas Wasser, zweimal, dreimal. Einmal komme ich an der Treppe vorbei und höre Dusty in ihrem Zimmer schluchzen.

Irgendwann klingelt das Telefon und jemand will Detective Thernstrom sprechen. Er unterhält sich eine Weile und kommt dann zurück und fragt mich, ob

ich das Auto womöglich deswegen kenne, weil ich es jeden Tag sehe, jeden Tag im Cloverly Way, auf dem Schulweg, an den sechs Blöcken, die ich jeden Tag zweimal entlanggehe. Habe ich es dort schon einmal gesehen?

Und ich merke, wie mir wieder Gedanken durch den Kopf schießen, aus irgendwelchen Ecken meines Gehirns.

»Es ist ein Skylark, nicht wahr? Ein Buick Skylark?«, fragt er mich und zeigt auf das Foto eines glänzenden schwarzen Autos, das für mich aussieht wie jedes andere Auto.

»Aber es war rotbraun«, will ich sagen, sage es aber nicht, weil ich weiß, dass das dumm klingt.

Ich kneife die Augen zusammen und lege den Finger auf das Bild. Das ist das Auto. Das ist es.

In diesem Moment weiß ich es auf einmal mit absoluter Klarheit. Ein Bild in meinem Kopf, von dem Auto, dem Mann, dem Mann in dem Auto.

»Mr. Shaw«, sage ich. »Das Auto gehört Mr. Shaw.«

5.

Ich habe die Worte ausgesprochen, ich habe seinen Namen genannt und auf das Bild irgendeines Buicks gezeigt. Ich habe es ausgesprochen, und auf einmal bricht Hektik aus.

Ich weiß nicht, was passiert, aber alle bewegen sich durcheinander, und ein Detective telefoniert wieder und Detective Thernstrom spricht in der Ecke mit Mr. Verver, und Mr. Verver hört angestrengt zu, er starrt auf den Teppich und ballt immer wieder die Fäuste. Ich kann ihm nicht ansehen, ob ich, wie im Märchen, in einem hohlen Baum magischen Balsam gefunden habe, oder ob ich dafür gesorgt habe, dass sich unter uns die Erde auftut und wir alle ins Dunkel stürzen.

»Shaws Frau hat auf dem Revier angerufen«, sagt Detective Thernstrom zu Mr. Verver.

Ich sitze am Esstisch und schaue Bilder von Autos an. Einer der Deputys spricht mit mir, aber ich höre nicht zu, ich höre auf Detective Thernstroms langsame, ruhige Stimme und auf Mr. Ververs raue Ahas.

»Sie hat gesagt, ihr Mann sollte eigentlich auf einer Versicherungstagung in der Provinz sein. Als er sich gar nicht gemeldet hat, hat sie im Hotel und bei der Tagungsleitung angerufen. Sie haben alle gesagt, er hätte gar nicht erst eingecheckt. Sie hat ihn seit zwei Tagen nicht gesehen.«

»Und wir wissen, dass das sein Auto ist?«, fragt Mr. Verver mit scharfer und hektischer Stimme. »Harold Shaw. Den kenne ich – nicht gut, aber ich kenne ihn – seit zehn Jahren. Ist es sicher, dass das sein Skylark ist?«

»Das ist seine Marke und sein Modell. Wenn das der Wagen ist, den sie gesehen hat, dann ist das ein Durchbruch. Zwei Beamte fahren gerade zu dem Tagungshotel. Wir haben die Fahndung rausgegeben. Wir befragen alle, die die Shaws kennen. Alle verfügbaren Kräfte sind damit beschäftigt ... die Sache hat oberste Priorität.«

Detective Thernstrom senkt die Stimme, und ich kann ihn kaum noch verstehen. Ich habe das Gefühl, er spricht über mich. Als würde er sagen *Vielleicht weiß sie noch mehr. Vielleicht weiß sie alles.*

Aber da fängt der Deputy wieder an, mich zu löchern. »Wie schnell ist der Wagen gefahren? Bist du sicher, dass du ihn zweimal gesehen hast? Denselben Wagen?«

Und ich kann gar nicht mehr denken, und manchmal werden ihre Stimmen wieder lauter, und ich höre Mr. Verver sagen: »Aber was kann ich denn da tun, was kann ich tun.«

Dieser Laut, dieses Knarzen in seiner Kehle, so was habe ich noch nie von ihm gehört, und es hallt in mir nach, intensiv.

Wenn ich mir jetzt den Skylark vorstelle, vor meinem inneren Auge, sehe ich Mr. Shaw hinter dem Steuer sitzen. Wobei der Wagen in meinem Kopf nicht mal mehr rotbraun ist, sondern schwarz, wie der in dem Buch, das sie mir gezeigt haben, das Bild hat sich in meinem Kopf festgesetzt.

Ich sehe Mr. Shaw hinter dem Steuer.

Mr. Shaw hat eine Aktentasche und trägt braune Slipper und Krawattennadeln. Er ist der Versicherungsvertreter meiner Mutter und der der Ververs. Er ist alt, auf diese sportsakkotragende Art von Mathelehrern und Schulleitern und Ärzten, Jahrzehnte älter, scheint es, als Mr. Verver.

Mr. Shaw hat das verglaste Büro am Cloverly Way, genau da, wo die Straße steil abfällt. Wenn ich ihn mir vorstelle, sehe ich ihn dort. Ich bin auf dem Fahrrad, fahre dort vorbei, im Leerlauf, die Turnschuhe in die Luft gestreckt, ich drehe den Kopf und schaue zu ihm hinein, da ist er, blaues Sakko, strähniges braunes Haar, einen Stift in der Hand, er hält ihn, als wäre er nicht sicher, was das ist oder wie es dahingekommen ist. Und dann ist er weg.

Oder nein, nein, ein anderes Mal, ich gehe vorbei und sehe ihn da stehen, die Arme in die Seiten gestemmt, er schaut aus dem Fenster und spricht unhörbar mit jemandem, sein Mund bewegt sich, aber sein übriges Gesicht nicht.

Oder da, da, drüben auf der, welche Straße ist das, die Huntington? Er wäscht dieses rotbraune Auto in seiner Einfahrt, das Polohemd nassgespritzt, sein Sohn Pete, der in Dustys Klasse ist, wringt einen großen goldenen Schwamm aus, sein Walkmankabel baumelt ihm um den Hals, und Mr. Shaw – nichtssagendes Gesicht, blasse Arme, leichter Schatten auf dem Kinn.

»Ich habe noch nie mit ihm gesprochen«, sage ich den Detectives, »und ich habe Evie auch nie mit ihm sprechen sehen.«

Warum sollte Evie auch mit ihm sprechen? Das kommt mir alles so unwahrscheinlich vor. Als wäre das alles ein riesiges Missverständnis, und Mr. Shaw sitzt irgendwo im Norden stocksteif auf einem Tagungsstuhl und tut, was auch immer Leute auf solchen Tagungen eben tun, und hat keine Ahnung, was für fiese Vorstellungen man sich gerade von ihm macht.

Aber an einer anderen Stelle in meinem Kopf scheine ich etwas zu wissen, oder eine Ahnung zu haben. Der Blick, den ich in Evies Gesicht gesehen habe, tief in ihren Augen. Aber darüber rede ich nicht. Ich erzähle ihnen nichts von Evies Gesicht und was darin zu sehen ist, denn es ist nur eine Vermutung, ein Gefühl, weil ich Evie so innig kenne. Ich kenne sie so gut, dass ich es merke, wenn ich nicht mehr alles über sie weiß.

Als Evie mir die Zigarettenskippen zeigte, hat sie mir etwas Privates gezeigt, etwas Mysteriöses, ein schlüpfriges Geheimnis, wie wir es immer getan haben. Direkt ins Ohr geflüstert, haben wir alles miteinander geteilt. Bis wir es nicht mehr getan haben.

Meine Mutter sagt, ich soll mich an den Küchentisch setzen. Sie hat nach der Scheidung aufgehört zu rauchen, hat angefangen, Aerobic zu machen, und sich Strähnchen färben lassen. Aber jetzt hat sie eine Zigarette in der Hand, aus der Kools-Packung, die immer unter dem Bein eines Liegestuhls auf der Veranda steckt.

»Lizzie, wie gut kennst du Mr. Shaw?«

Komische Art, das zu fragen. Ich sage ihr, dass ich ihn überhaupt nicht kenne, was die Wahrheit ist. Ich kenne ihn so gut, wie ich anderer Leuts Väter eben kenne. Sie sind die Väter.

Sie holt tief Luft und schüttelt den Kopf. »Das ist so schrecklich, ich weiß gar nicht, wie Annie das aushält. Sie alle. Ich habe keine Ahnung.«

»Schon gut, Mom.« Ich weiß nicht, was ich sagen soll. So spricht sie normalerweise nicht mit mir, und ich habe das Gefühl, wenn ich das Falsche sage, wird sie nur noch nervöser.

Sie sieht die Zigarette in ihrer Hand an und dreht sie herum, als wüsste sie nicht, was das ist.

»Meinst du, er hat ihr was getan?«, frage ich schließlich. Ich glaube, bis zu diesem Moment habe ich den Gedanken noch gar nicht zugelassen.

»Nein«, sagt meine Mutter, richtet sich plötzlich auf, mit entschlossenem Gesicht, und sieht mich an. »Nein, Schatz. Das ist ein Missverständnis. Das ist alles ein wahnsinniges Missverständnis.«

Diese Lüge hat irgendetwas zu bedeuten, ich spüre ihr Gewicht.

Niemand spricht es aus, aber alle scheinen sicher zu sein – warum sollte Mr. Shaw Evie mitnehmen, wenn er sie nicht anrühren wollte, nicht irgendwas mit ihr vorhatte?

Aber niemand spricht es aus, kein Erwachsener bringt die Worte über die Lippen. Und ich kämpfe gegen die Vorstellungen in meinem Kopf an, versuche sie

abzuschütteln. Hässliche Dinge, und ich weiß nicht mal, woher sie kommen. Sie sind wie zusammengestückelte Collagen, Fetzen aus nächtlichen Filmen im Privatfernsehen, Schulversammlungen, auf denen die Hände gerungen wurden, lüsterne nachgespielte Szenen in Nachrichtensendungen, dazwischen ein Schnappschuss von Evie im Fußballtrikot, ihr Gesicht ausgeschnitten und auf skandalöse nackte Körper geklebt.

Ich gehe in mein Zimmer, ziehe einen Stapel glitzernder Pferdebücher mit goldenem Rücken hervor und lese stundenlang.

6.

Mr. Shaw. Er ist es. So, wie sie in der Schule darüber reden, wie alle darüber reden, könnte man meinen, es handelt sich um irgendeinen Penner, mit Klauen statt Händen, der in seinem Truck lebt.

Aber es ist Mr. Shaw.

Hundertmal haben wir ihn den Zeitungsjungen bezahlen oder tanken sehen, er war einfach irgendein älterer Mann, und jetzt ist er der, der Evie in seinem Buick verschleppt hat. Er hat sie mitgenommen und hat bestimmt Dinge mit ihr gemacht und gemacht, gemacht, gemacht.

Hundert Männer wie er, in den fünf Blocks links und rechts der Straße, und mir ist nie einer von ihnen aufgefallen.

Es ist abends, die dritte Nacht. Nach der Krisensitzung des Eltern-Lehrer-Ausschusses telefoniert meine Mutter noch den ganzen Abend mit anderen Eltern, das Telefon klingelt ununterbrochen, und mein Bruder hat sich in seinem Zimmer verbarrikadiert, der Fernseher läuft, die Stereoanlage ist an, alles ist an, und wenn ich die Hand an seine Zimmertür lege, kann ich die Vibrationen spüren. Wie ein dröhnender, kreischender Fluch über der Schwelle, der mich draußen hält.

Also gehe ich von einem Zimmer ins andere. Als ob ich Evie so finden könnte, unter der Fensterbank hockend oder in den Duschvorhang gewickelt, und dann lacht sie, lacht darüber, dass wir uns alle solche Sorgen gemacht haben.

»Harold Shaw.« Meine Mutter steht im Türrahmen. »Das kann doch nicht sein. Kann doch nicht.« Sie schüttelt den Kopf.

Ich antworte nicht, knipse nur meine Nachttischlampe aus, und sie geht den Flur hinunter.

Ich habe ein Bild im Kopf, von meiner Mutter, wie sie bei einem Picknick am Memorial Day zusammen mit Mr. Shaw Lichterketten aufhängt und ihn bittet, ihr behilflich zu sein, als sie die Leiter heruntersteigt. Ist das wirklich passiert, und hat sie dabei wirklich so mädchenhaft gekichert, als er sie heruntergehoben und vorsichtig auf den Boden gesetzt hat? Ich muss an die anderen Eltern bei den Straßenfesten denken, als wir noch Kinder waren, wie sie sich immer mit anderer Leuts

Ehepartnern zusammendrängten, heimlich rauchten wie die Teenager, etwas zu eng tanzten, leere Bierflaschen liegen ließen und durch die Gärten stolperten. Was verheiratete Leute eben so tun. Ihre Ehefrauen und Ehemänner sollen den strengen Elternteil rauhhängen lassen, damit sie selbst das ungezogene Kind spielen können. Ist es denn so wundervoll, jung zu sein, dass sie gar nicht anders können, als immer wieder so zu tun als ob? Ich kann nichts Wundervolles daran finden.

Nachts im Bett denke ich darüber nach, wie es immer war. Zweimal am Tag, fünfmal die Woche, das ganze Schuljahr über, gingen, rannten, fuhren Evie und ich mit unseren Fahrrädern an den großen Fenstern der All-Risk-Versicherung vorbei, und Mr. Shaw war dort. Mr. Shaw war immer dort. Sah mit seinen traurigen Augen hinaus.

Er sieht so traurig aus, sagte Evie einmal. Mir schaudert, als ich jetzt daran denke.

Er ist so traurig, sagte sie. Wir sahen das Schild im Fenster an. Lebensversicherung, Feuerversicherung, Überschwemmung. *Bestimmt hört er den ganzen Tag traurige Geschichten.*

Er sieht immer aus, als wäre sein Hund gestorben, sagte sie, und ich musste lachen, aber Evie lachte nicht.

Nach der Krisensitzung des Eltern-Lehrer-Ausschusses ist alles anders. Es gibt lauter Durchsagen von Lehrern und vom Direktor, mit ernster Stimme. Neue Regeln.

»Die totale Überwachung«, stöhnt Joannie.

Wir sind in der Turnhalle eingesperrt, die Fenster sind in Schlammgrün mit »Go Celts!« vollgeschrieben, wir warten.

Meine Beine zittern immer noch vom Sport, dieses schmerzhaftes Gefühl von Dehnung, das so herrlich ist – als würde mein Körper gleichzeitig in fünf verschiedene Richtungen gezogen und sich dann wieder zusammenziehen, kraftvoll und herrlich.

Es hält nie an.

Manchmal liegen Evie und ich zusammen auf dem Fußballfeld und ziehen uns gegenseitig an den Beinen, so fest wir können, bis wir das Gefühl haben, zerrissen zu werden. Ich bin fünf Zentimeter größer als Evie, und sie meint, das liegt nur daran, dass sie stärker ist und fester ziehen kann, und die fünf Zentimeter hätte ich nur ihr zu verdanken.

Wir Mädchen fliehen vor dem Lärm der Jungs beim Basketball in eine Ecke auf der Tribüne und tun so, als würden wir ihr heiseres Geschrei, ihre nackten Beine, ihre ganze Anwesenheit gar nicht wahrnehmen.

Ab und zu spielen wir FLAME, ein unglaublich kompliziertes Spiel, bei dem man die Vokale in seinem eigenen Namen und in dem eines Jungen zusammenrechnet, dann erhält man eine Zahl und muss die Buchstaben im Wort FLAME durchzählen. Man streicht die ›Treffer‹ durch, bis nur noch ein Buchstabe übrig ist. Der sagt einem dann die Zukunft voraus, die man mit diesem Jungen hat:

F steht für Freundschaft, L für Liebe, A für Affäre, M für Mistkerl und E für Ehe.

Wir diskutieren die Unterschiede zwischen Affäre und Liebe. Tara sagt, eine Affäre bedeutet, nur einmal Sex zu haben. Joannie meint, eine Affäre kann jede Menge Sex sein, es ist nur ohne Gefühle. Ich kann mich nicht entscheiden, ich schüttele meine Beine aus und frage mich, wo das Dehnungsgefühl hin ist. Mein ganzer Körper fühlt sich angespannt an, wie zusammengefalted.

Die meiste Zeit reden wir jedoch über Evie.

»Sie liegt bestimmt irgendwo in einem Keller«, sagt jemand, »an eine Heizung gefesselt.«

»Pete Shaw war heute nicht in der Schule.«

»Ist auch besser so. Die würden ihn ja fertigmachen.«

Anscheinend weiß jeder, dass Mr. Shaw der, wie Joannie es ausdrückt, ›Hauptverdächtige‹ ist, und es wird viel darüber geredet, dass ich sein Auto gesehen habe, was nur von Tara verbreitet worden sein kann, weil ihr Vater ja bei der Staatsanwaltschaft ist. Plötzlich bin ich total beliebt.

»Es hätte genauso gut dich erwischen können, Lizzie«, sagt Joannie, und zeigt mit ihrem geschwungenen Delfin-Kuli mit der Flosse hinten dran auf mich. »Es hätte genauso gut dich treffen können.«

Dieser Gedanke war mir noch gar nicht gekommen. Jetzt lässt er mich nicht mehr los. Stimmt das? Wenn ich diejenige gewesen wäre, die allein zurückblieb, die auf der menschenleeren Straße vor der leeren Schule stand? Was, wenn ich es gewesen wäre, die aus allem herausgerissen und ins Dunkel verschleppt wurde? Hätte Mr. Shaw ...

»Auf keinen Fall.« Tara schüttelt entschieden den Kopf. »Er wusste, wen er wollte.«

Ich denke an die Zigarettenkippen und weiß, sie hat recht. Um mich ging es nie.

Und damit sind die heimlichen Gedanken, die kurz in mir aufgestiegen waren, zum Schweigen gebracht.

Wenn ich die Augen schließe, sehe ich ihn unter den dunklen Ästen des Birnbaums stehen, mitten im Garten, und warten. Was hat er in der dünnen Evie gesehen, in ihren großen Regenpfützenaugen, ihrem nervösen kleinen Körper, darin, wie sie immer Luft eingesogen hat, wenn sie nachdachte, angestrengt, über Algebra, und wie sie immer den geriffelten Streifen von ihrem Spiralblock abzupfte, ein Stück nach dem anderen?

Dieses Mädchen, ein Mädchen, und er ein Mann mit einer Firma und einer Sekretärin und einem Haus mit einem Kamin und Rechnungen und einem Sohn und einem Dach, auf dem drei Schindeln fehlen, und einer hübschen Vogeltränke aus Stein, die ich Mrs. Shaw, ein Tuch in den Haaren, manchmal mit einer hübschen Kelle säubern sah.

Wie kann dieser Mann, so ein Mann, ein Mann wie jeder andere, nachts herumlaufen und im Garten eines Mädchens stehen, rauchen und zu ihrem Fenster hinaufsehen und plötzlich nicht mehr in der Lage sein, sich ihrem Zauber zu entziehen?

7.

Mein Bruder Ted holt mich von der Schule ab. Seine Augen sind hinter der Sonnenbrille nicht zu sehen, seine Bewegungen sind selbstsicher und eindrucksvoll, als er das Lenkrad nach rechts und links dreht, seine langen Glieder ragen an allen Ecken aus dem Fahrersitz heraus, das lange Haar fällt ihm über die Ohren.

Er fährt um die Kurven, und ich werde auf dem Beifahrersitz hin und her geschleudert. Die Straßen sind so leer wie zu Weihnachten. Keine der üblichen Rasselbanden unterwegs, wild und energiegeladen. Ich stelle sie mir alle in ihren heimischen Wohnzimmern vor, auf ihren Sofas, wie sie auf die Fernseher starren, und ihre Eltern stehen im Türrahmen wie Wächter.

Wir fahren am All-Risk-Büro vorbei, aus dem Radio dröhnt Heavy Metal, Teds riesige Basketballerhand bildet eine Faust um den Schaltknüppel.

Das Büro liegt im Dunkeln, das rote Uhrengesicht auf dem GESCHLOSSEN – Schild grinst durch das Rauchglas.

»Krankes Arschloch!«, brüllt Ted im Vorbeifahren. Die Autofenster sind zu, aber er brüllt trotzdem.

Beinahe muss ich lachen. Ted zerrt am Lenkrad, und wir rasen unsere Straße hinunter, der Bass kribbelt mir in den Beinen, ich klammere mich am Türgriff fest. Auf dem Rücksitz höre ich meinen Schulranzen herumfliegen.

Das Quietschen, als wir in unsere Einfahrt fahren, erschreckt mich. Das Rollo in Mrs. Darltons Fenster nebenan bewegt sich, ihr empörtes Gesicht bohrt sich geradezu durch die Lamellen.

»Hör mal«, sagt Ted und dreht die Musik leiser, während ich meine Bücher zusammensuche, die auf dem Fußboden vor der Rückbank liegen. »Schließ alles ab. Ich muss noch wohin. Du kannst nicht weggehen, sonst bringt Mom uns beide um.«

»Okay«, sage ich.

Das ist das längste Gespräch, das wir hatten, seit er mir in der vierten Klasse mal gezeigt hat, wie man ein Fahrrad aufpumpt.

Ich öffne die Autotür und steige aus. Wir starren das Haus an, es sieht so still aus. Aus dem Augenwinkel sehe ich die Fliegentür der Ververs, sie schlägt Wellen, man konnte immer hindurchsehen, aber jetzt ist die schwere Haustür zu und alle

Vorhänge zur Straße hin geschlossen, wie im Winter, wenn wir die Scheiben mit Schnee aus der Sprühdose dekorieren.

Es ist alles verrammelt, auch bei uns. Als würden wir aus dem Urlaub an der Küste zurückkommen, die Einfahrt hochfahren und denken: ist das wirklich unser Haus? Als hätten die Türen und Fenster sich selbst verschlossen, das Haus sich in sich selbst zurückgezogen.

Ted räuspert sich, und ich merke, dass sich meine Finger immer noch um die offene Autotür krallen.

»Ist doch alles okay, oder?«, fragt er. Ich sehe mich selbst in seinen Sonnenbrillengläsern und finde mich dick und riesig, mit einer tiefen Falte auf der Stirn.

»Joo«, sage ich und sehe mich es sagen, und dann schauen wir wieder das Haus an.

Drinne ist es so ruhig und einsam, dass ich am liebsten mit dem Fußball im Garten herumkicken würde, aber ich will nicht, dass die Ververs mich sehen.

Ich gehe von einem Zimmer ins andere und fühle mich wie ein Einbrecher, ich stecke hier und dort die Nase hinein, streiche mit den Fingern über die Cover der *Hustler* in Teds Kleiderschrank, über offene rote Münder, und bereitwillig gespreizte Beine. Ich muss mir an den Hals fassen und mir wird ganz schwummerig.

Ted liegt in diesem Moment wahrscheinlich unter der blonden Haarwolke seiner Freundin Nina begraben, sie hat immer lila lackierte Fingernägel, ihre Finger krallen sich immer um sein Knie.

Im Zimmer meiner Mutter spiele ich mit ihrem Flakon *Je Reviens* herum, schraube den goldfarbenen Deckel ab und fahre mir mit dem darinliegenden Stift übers Handgelenk, wie früher, als ich sieben war und die Folienschrift auf der Schachtel anstarrte: *Für romantische Stunden*.

Ihr Zimmer ist aufgeräumt, gedämpft, und meine Söckchen laden sich auf dem Teppich elektrisch auf. Ich habe es kaum betreten, seit den ersten Wochen, nachdem Dad uns verlassen hatte, als sie mich bat, zu ihr ins Bett zu kriechen, und wir beide in das Telefonkabel eingewickelt waren und sie ihn anrief und ihn fragte, wie er uns das antun konnte und ob er die Familie zerstören wollte.

Später musste ich ihr versprechen, ihr all das zu verzeihen, weil sie nicht so schwach hätte sein dürfen und doch eigentlich ein gutes Vorbild für selbstbewusstes Frausein abgeben wollte. *Aber auch wenn sie das immer und immer und immer wieder sagte, fragte ich mich, ob ich sie je wieder so zart und sanft erleben würde wie in der Zeit, als sie für Dad ihr bordeauxfarbenes Seidenkleid angezogen und sich das Je Reviens auf die Mitte ihres BHs getupft hatte – ein Geheimnis, das von Mutter zu Tochter weitergereicht wurde, auch wenn sie rot wurde, als sie es*

mir sagte. Ich war neun, und es war der verführerischste Blick in die Erwachsenenwelt, den ich je erhascht hatte.

Ich bleibe mit dem Zehennagel irgendwo hängen und stolpere fast, und mein Blick fällt auf etwas, das unter der umhäuerten cremefarbenen Tagesdecke hervorgekrochen kommt. Ich bücke mich und sehe eine dunkle Herrensocke, gekrümmt wie der Flügel einer Fledermaus. Ich hebe sie mit spitzen Fingern hoch und betrachte sie von allen Seiten.

Meine Fantasie geht mit mir durch, als ich mir ihren nächtlichen Gast vorstelle, ihren Dr. Aiken, wie er durch den Flur tänzelt, als würde er brennen, zur Haustür hinausschlüpft und barfuß auf das Gaspedal seines silbernen Lincoln tritt, bis er merkt, was er vergessen hat.

Schließlich führt mein Rundgang mich in mein eigenes Zimmer, ich hole mein neues Kleid für die Schulabschlussfeier aus dem Schrank, es ist noch im Plastiksack und schimmert silbrig. Die Rosen darauf sind total aufdringlich, so war es mir im Laden überhaupt nicht vorgekommen. Ich hatte mich vor dem Spiegel gedreht und die Anweisungen meiner Mutter an mir abprallen lassen (»Streich dir mal die Haare aus dem Gesicht, Lizzie«), hatte mich betrachtet und mich glamourös gefühlt, die Rosen auf meiner Brust, sie blühten dort, und es sah fast aus, als hätte ich voll entwickelte Brüste, und auf meinen Hüften die Illusion von Kurven und Weiblichkeit oder zumindest Teenie-Mädchenhaftigkeit. Auf den nackten Zehenspitzen, die ramponierten Schienbeine hinter gestärktem Stoff versteckt, war ich beinahe Dusty, wenn man die Augen zusammenkniff, und von weit weg.

Jetzt muss ich daran denken, was alles passiert ist, als ich mich vor dem dreiteiligen Spiegel im Kaufhaus drehte wie eine Ballerina. Evie, in einem Augenblick verschwunden. Hat er ihr die Augen verbunden und sie auf seinen Rücksitz geschoben? Oder, schlimmer, wie in dem einen Fernsehfilm, sie in den Kofferraum gesperrt, wo sie, wenn sie schlau genug war, das Kabel zum Bremslicht abklemmen konnte? Den Film hatten wir doch zusammen gesehen, oder, auf dem Fußboden im Wohnzimmer? Vielleicht hatte Evie sich daran erinnert, dass das Mädchen so schlau gewesen war, das Rücklicht rauszutreten und den Arm durch das zerbrochene Plastik zu stecken und so lange zu winken, bis der gut aussehende Polizist den Arm bemerkte, den weißen winkenden Arm. Dusty hatte gelangweilt auf der Couch gelegen und gesagt, das müsse wohl ein alter Film sein, heutzutage hätten alle Kofferräume Notöffnungsvorrichtungen, aber Evie war sich da nicht so sicher, und ich auch nicht.

Wenn ich mir Evie an einem so dunklen Ort eingesperrt vorstelle, will ich an etwas reißen und zerren, also ziehe ich an dem Plastiksack, bis das Plastik über

meinen Handknöcheln reißt und das Kleid von dem gepolsterten Bügel rutscht, und dann kicke ich es nach ganz hinten in den Kleiderschrank.

Ich schmeiße die Tür zu, dass der Spiegel daran klappert, und fühle mich sehr tragisch; so was tut man, wenn einem die beste Freundin genommen wurde, so was tut man. Man hat Angst um sie und Mitleid, und man knallt Türen zu und schluchzt.

Aber irgendetwas habe ich noch im Hinterkopf, und das sorgt dafür, dass ich etwas weiß. Zum Beispiel, dass Evie nie in Mr. Shaws Kofferraum war. Das weiß ich. Ich weiß nicht, woher, aber ich weiß es. Wie ich auch weiß, dass sie nicht tot ist, nicht unter einem Meter Erde begraben, sich nicht gerade in Kalk auflöst. Nein, sie ist nicht tot, sie ist weg, sie ist weg. Verschwunden. Fort. Hinter diesen Wörtern steckt alles Mögliche, und ich kann ihnen jetzt nicht auf den Grund gehen. Aber ich spüre es.

Am nächsten Tag wache ich auf und weiß selbst nicht, was ich erwarte, aber irgendwie rechne ich mit Neuigkeiten. Damit, dass die Polizisten, die im ganzen Land unterwegs sind, die Brotkrümelspur gefunden haben. Aber meine Mutter hat die Hand auf dem Küchenradio liegen und schüttelt nur den Kopf.

»Vervetochter ... mehr als zweihundert Anrufe bei der Polizei ein, aber es gibt keine weiteren Erkenntnisse ...«

Was ich dachte, war: Ich hatte ihnen doch gesagt, was sie wissen mussten, oder? Die Zigarettenstummel, das Auto? Worauf warteten sie denn noch? Konnten sie nicht einfach ihren langen Haken auswerfen, und ihn – sie beide – an Land ziehen?

Wieder holt Ted mich ab, aber er hat sein Spanischbuch vergessen, und wir müssen noch mal zur Highschool zurück.

Solange er drin ist, warte ich auf dem Parkplatz, trete gegen den Bordstein und gucke aufs Hockeyfeld, denke an alles Mögliche, träume mir Dinge dahin, wo sie hingehören, verglichen damit, wo sie sind, so kaputt und durcheinander.

Ich sehe jemanden rennen, ein grünes Flackern. Ich strecke schon die Hand nach dem Türgriff aus, drehe mich aber noch einmal um, und da ist das Flackern verschwunden, stattdessen ist es Dusty, in Uniform und dickem Rollkragen-Laufshirt, sie steht da und umwickelt ihren Hockeyschläger mit Tape, das Knie auf eine Bank gestellt, Schmutzstreifen am Schienbein.

Ich will gerade etwas sagen, kann mich dann aber doch noch bremsen, aber sie hört mich, hebt den Kopf und sieht mich durch ihr blondes Haar hindurch an, ein paar Strähnen ihres üppigen Ponys haben sich aus dem eng anliegenden, gezackten Haarband gelöst.

»Soll ich dich trainieren, Schnecke?«, fragt sie.

Ich muss daran denken, wie ich bei den Ververs am Treppenhaus vorbeikam und sie oben weinen hörte.

»Ich wusste gar nicht, dass du in der Schule bist«, sage ich, als sie sich aufrichtet.

»Hier bin ich«, sagt sie gefasst, aber kurz zuckt etwas in ihrem Gesicht. Ist doch klar, auch wenn sie gerade ganz entspannt wirkt, entspannt und selbstbewusst.

»Ins Mittelfeld«, sagt sie und reicht mir einen der Schläger, die nach dem Training liegen geblieben sind. »Ich decke dich. Mal sehen, was du letzte Woche gelernt hast.«

Ich weiß nicht, was ich sagen soll, aber auf keinen Fall kann ich Nein sagen, also nehme ich den Schläger und hole tief Luft, so tief ich kann, denn ich habe das Gefühl, dass sie sich an mir abreagieren wird, schon um die Last selbst loszuwerden, und darauf muss ich mich einstellen. Bevor ich darüber nachdenken kann, kommt der Ball schon auf mich zugeflogen wie ein Geschoss, und ich lasse mich auf den Boden fallen, damit mein Gesicht nicht in zwei Hälften geteilt wird.

Immer wieder versuche ich, mich von ihr wegzudrehen, aber sie ist überall gleichzeitig, ihr Arm wie eine Sense, und ich hoffe, mein Bruder kommt rechtzeitig, um mich vor dem sicheren Tod zu retten.

Erst nach fünf höllischen Minuten komme ich wieder zu Atem, diese Wucht, mit der sie auf mich losgeht, ihre Geschwindigkeit, Schläger, Arm, ihre Schläge, ihr wirbelndes Haar, das Zischen, wenn ihr Schläger durch die Luft saust und sie zerschneidet, meine Beine verdrehen sich und ziehen mich runter, und ich lande mit einem Bums, dreimal, viermal, fünfmal.

Fünfmal, zehnmal nimmt sie mir den Ball ab. Dreimal, viermal pralle ich mit dem Kinn auf den harten Boden, meine Zähne klacken aufeinander wie Kleingeld.

Dann glaube ich endlich, jetzt habe ich's, ich habe einen Schuss, den einen Schuss, aber allein sie vor mir zu sehen, breitbeinig, macht mir eine Angst, die ich nicht abschütteln kann.

Das konnte sie schon immer mit mir machen, seit wir klein waren, ich stand da, mit großen Augen, überwältigt von dieser goldschimmernden Perfektion. Sie konnte einen mit einem Blick niedermachen, einer Handbewegung, einem Wimpernschlag.

Dann ist der Ball da, und die Spitze ihres Schlägers geht nieder wie eine Guillotine, und sie blockiert mich so schnell, dass mein Kopf zurückzuckt, als würde er mir abfallen.

Ich sitze auf dem Boden, mein Atem hört sich an wie ein Kratzen auf Metall, und Dusty ist weit draußen auf dem Feld, ihr Atem geht ebenfalls schnell, aber in

aufgeregten Stößen. Sie lächelt mich an, gequält, und sagt irgendwas, dass ich das gut gemacht hätte oder so, zwischen dem ganzen Geklingel in meinem Kopf.

Sie ist über mir und streckt die Hand aus, und ich rappele mich hoch, und in dem Moment, als sie mich hochzieht, so stark, sehe ich die Veränderung in ihrem Gesicht. Der strahlende Triumph löst sich in etwas Weiches und Trauriges auf, und ihr Atem klingt beinahe, beinahe wie ein Schluchzen, unsere Hände sind ineinander verschränkt.

»Dusty, ich ...«, fange ich an, aber sie wirbelt herum, den Schläger an der Seite, zerteilt mich fast in zwei Hälften, und rennt über das Feld davon, mit wehenden Locken.

Später frage ich mich, ob sie in die Umkleidekabine gerannt ist und dort geweint hat, den Kopf zwischen den Knien. Aber das ist wohl nur mein Traum von Dusty. So, wie sie ist, nämlich unerschrocken und erhaben, waren die paar Tränen, die sie beinahe auf dem Hockeyfeld geweint hätte, wohl alles, was ich zu sehen kriegen würde.

An diesem Abend hält der Nachrichtensprecher auf Channel 2, der mit der blonden Tolle, eine Parliament hoch und sagt: »Zigarettenkippen dieser Marke wurden im Garten der Ververs gefunden«, und fügt dann ernst hinzu: »Aber ob diese Zigaretten in Zusammenhang mit der mutmaßlichen Entführung stehen, ist unklar.«

Ich schaue zu, meine Mom sitzt am Küchentisch. Sie hat den Ververs einen Schmortopf rübergebracht und gesagt, die Polizei sei schon wieder da gewesen.

»Sie kriegen andauernd Meldungen, jemand hätte Harold Shaw gesehen«, sagt sie. »Eine davon muss doch mal was bringen. Sie haben zwei Detectives rauf an die Grenze geschickt. Sie meinen, vielleicht ist er in Kanada, Kitty Shaw sagt, er hat einen alten Collegefreund irgendwo in Ontario.«

Und so redet sie immer weiter, und ich höre zu, aber es geht vor allem darum, dass Mrs. Verver nicht schlafen und nichts essen kann und in fünf Tagen sieben Pfund abgenommen hat.

Ich warte, bis Moms Sendung anfängt, schleiche mich raus und lasse mich auf einen Liegestuhl fallen, schmiege mich in die gummierten Lamellen und stecke die Füße darunter.

Oh, diese langen, eingesperreten Abende, an denen ich nicht mit Evie herumstreune, von einem Garten in den anderen springe, mit den Fahrrädern in den Rabbit Park fahre, um auf dem rostigen Karussell zu sitzen oder auf quietschenden Schaukeln mit den Beinen auszuholen. Kein Eis, kein Blättern in Zeitschriften in der Drogerie, kein Kichern im Gang mit den Damenhygieneprodukten, die Nase an

den geblühten Lavendelduftfläschchen, die Sauberkeit versprechen, pudrige, parfümierte, weibliche Sauberkeit.

Stattdessen sitze ich da und starre meinen Fuß an, die coole Beule von Dustys Fiberglassäbel, dem schauerlichen J-förmigen Haken.

Die Verletzung hat etwas Heiliges, wie ein Abzeichen, der blühende Bluterguss an meinem Knöchel, der härter werdende Schorfstreifen auf meinem Schienbein von dem Schnitt, den ich mir durch meine verzweifelte Schlägerführung selbst zugefügt habe.

Ich bewundere meine Kriegsverletzungen und habe das Gefühl, eine üppige Belohnung verdient zu haben. Ich entdecke die Geheimpackung Benson & Hedges in der feuchten Erde eines Geranientopfs und denke darüber nach, eine rauszunehmen und sie mir anzustecken. Evie und ich haben das mal gemacht. Es hat im Hals wehgetan, aber es war die gute Sorte Wehtun. Jedenfalls haben wir uns das gesagt.

Sind in jedem Garten, jeder Garage, jedem Geräteschuppen und jedem Vogelhäuschen Zigaretten versteckt?

Ich entdecke ein ausgetrocknetes Stück Zitronenschale in der Ecke der Terrasse. Ich ziehe meinen Fuß unter mir hervor, kicke sie mit dem Zeh los und sehe ihr hinterher, wie sie über den Kies wirbelt, hohl und leicht wie Papier.

Hier sitzt sie immer mit ihm, mit Dr. Aiken, der eine viereckige Brille trägt und in meiner Vorstellung immer ein Klemmbrett dabei und ein Stethoskop um den Hals hängen hat, obwohl ich beides noch nie an ihm gesehen habe. Er ist nicht mein Arzt und auch nicht der meiner Mutter. Sie hat ihn, sagt Ted – woher weiß er das eigentlich? – letzten Sommer an der Snackbar im Schwimmbad kennengelernt, aber das ist schon so lange her, also bin ich mir nicht sicher. Ich glaube, ich habe ihn erst seit März bei uns bemerkt, seit dem Abend, als er ihr das Buch gebracht hat, *Das Herz aller Dinge*, von dem er ihr angeblich versprochen hatte, es ihr zu leihen, und das sie sogar beim Geschirrspülen las. So hatte ich sie noch nie lesen sehen, aber kurz danach fingen die gedämpften Unterhaltungen im Garten an, das Mixen von Drinks, die langen Telefonate und dieser erhitzte, rosige Ton in Moms Gesicht.

Sie spricht nicht über ihn, aber er ist überall, im ganzen Haus. Einmal habe ich ihn um vier Uhr morgens aus meinem Fenster gesehen, er suchte im Gebüsch um die Veranda nach seiner Brille, die er dann mit seinem heraushängenden T-Shirt putzte.

Überall bleibt etwas von ihm, er hinterlässt dies und das und jenes.

Ich höre den Fernseher der Darltons aus ihrem Wohnzimmer, eine Titelmelodie mit tiefen Streichern und klimperndem Klavier. Oben läuft Teds Baseballspiel, ... *und das ist ein Strike, weit aus dem Spielfeld hinaus ...*

Plötzlich taucht Mr. Verver aus dem Grün seines Gartens auf, einen Finger im Hals einer Bierflasche.

Er lässt sie vor- und zurückschwingen, als er auf mich zukommt.

Mir entfährt ein verdattertes »Oh«, er sieht mich an, und ich merke, wie ich rot werde.

»Hi, Mr. Verver«, sage ich.

Wie lange er wohl schon in seiner Einfahrt steht? Hat er mich mit den Zigaretten liebäugeln sehen? Hat er gesehen, wie komisch ich da saß, die Hände zwischen den Oberschenkeln?

»Hey, Lizzie.« Er lächelt zaghaft, ihm fällt eine Locke in die Stirn wie einem Football-Spieler. Sein Hemd sieht schmutzlig aus, als hätte er darin geschlafen.

Meine Hand macht sich selbstständig und streicht mir eine Strähne hinters Ohr.

Das ist seit vorgestern das erste Mal, dass ich mit ihm rede. Das erste Mal, seit ich das Auto erkannt habe, seit ich ihm von den Zigarettenstummeln erzählt habe. Seit alles schien, als würde jetzt schnell etwas passieren, was auch immer »etwas« war. So schien es vorgestern, aber nichts ist passiert, Mr. Shaw ist gleichzeitig überall und nirgends, und wir sind Evie kein Stück nähergekommen.

Ich denke, wie enttäuscht er von mir sein muss, denn er hatte irgendwie gedacht, ich hätte ihm den goldenen Schlüssel gereicht. Ich hätte ihm gern den goldenen Schlüssel gereicht.

Er steht vor mir und hält inne, Fältchen an den Augen.

Dann, kaum zu glauben, setzt er sich auf den Stuhl neben mir und streckt die Beine aus.

»Wie geht's dir? Wie ist es in der Schule?«, fragt er, sein Blick verliert sich im diesigen Garten.

»Okay«, sage ich, aber es klingt lächerlich. »Sie wissen schon, komisch.«

Meine Hand kratzt an einem nicht vorhandenen Mückenstich in meiner Kniekehle.

Mit ihm zu sprechen, so mit *Mr. Verver* zu sprechen, fühlt sich groß und wichtig an. Ich will nicht, dass es aufhört, aber ich weiß nicht, wie ich machen kann, dass es immer so weitergeht. Das gab es noch nie, ich hatte ihn noch nie so für mich, dass er nur mit mir sprach.

»Alles fällt aus«, sage ich. »Übungen und so.«

Ich merke, wie ich rot werde. Ich kann ihn nicht ansehen, aber ich spüre, dass er mich ansieht.

»Du vermisst sie sehr«, sagt er so sanft, als wäre ich es, die getröstet und beruhigt werden muss. »Oder?«

Mein Mund geht ein Stückchen auf, aber es kommt nichts heraus.

Er tätschelt mir leicht den Arm, mit seinen warmen, schwieligen Fingerspitzen.

Ich schaue ihn an, und er hat so eine Schwere im Gesicht, wie ich sie noch nie gesehen habe. So unheilvoll. So soll es nicht sein. Nicht für ihn.

»Ja«, sage ich schließlich, die Härchen auf meinen Armen stellen sich auf.
»Aber sie kommt wieder.«

Das sage ich und kann selbst nicht glauben, dass ich es sage, aber ich weiß, dass es stimmt.

Mr. Verver umfasst mein Handgelenk mit seiner Hand und lächelt traurig, sein Blick irrt umher und bleibt irgendwo über meiner linken Schulter hängen.

»Ja. Ja, natürlich.«

Er glaubt mir nicht, und das tut mir weh. Ich will, dass er es weiß, wirklich weiß, im Herzen, in den Knochen, so wie ich.

Ach, Evie, was hast du angerichtet, kaputt gemacht, ausgelöscht, diese Fülle, diese Ganzheit, und was soll er nun tun?

Wie kann ich machen, dass er es glaubt?

Ich sehe ihn an, so eviehaft ich kann. Ich verspreche es ihm immer und immer wieder, ohne ein Wort zu sagen.

Glaub es, glaub es. Glaub mir.

Ich kann mich nicht mehr genau erinnern, es steckt im dunkelsten Keller meines Kopfes, aber ich war ungefähr vier oder fünf Jahre alt, und er hat mich gerettet. Es war im Green Hollow Lake, viele Familien waren da, es war der vierte Juli oder Labour Day oder irgendein großes Sommerpicknick, und ich erinnere mich an die halb verkohlten Hot-Dogs vom Grill und den Geruch von Ketchup, der auf Papptellern warm wurde, ich trieb auf meiner gelben »Hawaiian Punch«-Luftmatratze neben Evie, wir waren uns so ähnlich, dass man uns kaum auseinanderhalten konnte, der gleiche Haarschnitt, unsere sich schlängelnden kleinen Körper in den gleichen karierten Badeanzügen.

Wir waren alle da, es war, bevor sie den Strand abgesperrt haben wegen der starken Strömung, und da war so viel Lärm und Durcheinander, und ich weiß noch, wie sich die Luftmatratze an meiner Wange angefühlt hat, und wie ich versucht habe, alles auszublenden, mich in die Mitte der Luftmatratze zu schieben und nichts zu hören außer dem Pulsieren des Wassers, meines Herzens.

Ich kann nicht sagen, was es war, das Toben und Albern der größeren Jungen, oder der glitschige Tang an meinen strampelnden Beinen oder irgendwas, ich plumpste in den See, und niemand hat es gesehen. Minuten vergingen, Jahrhunderte, in der düsteren Tiefe. So erinnere ich mich heute daran, die Zeit ist verschwommen, verschwunden, vergessen. Niemand hat es gesehen. Bis Mr. Verver mich

rausfischte, mich schüttelte wie einen nassen Welpen, mich hochhob wie an der Nackenfalte und mir das Leben rettete.

Ich erinnere mich – wirklich? –, dass ich grünen Schlamm gespuckt habe, den Grund des Sees, wie eine Kaulquappe, die auf seinem Arm zappelte. Das raue Handtuch, Mr. Verver ist da, sein strahlend weißes Lächeln. »Du bist weggeflutscht wie ein Fisch«, sagte er. »Aber so leicht kommst du mir nicht davon.« An seine Brust geschmiegt, kam die Wärme wie ein Versprechen.

Das weiß ich noch genau.

8.

In dieser Nacht träume ich von Evie, sie steht am Fußende meines Betts, den Mund voller Watte, wie beim letzten Mal. Und ich setze mich auf und ziehe ihr die Watte in langen Strängen aus dem Mund, lange Stränge, die sich um meine Finger wickeln wie Zuckerwatte.

Es wird immer mehr, immer mehr, und ich hebe die Hände hoch, an ihr Kinn und an ihren Mund, der nun schwarz ist und abgrundtief.

Wie Schwester Stang fasse ich hinein, berühre das feuchte Innere.

Die ist ja gar nicht mehr genäht, sage ich, als meine Finger Evies Zunge berühren und ich immer noch zarte Watteranken herausziehe.

Ist nicht mehr nötig, versucht Evie zu sagen, streckt die Zunge heraus und schiebt damit meine Finger aus ihrem Mund.

Die Zunge hängt da wie ein rotes Band. Ich betrachte sie näher und sehe, dass sie gespalten ist wie bei einer Schlange. Wie bei der Königskobra, die sie uns im Zoo gezeigt haben.

Ich will sie anfassen, und Evies Kiefer knackt, als ob er sich aushaken würde, als ob ihr Mund ihr Gesicht verschlucken wollte. Dann merke ich, dass das gar nicht Evie ist, sondern das Ding, das Evie tief verschluckt hat und sie nun in sich versteckt hält.

Tara Leary hat nach dem Sport im Umkleideraum immer etwas zu erzählen. Sie ist eine nie versiegende Quelle für Geheiminformationen, und wir stecken knietief drin. Sie hört alles, ihre Mutter ist ununterbrochen am Telefon und tratscht. Dass ihr Dad bei der Staatsanwaltschaft ist, hat früher nur bedeutet, dass wir in Bio das Leichenschauhaus besucht haben. Aber jetzt macht es sie zur Hüterin von lebenswichtigem Wissen und Enthüllungen.

Mit mir beschäftigt sie sich am liebsten. Sie weiß, dass die Polizei mit mir geredet hat, deshalb bilden wir beide jetzt eine ganz eigene Gruppe, eine Elite.

Wir duschen gerade, und sie flüstert durch den Vorhang hindurch zu mir herüber.

»Dad hat Mom erzählt, es gibt jetzt einen Durchsuchungsbefehl für Mr. Shaws Haus.«

Sie erzählt mir auch, die Polizei hätte einen anonymen Hinweis bekommen, dass er Kartons mit Pornoheften und Videos in der Garage hat.

»Der da angerufen hat, muss sie ja wohl gesehen haben«, sagt sie. Ich beobachte den Schatten ihres Mundes beim Reden durch den Vorhang. »Er hat sie unter alten Zeitungen oder so versteckt. Seine Frau wusste bestimmt nichts davon. Er ist da bestimmt immer abends hingegangen.«

Ich versuche, mir das nicht vorzustellen, Mr. Shaw nicht in einer Garage wie unserer vor mir zu sehen, mit Dads alter Werkbank und dem Kofferradio und den ganzen Schachteln, auf denen »Unterlegscheiben«, »Dübel«, »Schrauben« und »Beschläge« steht. Mr. Shaw im Bademantel unter einer Glühbirne, wie er guckt, guckt, guckt ...

»Man nennt das Kinder pornos«, sagt Tara gerade, und ich berühre den Duschvorhang, spüre die Vibration ihrer Stimme an meinen Fingern, sage mir, dass sie lügt.

»Ich habe gehört, da war ein Video dabei«, fährt sie fort, »wo ein kleines Mädchen gezeigt wird, und sie ist echt noch Jungfrau, sie ist halt neun oder so, und da ist eine Riesenschlange von Männern, manche sind auch fett oder alt, und die vergewaltigen sie alle nacheinander, und dann bringen sie sie um, weil es ein Snuff-Film ist. Da bringen sie die Leute hinterher um. Mein Dad hat gesagt, das wäre dann sowieso egal, weil, was soll denn aus einer Neunjährigen werden, die in einer Stunde von zwanzig Männern vergewaltigt wurde?«

Taras Stimme ist klar und scharf, sie dringt in mein Gehirn wie eine heiße Nadel. Ich will, dass sie aufhört, aber ich bin völlig atemlos und bekomme kein Wort heraus.

Die Sache ist die: Evie ist weg, ist seit sechs Tagen verschwunden, und niemand findet sie, und es wird nicht mehr lange dauern, vielleicht noch einen Tag, bis niemand mehr wirklich damit rechnet, sie zu finden. Ich habe langsam das Gefühl, als würden alle nur noch auf die Nachricht warten, wo die Leiche hingeschafft wurde und was er mit ihr gemacht hat.

»Wenn dir noch irgendetwas einfällt, egal was«, sagt Mr. Verver, »tags oder nachts, du kannst jederzeit herkommen oder anrufen.«

Das sagt er. So etwas gab es zwischen uns noch nie. Jetzt schon. Jetzt gibt es das.

»Lizzie«, sagt er. »Manchmal denkt man, man erinnert sich an gar nichts, und dann fällt einem auf einmal doch etwas ein. Wie bei dir mit dem Auto. Das war doch toll, wie dir das eingefallen ist. Und manchmal denkt man, die Dinge haben

nichts miteinander zu tun, aber vielleicht haben sie das doch. Wie mit den Zigarettenstummeln. Du bist blitzgescheit, Lizzie, du hast uns sehr geholfen. Wo wären wir ohne deine Hilfe? Deshalb meine ich, wenn dir noch irgendetwas einfällt, egal was es ist, komm einfach rüber. Komm zu mir. Oder ruf an, auch wenn es mitten in der Nacht ist, ja?«

Ja, Mr. Verver, ja, ja.

Joannie, Tara und ich sitzen auf unseren Fahrrädern, drei Häuser vom Haus der Shaws entfernt, wo es von Polizisten nur so wimmelt. Tara hat uns mit dem Durchsuchungsbefehl gelockt, also schwänzen wir die fünfte Stunde und sehen nervös von Weitem zu. Wir sind ziemlich sicher, dass wir erwischt werden, wir bösen Schwänzer, wir Gaffer, wir Leichenfledderer. Aber wir müssen es einfach sehen.

Wir erhaschen nicht einmal einen Blick auf Mrs. Shaw oder Pete, der immer noch nicht wieder in der Schule war.

Wir stehen erst seit zehn Minuten dort, als uns ein Polizist entdeckt und uns zurück zur Schule bringt, sehen aber gerade noch, wie sich die Detectives mit einer Taschenlampe durch das halb offene Tor in die Garage zwängen, und Tara nickt zufrieden. Wir sehen sie nicht wieder herauskommen.

Am Abend wird im Fernsehen darüber berichtet. Meine Mutter beugt sich über ihren Tee, hört gespannt zu, ermahnt meinen Bruder, still zu sein. Der Sprecher sagt, die Polizei habe es noch nicht bestätigt, ein »Insider« melde jedoch, es habe eine Hausdurchsuchung stattgefunden. Auf allen drei Kanälen wird Mr. Shaw als vermisst bezeichnet, und als »im Fall des verschwundenen Verver-Mädchens möglicherweise tatverdächtig«.

Kanal 7 berichtet, es werde eine DNS – Analyse der Zigarettenstummel vorgenommen, es sei jedoch fraglich, »ob überhaupt verwertbare Spuren sichergestellt werden können, nachdem die Zigaretten Wind und Wetter ausgesetzt waren«. »Außerdem«, fügt die Sprecherin hinzu, »war Mr. Shaw nach Angaben von Freunden und Familie Nichtraucher.« »Er hat schon vor Jahren aufgehört«, sagt eine Frau mit spitzer Nase, die sich als Mr. Shaws Buchhalterin herausstellt. »Aus gesundheitlichen Gründen.«

»Wie aus gut unterrichteten Kreisen verlautete«, sagt die Nachrichtensprecherin abschließend, »wurden bei der Hausdurchsuchung tatsächlich keine Zigaretten gefunden.«

Ich spüre den Blick meiner Mutter, sie wartet auf eine Reaktion. Ich lasse mir nichts anmerken, auch wenn es bei mir einschlägt und mich verwirrt.

Ich weiß, dass das seine Zigaretten waren, bei den Ververs im Garten. Ich weiß es einfach.

»Vielleicht haben sie sie nur übersehen«, sage ich. »Zigaretten kann man ja überall verstecken.«

»Vielleicht versteckt er sie auf der Veranda«, sagt Ted in diesem gehässigen, schneidenden Ton, in dem er immer mit unserer Mutter redet. »Unter einem Stuhl-bein.«

Sie zuckt nicht einmal zusammen.

Die Situation ist so ernst, dass meine Mutter bei Teds Worten nicht einmal auf-schaut, sich nicht im Geringsten aus der Fassung bringen lässt.

»Wir müssen die Möglichkeit in Betracht ziehen, dass die beiden Vorfälle nichts miteinander zu tun haben«, sagt der rundliche Polizeichef gerade. Der Nachricht-ensprecher nickt gewichtig, aber man sieht es dem Polizeichef an: *Er weiß, dass es Mr. Shaw war, das wissen wir alle, oder?*

»Also, ich verstehe das nicht«, sagt meine Mutter. »Denken die nach all dem wirklich noch, dass ...«

Es war Mr. Shaw, selbst wenn Mr. Shaw nicht so ist, wie sie ihn darstellen, kein widerliches Monster, sondern ein Mann, der in seinem Innersten zerrissen ist. Könnte doch sein? Wieso denkt daran niemand außer mir?

Irgendwie muss ich es schon geahnt haben, bevor es überhaupt passiert ist. Muss es in meinem Innersten schon gespürt haben, als Mr. Shaws Auto an dem Tag an uns vorbeischlich. Und hat Evie mir in diesem kurzen Moment hinten im Garten, als wir neben den Zigarettenkippen knieten, nicht ein Geheimnis erzählt, das so gefährlich war, dass sie es kaum aussprechen konnte, und wieso weiß ich das alles jetzt, aber damals, als ich dort im Mondlicht auf dem Rasen stand, war es mir überhaupt nicht klar?

Es ist schwierig, Wissen und Vermutungen auseinanderzuhalten, und irgendwie scheint es auch dasselbe zu sein.

Und außerdem:

Es muss Mr. Shaw gewesen sein. Er muss es gewesen sein.

Wenn er sie nicht mitgenommen hat, wo soll sie dann sein?

»Sie haben ü-ber-haupt nichts gefunden«, erklärt Tara am nächsten Tag. Keine Pornos, keine grauenhaften Snuff-Filme, und keinerlei Hinweis auf eine Ver-bindung zu Evie.

»Er muss vor der Tat wirklich gut aufgeräumt haben«, sagt sie.

Ein Teil von mir war auf unvorstellbare Grausamkeiten gefasst gewesen. Auf Schlimmeres als schmutzige Fotos von Mädchen mit Zahnsparren, die sich den Pullover hochziehen, sogar Schlimmeres als verschwommene Videos von grässlichen Dingen, die jemand zerzausten Kindern antut, ihre Augen ganz starr vor Entsetzen. Was könnte noch schlimmer sein?

Gleichzeitig wird mir klar, dass ich nicht wirklich damit gerechnet habe, dass sie etwas Schlimmes, etwas wirklich Fieses, bei ihm finden. Ein Teil von mir ist sicher, dass Mr. Shaw, was er auch getan hat, es nicht getan hat, weil er krank ist, sondern aus echter, schmerzhafter Liebe. Warum sonst hätte er sich nächtelang aus der Ferne nach ihr verzehrt?

»Er hat seine ganzen schmutzigen Filme und Zeitschriften bestimmt mitgenommen, nach Kanada oder wo auch immer er sie hin verschleppt hat«, sagt Kelli kaugummikauend. »Hat sie mitgenommen und jetzt zwingt er sie, sich das anzusehen. Damit sie weiß, was sie mit ihm machen muss.«

Wir atmen alle hörbar ein, weichen unmerklich zurück. Dass sie das gerade ausgesprochen hat, wieso tut sie das?

Andererseits denke ich ja auch an solche Sachen, stelle mir vor, wie Mr. Shaw neben Evie in seinem rotbraunen Auto sitzt, ein Hochglanzmagazin auf ihren Schößen aufgeschlagen. Ich stelle es mir vor wie das Heft, das ich unter der Baseballkartensammlung meines Bruders gefunden habe, in dem die Mädchen alle so verrenkt daliegen wie Puppen, denen man die Beine auseinandergebogen hat, ihre Münder glänzen, sie sind riesig, und dann diese ausdruckslosen Augen.

»Vielleicht war er es ja auch gar nicht«, sagt Joannie, und wir sehen sie an. »Vielleicht ist es wirklich nur Zufall.«

»Aber wo soll er denn sein?«, fragt Tara und schnalzt zur Bestätigung mit ihrer Zahnsparre. »Mein Dad sagt, es gibt keine Zufälle. Zufälle sind was für gelangweilte Hausfrauen und den Strafverteidiger.«

In meinem Kopf mahlt etwas, es rattert erbarmungslos.

Die ekligen Geheimnisse, die man bei den Shaws finden wollte, die gruseligen Gerüchte, nichts davon hört sich plausibel an. Ich glaube das alles nicht.

Ich wusste, dass sie nichts finden würden. Er ist nicht scharf auf kleine Mädchen, egal welches. Es geht um Evie und um Liebe. Wie er bei ihr im Garten stand

...

Wir waren uns immer so nah: Deshalb weiß ich, dass es nicht so ist, wie alle denken. Die liegen alle falsch. Ich weiß nur noch nicht, wie.

Das Schluchzen von oben ist laut, verzweifelt, als könnte es Fensterscheiben zum Vibrieren und Säulen zum Einstürzen bringen.

»Dusty war heute nicht nach Schule zumute«, sagt Mr. Verver, und dass er um halb vier nachmittags Jeans und T-Shirt trägt, sagt mir, dass auch er nicht auf der Arbeit war. Ich bin rübergegangen, um den Pokal vorbeizubringen, den Dusty bei der Abschlussfeier in der Schule gewonnen hat. Sie ist zur besten Hockeyspielerin gewählt worden, ganz schön beeindruckend, vor allem, weil sie erst Junior ist. Ted hat die Skulptur mit nach Hause gebracht, eigentlich sollte er sie Dusty bringen. (»Ich kann da nicht rübergehen«, hat er geflüstert. Aber ich kann.)

Mr. Verver lächelt die goldene Figur an, eine Hockeyspielerin mit Pferdeschwanz, und dreht den Walnussholzsockel hin und her. Er sieht sich das Gesicht der Figur genauer an, runzelt die Stirn. »Die sieht ja nicht mal halbwegs wild genug aus!« Er starrt ihr in die goldenen Augen.

Ich kann mir ein Grinsen nicht verkneifen, er sieht es und muss auch grinsen.

»Dann wollen wir mal einen würdigen Platz suchen«, sagt er, und einen Moment lang ist er wieder der alte Mr. Verver, der aus allem ein Abenteuer macht, sogar aus unseren Impfungen vor der Einschulung, oder als Mrs. Verver einmal krank war und er mit Evie und mir zu Robertos Salon fuhr, und wie er da in so einem lila Sessel saß und versuchte, die *Women's Day* zu lesen, und die ganzen Friseurinnen um ihn rumflatterten und sich aufplusterten, und eine hat ihm umsonst die Haare geschnitten und ihm ein Haaröl einmassiert, das nach Kokos duftete, und wir haben es noch Stunden später gerochen, im Auto und im Hobbyraum beim Tischtennispielen.

Ich dachte daran, wie der Kokosduft in dieser Nacht in sein Kopfkissen eingezogen sein musste.

Einmal, letzten Sommer, hat Mr. Verver, er hat mir mit dem Finger den heruntergerutschten Träger meines Badeanzugs wieder hochgeschoben. Ich weiß noch genau, wie das gekribbelt hat, so etwas hatte ich noch nie gefühlt.

Wir gehen die Kellertreppe hinunter zum Hobbyraum. Hier wurden immer die Kindergeburtstage gefeiert, und hier hat Mr. Verver eine Zeit lang einmal pro Woche mit ein paar Vätern aus der Nachbarschaft gepokert. Und die Erwachsenen kommen bei Straßenfesten oder der Party zum vierten Juli oft hierher, um mal kurz ihren Kindern zu entkommen und eine zu rauchen. An den Wänden hängen Familienfotos und ein paar deutsche Bierplakate. Da hängt auch ein altes Samtposter mit der Aufschrift »Mott the Hoople«; ich dachte immer, das wäre ein Dr.-Seuss-Buch.

Der Boden ist hart; als wir noch klein waren, haben Evie und ich hier Steppen geübt.

Me and My Shadow, Step-Shuffle-Back-Step, Step-Shuffle-Back-Step.

Hinter der Bar steht ein dick lackiertes offenes Regal mit den ganzen Trophäen, außer Evies, die stehen in ihrem Zimmer, weil sie zu groß für die Fächer sind – plumpe, gepolsterte Skulpturen von Lederfußbällen, Dusty sagt immer, sie sehen aus wie Karikaturen von Trophäen, nicht wie echte Trophäen.

Mr. Verver stellt den neuen Pokal in die Mitte, und uns kommt eine Ladung Staub entgegen. Ich muss husten, Mr. Verver klopft mir auf den Rücken und macht ein lustiges Geräusch wie bei den *Three Stooges*.

Hier riecht es immer nach frischer Wäsche, so ein zarter Weichspülerduft. Auf dem Tischchen aus Fassbrettern stehen ein paar leere Bierflaschen, und ich stelle mir traurig vor, wie Mr. Verver hier unten sitzt, Frau und Tochter weinen verzweifelt in getrennten Zimmern, und er kann nichts tun.

Schrecklich.

In einer Ecke des Regals, das sich über die gesamte Breite der ledergepolsterten Theke erstreckt, steht eine kleine Trophäe, die mir vorher nie aufgefallen ist, eine gold-grüne Musiknote auf einem winzigen Marmorsockel.

»Was ist das denn?«, frage ich und strecke die Hand danach aus.

Mr. Verver lächelt, nimmt sie aus dem Regal und reicht sie mir.

Die goldene Schrift ist fast nicht mehr zu erkennen, es sieht aus, als könnte schon einfaches Berühren die Buchstaben völlig ablösen:

LA DES-M SIK-WET B WERB 2. PL TZ

»Der ist ja uralt«, sage ich, und Mr. Verver lacht.

»Jahrhunderte. Eiszeiten sind seitdem gekommen und gegangen.«

Ich grinse spöttisch. »Das ist wohl Ihrer.«

»Ja«, antwortet er, nimmt ihn mir vorsichtig aus der Hand und betrachtet ihn.

»Was haben Sie denn gespielt?«, frage ich ihn, obwohl ich es weiß. Er hat es mir und Evie mal erzählt. Ich weiß noch, wie er dabei in Begeisterung geraten ist.

»Klavier«, antwortet er, »Keyboard. Ich habe beim Finale des Landeswettbewerbs gespielt. In dem großen Kino beim *Capitol Building*. So ein altmodischer Filmpalast mit einer Orgel, die bis in den Himmel reicht. Ich trat auf die Bühne, und da hing dieser schwere goldene Vorhang, der höchste, den ich je gesehen hatte. Und die Lichter. Als ob man in die Sonne hinaustritt.«

Er lacht leise in sich hinein. »Ziemlich überwältigend für ein Kind wie mich. Aber ich hab wirklich alles gegeben.«

Ich stelle mir Mr. Verver vor, über einen schimmernden Stutzflügel gebeugt, über einen glänzenden Konzertflügel wie in alten Filmen, oder über ein heruntergekommenes Klavier in einer schummrigen Bar, mit schmachttendem, brütendem Blick.

»Sie waren bestimmt großartig!«, sage ich, und sofort ist mir das peinlich.

»Na ja, vielleicht nicht gerade großartig«, sagt er, »aber für das eine Mädchen hat es gereicht. Annie. Mrs. Verver.«

Ich habe nie mitbekommen, dass Mrs. Verver Musik gehört hätte. So ist es bei allen Geschichten über Mrs. Verver. Es sind immer alte Geschichten, als wäre sie eine Bekannte von früher. Geschichten wie die, als sie bei der Party zum vierten Juli mit Mrs. McCann zusammen hinter der Garage gekifft hat, als wir noch klein waren, oder wie sie in der High School die Ado Annie in Oklahoma! spielte und ihren Rock so hoch warf, dass alle ihre Unterwäsche sehen konnten, dunkelblaue Spitze.

Diese Geschichten kommen mir völlig unrealistisch vor, ich kann sie gar nicht glauben. Es ist, als hätte es diese Mrs. Verver früher mal gegeben, und jetzt wohnt eine andere Frau hier, müde und spindeldürr, die abends im Veteranenkrankenhaus arbeitet, die liest, während sie den Garten wässert, den Gartenschlauch in der einen Hand, und in der anderen einen vergilbten Roman vom Wühltisch. Ich frage mich, ob die andere Mrs. Verver irgendwo anders ist, in San Francisco oder in Mexiko oder so, wo sie ein aufregendes Leben führt und nicht zurückschaut.

»Sie hat mich in einem Club spielen hören«, sagt er. »Wir waren gerade mit dem College fertig.«

»Sie haben in einer Band gespielt?« Ich stelle mich auf die Zehenspitzen, lehne mich ein wenig über die Bar zu ihm hinüber, er legt den Kopf in den Nacken und schwelgt in Erinnerungen.

»Das wäre sehr freundlich formuliert.« Seine Augen blitzen und machen wundervolle Sachen. »Sie stand hinten im Gang mit einem Typen, von dem sie dachte, sie wäre in ihn verliebt, so ein ganz Cooler mit langen Koteletten und einem Ring an jedem Finger. Aber dann hat sie mich spielen hören, und es war um sie geschehen. Sie hat den armen Kerl einfach stehen lassen und ist quer durch den Club schnurstracks zur Bühne gekommen.«

Mein Kopf spielt verrückt beim Gedanken an den einundzwanzigjährigen Mr. Verver, mit dunklen Haaren und dem Körper eines Jungen, über die Tasten gebeugt – zeichnete sein Schlüsselbein sich ab, hüpfte sein Adamsapfel, hatte er diese unsichere Schlaksigkeit von Jungs, die so schnell gewachsen sind, dass es ihnen selbst ganz komisch vorkommt, und die sich in ihrer Haut noch nicht richtig zu Hause fühlen?

Ich sehe es deutlich vor mir, Mrs. Verver mit langen, sonnengebleichten Haaren, wie auf dem alten Foto auf dem Kaminsims, mit wiegenden Hüften kommt sie auf ihn zu, lässt ihn nicht aus den Augen, wie hypnotisiert.

Und wenn Mr. Verver damals schon so selbstbewusst, so cool und lässig war wie heute, was ich annehme, dann war sie dagegen natürlich machtlos.

»Welches Lied haben Sie gespielt?«

»Weiß ich nicht mehr«, sagt er, aber ich merke ihm an, dass es ihm auf der Zunge liegt. Und während er die Skulptur hin und her dreht, sie betrachtet wie eine Kristallkugel, lächelt er plötzlich.

»Moonlight Drive«, sagt er.

Ich nicke eifrig, obwohl ich noch nie davon gehört habe, aber es klingt romantisch, nach verlassenen Highways, roten Bremslichtern, die auf verträumten Gesichtern aufleuchten, verhängnisvoller Liebe.

»Wenn ich es finde, spiele ich es dir mal vor.«

»Auf dem Klavier?« Ich hüpfte auf und ab und kann mich kaum zusammennehmen.

»Ich habe ja nicht mal mehr ein Keyboard«, antwortet er und sieht mich sanft an.

»Aber ich suche mal die Platte raus.« Er zeigt auf ein Drahtgestell voller Schallplatten, das gefährlich schief in der Ecke steht. »Irgendwo da muss sie sein.«

Ich unterdrücke den Impuls, gleich hinzulaufen und zu gucken. Stattdessen presse ich mich an die harte Lederfront der Bar, lege die Hände auf die Skulptur und hoffe, dass er weiterredet. Genau das habe ich mir immer gewünscht, ohne es zu wissen. Mr. Verver reden und reden zu hören, und niemand unterbricht uns, nicht Mrs. Verver, nicht meine Mutter, nicht Dusty, niemand ruft ihn, sonst ruft ihn immer jemand.

»Ich habe es immer für Dusty gespielt, als sie noch klein war«, sagt er, als hätte er meine Gedanken gelesen. »Sie hat dazu getanzt. Ist herumgewirbelt, mit ihren Korkenzieherlocken.«

Dann wird auf einmal alles ganz langsam, als wüssten seine Worte, in welche Dunkelheit sie sich begeben, wo sie enden werden. »Die kleine Evie hat auch versucht zu tanzen. Sie wollte immer wie Dusty sein. Sie ist ihrer Schwester zwischen die Beine gestolpert, und dann sind sie übereinander gepurzelt.«

Sein Gesichtsausdruck ist, wirklich, es ist schrecklich. Mit jedem Wort verschwindet das Leuchten weiter, das Funkeln aus seinen Augen. Unser schönes, fröhliches Schwatzen findet ein abruptes Ende in düsterem Schweigen.

Wir sehen uns an, und ich möchte nur noch nach Hause.

Ich stehe vor unserer Hintertür und will reingehen. Ich kann aber nicht, weil ich an Mr. Verver denken muss und mich frage, ob er wieder in den Keller gegangen ist, nachdem er mich zur Tür gebracht hat. Fährt er jetzt mit den Fingern über die verknickten und zerfledderten Plattenhüllen und sucht nach seinem Lied? Oder sitzt er nur da und trinkt ein Bier, das Gewicht der ganzen Welt auf den Schultern?

Ich stehe da, und auf einmal springt sie hervor und erschreckt mich fast zu Tode.

»Lizzie«, zischt es, ich drehe mich blitzartig um, und da steht Dusty, barfuß, im langärmligen Celts-Shirt und kurzen Hosen. Sie hat lange, leicht gebräunte Beine, nur am Knie eine weiße Narbe von ihrer berühmten Verletzung vom Spiel gegen die Stallions letztes Jahr. Das andere Mädchen hatte sich dabei den Kiefer gebrochen. Ihr Gesicht sah aus wie ein offener Reißverschluss. Oh, was haben wir Dusty dafür bewundert.

»Hi«, sage ich und lehne mich an die Hauswand wie ein Krimineller, der durchsucht werden soll.

»Du hast mit Dad geredet«, sagt sie.

»Ja, ich habe dir den Pokal für die beste Spielerin vorbeigebracht.«

Sie antwortet nicht, starrt mich nur an. »Hast du die Nachrichten gesehen? Sie können ihm nichts nachweisen.«

Das wirft mich zurück.

»Noch nicht«, sage ich. »Aber sie werden ihn schon finden. Sie suchen überall.«

»Die haben keine Ahnung, wo er ist«, sagt sie, schüttelt den Kopf, ihre Stimme bricht. »Sie vermuten ihn in Kanada. Die Zigaretten sind mittlerweile egal. Er raucht nicht. Die wissen nur, dass Evie verschwunden ist, und er auch.«

Sie sieht mich an.

»Die können es ihm nicht nachweisen«, wiederholt sie. »Und wenn sie das nicht können, wie sollen sie dann jemals herausfinden, was passiert ist?«

Ich höre ihr zu, aber es ist alles so hoffnungslos. Diese Hoffnungslosigkeit in ihrer Stimme. Für Dusty eher Wut.

Ich weiß nicht, wie ich es in der Nähe von ihnen allen aushalten soll. Es ist zu schrecklich, und wenn ich allein bin, muss ich über den Teil wenigstens nicht nachdenken.

»Sie finden ihn bestimmt«, sage ich, aber ich frage mich langsam, was ich damit überhaupt meine.

»Du hast gesagt, er war es«, bricht es aus ihr heraus, ein hartes Stottern, als wäre der Gang nicht richtig drin. »Du hast gesagt, du hast ihn gesehen. Sein Auto.«

Sie sieht mich an, und da spüre ich es. Ich spüre, wie es sie zerreißt. Ich habe Dusty noch nie so gesehen, sie bringt die Worte nicht über die Lippen.

»Vielleicht habe ich mich geirrt«, platze ich heraus, aber es klingt total falsch. Diese Möglichkeit habe ich noch nicht mal in Erwägung gezogen. »Vielleicht war es doch nicht sein Auto.«

Dusty sieht mich an, ihre Miene wird wieder gefasster, sie hat sich wieder im Griff.

»Natürlich war es sein Auto«, sagt sie.

»Woher weißt du das?« Ich sehe ihr an, dass sie sich sicher ist.

»Du weißt es doch auch. Du weißt doch immer alles. Ich dachte, du weißt es.«

»Ich glaube schon«, sage ich. »Ich glaube, es war sein Auto.« Diese Gewissheit in ihrem Gesicht wirkt so knallhart. Ich zweifle an mir, dann zweifle ich an meinen Zweifeln. Ich weiß nicht mehr, was ich denken soll.

9.

Ich gehe den Schulkorridor entlang, ziehe meinen Rucksack auf dem polierten Boden hinter mir her und denke an Dusty, und was sie wohl weiß. Hat Evie ihr die Zigarettenkippen womöglich auch gezeigt, oder ist es etwas anderes? Evie hat Dusty doch nie irgendwas erzählt, oder? Wenn man mit Dusty sprach, musste man das vorher fast proben und dann besser denn je sein, denn ihre Geduld war begrenzt.

Im Kopf spiele ich es immer wieder durch, immer wieder frage ich Dusty zurück: »Woher weißt *du* es denn, Dusty? Woher weißt du, dass es Mr. Shaw ist?« Aber unter ihrem Raubvogelblick habe ich es nicht herausgebracht.

Die Tür zum Lehrerzimmer ist nur angelehnt, und ich sehe sie alle um das Fernsehwürgelchen stehen, das die Lehrer ins Klassenzimmer schieben, wenn sie keine Lust haben, etwas zu tun und uns lieber noch mal diesen alten Romeo-und-Julia-Film mit den Hippies zeigen.

Ich tue so, als müsste ich mir den Schuh zubinden und gehe in die Hocke, aber Mr. Moskaluk sieht mich und macht die Tür zu.

Das gefällt mir nicht. Aber gar nicht.

In der Schulbibliothek finde ich Kelli und Tara zusammen in eine Lesenische gequetscht, fast schon schwitzend vor Aufregung. Sie winken mich mit allen verfügbaren Armen heran.

Komisch, ich habe noch nie so viel Zeit mit diesen Mädchen verbracht, und wenn doch, dann war Evie dabei, wir waren immer Lizzie-und-Evie, Lizzie-und-Evie. Und jetzt war ich allein Lizzie-und-Evie.

Sie erzählen mir alles, und wir müssen leise sein, die Bibliothekarin mit der rosa getönten Brille starrt uns böse an, und es ist wie ein einziges, langes Flüstern in meinem Ohr. Das erzählen sie mir: Eine alte Frau, die auf der anderen Seite des Green Hollow Lake wohnt, hat sich bei der Polizei gemeldet und gesagt, sie hat an dem Nachmittag, als Evie verschwunden ist, um fünf Uhr ein Mädchen gesehen, das genau wie Evie aussah. Sie ging am Green Hollow Lake entlang, eine halbe Meile von der Schule entfernt. Am Abflusskanal blieb sie stehen, wo das Wasser durch den Überlauf schießt, und stand da einen Moment lang.

»Und dann ist sie einfach reingesprungen«, sagt Kelli, den Mund ganz nah an meinem Ohr, ihre Armreifen kratzen mich im Gesicht.

»Die Dame hat gedacht, sie will schwimmen«, sagt Tara höhnisch. »Klar, ich schwimme auch immer in allen Klamotten.«

»Aber dann hat sie sie nicht wieder rauskommen sehen«, sagt Kelli, lehnt sich zurück und ringt ungläubig die Hände. »Da hat sie sich gedacht, das Mädchen ist wohl einfach weggeschwommen.«

»Das ergibt doch keinen Sinn«, sage ich.

»Mehr Sinn als ein paar Kippen«, sagt Kelli mit einem affigen Grinsen.

Es brennt auf mir, ich spüre es an ihrem Atem, daran, wie sie mich angucken, als hätte ich mir das alles ausgedacht.

»Das macht man doch im See nicht«, sage ich und kämpfe gegen das Geschrei in meinem Kopf an. »Die Strömung. Ich bin da mal reingefallen, als ich klein war. Man schwimmt nur in den Schwimmbereichen. Man springt da nicht einfach rein. Wegen der Strömung.«

In meinem Gehirn prickeln die ganzen Ertrunkenen, die jungen Männer, deren Dingi gekentert ist, das Mädchen, das sich an einem Stein den Kopf gestoßen hat und im Überlauf ertrunken ist.

»Na ja«, sagt Kelli, »man springt da rein, wenn man gar nicht wieder auftauchen will.«

Am liebsten würde ich ihr eine scheuern, kann mich aber gerade noch beherrschen. Tara packt mich an der Schulter, als wüsste sie Bescheid.

»Aber warum hat die alte Dame sich nicht früher gemeldet?«, frage ich. »Warum meldet sie sich jetzt plötzlich, wo Evie schon seit acht Tagen verschwunden ist?«

»Sie hat gar nichts davon mitgekriegt. Sie war bei ihrer Enkelin in Greenvale. Dann hat sie Evies Bild in der Zeitung gesehen, und da ist es ihr wieder eingefallen.«

»Ich glaube das nicht«, sage ich, denn das tue ich nicht. Ich glaube es wegen dem nicht, was ich weiß. Ich glaube es wegen dem nicht, was ich selbst gesehen habe. Ich glaube es nicht, weil es sich von vorne bis hinten falsch anhört.

Vor allem aber glaube ich es nicht, weil es alles so einfach machen würde. Und ich weiß inzwischen, auf eine tiefe, verzweifelte, die Welt erschütternde Weise, dass nichts mehr einfach ist und es auch nie war.

In Algebra höre ich Mr. Silverston die Polynome für die Abschlussprüfung wiederholen, aber mein Kopf ist total blockiert.

Vielleicht sollte ich weinen. Ich sollte darum bitten, nach Hause gehen zu dürfen, wie kann ich weitermachen, wenn Evie vielleicht ... vielleicht ... und ich den-

ke an Mr. Verver, was muss er denken, fühlen. Evie am sumpfigen Grund des Green Hollow Lake. Der leere Sitz vor mir, sie hat immer die Knöchel unterm Stuhl verschränkt, und ich habe ihr gegen die Füße getreten und sie zum Lachen gebracht, die Gummisohlen unserer Turnschuhe rieben aneinander.

Es stimmt einfach nicht. Es stimmt nicht.

Ich weiß, was ich gesehen habe. Ich weiß, was ich fühle. Ich weiß, was ich weiß.

Ich zwingen mich, an Mr. Shaw zu denken, an Mr. Shaw und Evie. Zuerst kann ich sie mir nicht mal zusammen vorstellen. Sie leben doch gar nicht in derselben Welt. Er war ein Mann im Anzug, im Büro, bei Elternabenden, im kurzärmeligen Hemd, frisch gebügelt, abgeklärter Gesichtsausdruck. Aber haben nicht alle Männer, alle Väter, diesen Ausdruck? Wie mein Vater.

Das weiß ich:

Mr. Shaw war Mr. Ververs Versicherungsmakler. Auto, Hausrat, Leben.

All die Gesprächsfetzen und das leise Gemurmel und die überdrehten Spekulationen, als Mr. Shaws Name auftauchte. War er bei den Ververs gewesen, hatte Evie gesehen und sich verliebt, oder hatte er Mr. Verver Versicherungen verkauft, nur, um Evie nahe zu sein, womöglich schon seit Jahren?

Ich sitze da und balanciere das Kinn gefährlich auf dem Radiergummi am Ende des Bleistifts, schauke hierhin und dorthin, die Bleistiftspitze rutscht über mein Arbeitsblatt.

Und wie ich so nachdenke, fällt es mir ein, die eine Sache, die die beiden in einen gemeinsamen Rahmen setzt, in dasselbe sonnendurchflutete Traumbild. Mr. Shaw zusammen mit Mr. Verver im Garten, vor einem Jahr, vor all dem.

Sie saßen auf Liegestühlen und tranken Bier. Mr. Shaw saß etwas steif da, im Sportsakko, die Aktentasche im kühlen Gras. Ich sah ihn aus dem Fenster im oberen Stockwerk, und mir fiel auf, wie kahl er schon ist, wenn man ihn von oben sieht, viel mehr als nur von vorne oder auf Bildern wie dem in der Zeitung.

Und dann noch mal, später in dem Sommer.

Evie und ich sind zwölf.

Wir tragen unsere blauen Badeanzüge und Shorts im Partnerlook.

Wir sind barfuß. Wir schlagen Räder und Radwenden, hüpfen herum, lauter dünne Beine überall.

Mr. Shaw und Mr. Verver kommen die Einfahrt entlang. Mr. Verver winkt uns zu, dann steckt er sich die Finger in den Mund und pfeift.

Ich lache, ein dummes Zwitschern, und dann halte ich ein und sehe sie an.

Evie macht einfach weiter, sie schlägt ein Rad nach dem anderen.

Mr. Shaw, seine Augen liegen so tief, wie Löcher in seinem Kopf, er hat die Hand auf der offenen Autotür, und er beobachtet uns, zusammen mit Mr. Verver.

Und ich lache immer noch, und Evies Haar breitet sich bei jedem Rad zu einem schwarzen Fächer aus.

Und Mr. Shaws Schlüssel fällt auf den Boden, und Mr. Verver hebt ihn auf, und Mr. Shaw macht die Autotür weiter auf und lächelt Mr. Verver so komisch an, er hat beim Feierabendbier seine Krawatte gelockert. Das Lächeln ist falsch, er hebt die Mundwinkel, aber es ist kein richtiges Lächeln, er macht es nur mit dem Mund.

Und er sieht noch einmal zu uns herüber und steigt dann ein, lässt den Motor an und fährt weg.

Und Mr. Verver winkt, aber ich glaube nicht, dass Mr. Shaw das sieht. Er fährt langsam an unserem Haus, unserem Garten vorbei.

Evie springt herum, ihre Beine fliegen, das Haar flattert ihr ums Gesicht, ihr Körper ist gespannt, drahtig, in ständiger Bewegung, und Mr. Shaw guckt immer noch, auch, als er schon weg ist.

War es so? Ich weiß es nicht mehr. Aber so erinnere ich mich daran, und ich kenne Evies Räder, wie sie hindurchschwebt, als würde sie sich durch Sirup bewegen, sanft und träge und süß, so war das. Ich habe immer versucht, es auch so langsam zu machen wie sie, damit die Räder sich länger hinziehen, so liebevoll, aber meine waren immer kurze Wirbel, schnell und angespannt.

Ihr dunkles Haar ausgebreitet, passend zu ihren Gliedern, sonnengebräunt.

Das hat er gesehen, und er hat sich verliebt. Wer Evies Räder gesehen hat, musste sich ja in sie verlieben.

Oh, wie muss ihm das Herz wehgetan haben.

Später kommt das Bild noch einmal hoch.

Das Bild kommt zweimal. Alles kommt immer zweimal.

Mr. Shaw, seine Augen liegen so tief, wie Löcher in seinem Kopf, er hat die Hand auf der offenen Autotür liegen, etwas Eckiges, Silbernes glitzert in seiner baumelnden Hand.

Ein eckiges, silbernes Feuerzeug glitzert in seiner baumelnden Hand.

Vielleicht weiß Mrs. Shaw es nicht, vielleicht erinnert Mr. Verver sich nicht. Aber ich, aber ich.

Er raucht.

Und jetzt kann ich mir auch vorstellen, wie es ist. Er raucht Parliaments, in seinem Auto, überall in der Stadt, bei Kundengesprächen, auf langen Nachtsparcoursen, wenn er durch die sternenhellen Straßen streunt. Und in ritterlichem Abstand bei den Ververs im Garten steht und sich sehnt.

Überall außer zu Hause.

Evie ist nicht auf dem Grund des Sees.

Das sind seine Zigarettenstummel, die Überreste seines Verlangens und seines Kummers.

Er hat Evie beobachtet und dabei geraucht und von ihr geträumt, wieder und wieder, erst nur dann und wann, dann jeden Abend, jede einzelne Nacht, bis er es nicht mehr aushielt.

Ich ducke mich in den Durchgang hinter dem Tri-Country-All-Risk-Büro, und da sehe ich sie, hinter der Regenrinne. Zwei Zigarettenstummel und ein goldumrandetes Stück Plastik von einer Packung. Ich sehe sogar eine Tüte der Apotheke von Green Hollow in dem Drahtgitter-Mülleimer, ein Rezept steckt noch drin. Könnte ja seins sein. Es könnte seins gewesen sein.

Plötzlich haut es mich um, dass meine Hand in einem Mülleimer steckt und ich mich unerlaubt aus der Schule geschlichen habe, und das während einer strikten Ausgangssperre.

Es macht mich schwindelig.

Und ich sehe zur Glastür hinein, in das abgedunkelte Büro und stelle mir Mr. Shaw darin vor, traurig und sehnsüchtig.

Alle suchen in Sackgassen, keiner glaubt mir, aber ich weiß es. Ich weiß alles.

Abends zu Hause tagträume ich davon, anonym bei der Polizei anzurufen. »Sehen Sie mal im Durchgang nach!«, würde ich flüstern, wie eine Hexe.

Meine Mutter plappert in einem fort über die alte Frau und den See und was das bedeutet.

»Ich habe Annie noch gar nicht gesehen«, sagt sie. »Ich habe versucht, sie anzurufen. Was sagt man denn da? Sagt man, ich bin sicher, das war nicht Evie? Ich meine, ehrlich. Was soll man denn sagen?

Und er. Oh, das ist so traurig, wie er da in der Einfahrt steht, als hätte er etwas vergessen. Oder jetzt. Hast du gesehen? Er sitzt im Garten, zwischen den Bierflaschen, und wie er in die Bäume guckt! Als würde er denken, vielleicht kommt die kleine Evie gleich zwischen zwei Bäumen hervor in den Garten.

Und dann hat er nicht mal Dusty zum Trost. Wo ist sie überhaupt? So wie sie sonst an ihm hängt – früher haben wir sie die Schlingpflanze genannt – wo ist sie eigentlich?«

Für Mum ist es traurig und tragisch. Ihr nächtlicher Besucher war seit Tagen nicht mehr da. Sie und Dr. Aiken können nicht die halbe Nacht schmachmend auf den Liegestühlen auf der Terrasse liegen, wenn Mr. Verver keine sieben Meter entfernt sitzt und sichtbar leidet.

»Dann geh doch hin und setz dich zu ihm«, sagt Ted, der über der Küchenspüle ein Eis isst. Er schaut durch das Fliegengitter. »Er sieht so einsam aus.«

Plötzlich mag ich Ted ganz gern. Sonst scheint er nie irgendwas zu bemerken. Aber irgendwie weiß ich auch, dass er sie nur aufzieht, sie anstachelt, wie immer.

Meine Mutter spitzt die Lippen ein bisschen, und einen Moment lang glaube ich, sie wird es tun, rübergehen und sich um ihn kümmern, wie sie sich um Dr. Aiken kümmert, um sein einsames Ehemännerherz. Aber sie und Mr. Verver reden eigentlich kaum miteinander, meine Mutter hat, wenn schon, sich immer mehr an Mrs. Verver gehalten. Die beiden seufzten dann gemeinsam darüber, wie lang so ein Fußballspiel dauert, falls eine von ihnen mal hinging, was ungefähr nie war.

»Lizzie«, sagt sie und legt mir eine Hand auf die Schulter. »Er mag dich. Geh du.«

Sie sagt das, als wäre er das stotternde Kind in der Schule, oder das mit der Hasescharte. Komm, sei nett zu ihm. Sieht sie nicht, dass ich unbedingt rübergehen will, damit er mich anstrahlt, so wie sonst? Aber das kann er nicht. Er ist in seinem Entsetzen gefangen. Ich weiß Dinge, insgeheim, aber ich weiß nicht, wie ich dafür sorgen kann, dass er sie auch weiß.

»Hi.« Ich stehe vor ihm und kratze mir mit einem Zeh das andere Bein.

»Hi«, sagt er und lächelt beinahe. Er zwingt sich dazu, nur für mich.

»Mir ist was eingefallen«, sage ich. »Wie Mr. Shaw letzten Sommer hier war. Wissen Sie noch? Er hat mit Ihnen gesprochen. Evie und ich haben Räder geschlagen.«

Er zuckt zusammen, als ich das sage. Es ist schrecklich, das zu sagen, aber ich mache weiter.

»Ich erinnere mich an etwas in seiner Hand«, sage ich. »Ich weiß, dass er ein Feuerzeug dabei hatte. Wissen Sie noch?«

Er kneift die Augen zusammen. »Ich ... nein, ich glaube nicht«, sagt er und seine Niedergeschlagenheit haut mich um. »Lizzie, unsere Köpfe machen manchmal komische Sachen. Glaub mir, ich spiele im Kopf alles immer wieder durch, die ganze Zeit. Alles erinnert mich an alles.«

Die Worte hallen in mir wieder, sie tun mir weh.

Ich würde ihm gern erzählen, was ich im Durchgang gesehen habe, aber ich weiß, dass es egal ist. Es ist egal, weil mir niemand mehr glaubt.

Da stehe ich, hilflos und verzweifelt. Ich kann nur noch versuchen, ihm zu zeigen, dass ich es weiß, ich muss dafür sorgen, dass er es auch weiß, oder zumindest ansatzweise.

»Es ist nicht wahr«, sage ich und kann es selbst kaum glauben, und Mr. Verver sieht mich an, als könnte er es auch nicht glauben. »Was die alte Dame gesehen haben will. Es ist nicht wahr.«

Er denkt gründlich über seine Worte nach, oder es tut ihm zu weh, als dass er sie sauber und flüssig herausbringen könnte. So oder so möchte ich angesichts seines Blicks am liebsten wie ein Wurm in die Erde sinken und verschwinden.

»Lizzie«, sagt er und seine Stimme, die sonst sehr tief und ernst ist, zittert ein bisschen, »ich wünschte, ich wüsste überhaupt noch irgendwas.«

»Mr. Verver«, ich richte mich auf, »die alte Frau irrt sich.«

Er sieht mich an, als hätte ich, so ganz eventuell, eine Art Geheimwissen. Und das habe ich ja auch.

»Mr. Verver.« Ich lege meine stummeligen Mädchenhände auf seinen Arm, es fühlt sich an wie Funkenschlag. »Ich weiß es, wirklich.«

Ich versuche, gewichtig zu gucken, ich zwingen ihn, mir in die Augen zu sehen. Er muss mir glauben, er muss.

Er sieht mich an.

Was für ein jämmerlicher Strohalm – seine Tochter ist nicht ertrunken, sondern wurde von einem Mann entführt, der dreimal so alt ist wie sie, aber es ist immerhin ein Strohalm. Es ist der einzige Strohalm, den wir haben, und an den klammern wir uns.

Es ist nach Mitternacht, ein Uhr, zwei Uhr, ich weiß es nicht, ein Sturm ist aufgezogen, der Wind heult, und von draußen kommt ein Geräusch, das metallische Kratzen des Gartenstuhls auf der Veranda.

Schlaftrunken und noch voller Alpträume stolpere ich aus dem Bett und will rausgehen und den Stuhl reinholen. Ich bin noch nicht klar genug im Kopf, um mich zu fürchten, torkle durchs Haus, der Wind pfeift übers Dach. Fast falle ich die Treppe hinunter und in die Küche.

Ich bin schon fast an der Verandatür, strecke die Hand nach dem Lamellenvorhang aus, als eine Stimme mich anfährt.

»Tu das nicht.«

Ich fahre zusammen.

Es ist Ted, diese tonlose, raue Stimme, sein düsterer Jungenton. »Nicht«, sagt er, genau so, wie er mir sagt, ich soll meine Stollenschuhe nicht auf die Ledersitze in seinem Auto werfen.

Ich drehe mich um und sehe ihn, oder jedenfalls seinen blonden Haarschopf, die blassen Streifen seiner langen Ballspielerbeine. Er lehnt an der Küchenarbeitsplatte und sieht, wie immer, dreißig Meter groß aus.

Ich will ihn fragen, warum, aber die Worte bleiben mir im Hals stecken. Ich frage mich, was er wohl gesehen hat. Ich denke an Einbrecher mit schwarzen Strickmützen oder ein Rudel wilder Hunde, die schon nach der Terrassentür schnappen. Was hat er gesehen?

Und dann denke ich natürlich an Evie.

Ist hinter mir auch etwas her? Etwas, das mich in das sumpfige Zentrum zieht, die geheime Mitte, wo Evie sich versteckt, mit großen Augen und ganz allein?

Er streckt den Kopf vor, und jetzt sehe ich ihn in dem Lichtstreifen, der von der Verandalampe der Ververs hereinfällt. Teds Gesicht, farblos, die Lippen zusammengepresst. Es ist gar nicht sein Gesicht, für eine Sekunde ist es das meines Vaters.

Ich betrachte ihn und habe das Geräusch ganz vergessen, das Quietschen und Schleifen, aber es hat auch aufgehört, und ich drehe mich um und lege die Hand an eine der Lamellen, sehe zu meinem Bruder, als würde ich ihn um Erlaubnis bitten.

Darauf warte ich aber nicht. Stattdessen schaue ich durch das Grünscharz unseres Gartens. Die Veranda liegt im Schatten des Hauses, aber ich lege den Kopf an die Scheibe, und da ist sie, im Licht einer Straßenlampe und eines einsamen Schlafzimmerfensters.

Dann sehe ich es. Ich sehe alles. Ich sehe das Fleisch eines nackten Beins, meine Mutter erhebt sich aus dem Liegestuhl, das Haar zerzaust, mit einer Hand steckt sie sich eine nackte Brust wieder in die offene Bluse.

Und ihn, ihn sehe ich auch, er dreht mir den Rücken zu, fährt sich durchs Haar. Ich will, dass er sich umdreht, sie ansieht.

Stattdessen scheint Dr. Aiken wie vom Donner gerührt zu sein von dem angeblichen Sportwagen in der Einfahrt der Darltons, nebenan.

Er senkt den Kopf, als wäre er sehr müde. Für einen Augenblick sehe ich das Gesicht meiner Mutter, darin ist etwas. Etwas Funkelndes und zugleich Trauriges. Etwas, das eigentlich nicht zusammengeht, aber es ist zusammen da.

Ich gehe nicht wieder ins Bett. Ich habe das Gefühl, ich darf alles. Was macht es denn noch?

Den Kopf zum Platzen gefüllt mit rasenden Gedanken, schnappe ich mir meine Turnschuhe und schleiche raus, latsche durch die Gärten, einen nach dem anderen, die Häuser liegen still da, ich gehe den ganzen Weg, die ganzen sieben Blocks bis zu den Shaws.

Ich habe keine Ahnung, was ich dort vorhabe, es könnte alles Mögliche sein.

Ehe ich darüber nachdenken kann, stehe ich schon vor dem Haus und trommle nervös an den Laternenpfahl.

Es macht den Eindruck, als könne es kein dunkleres Haus geben, die Traufe hängt tief, wie ein gesenkter Blick. Diese Ruhe darin, das Haus ist fest verschlossen, da kommt man nicht rein. Als ich es vor ein paar Tagen gesehen habe, war die Tür offen, Polizisten trugen Pappkartons rein und raus, aus ihren hinteren Hosentaschen guckten Notizblöcke wie Schwänze, und es schien nackt. Jetzt wirkt es verriegelt, verrammelt.

Ich stelle mir Mrs. Shaw und Pete vor – der dunkelhaarige Junge, der in der Zeitung war, weil er den Landespreis für Robotertechnik bekommen hat –, hoch oben in dem Haus zusammengekauert, dem schiefen Märchenhaus mit den steilen Giebeln, die so schwer darüberzuliegen scheinen, als würden sie grässliche und wunderschöne Dinge verstecken. Ich stelle mir Fledermäuse vor, zusammengefoldet, schnarrende Opossums unter der Veranda.

Aber vielleicht auch etwas Magisches, etwas aus einer Gutenachtgeschichte, ein schimmernder Rabe unter dem Dach, eine dornige Wildrose.

Ich glaube, wenn ich konzentriert genug gucke, werde ich etwas verstehen, wird mir etwas klar.

Aber was gibt es zu sehen, zu wissen?

Der Wind frischt auf, und ich kriege eine Gänsehaut, meine Augen machen verrückte Sachen, wie früher, als Kind, als ich dachte, ich könnte durch Wände sehen, wenn ich mir nur genug Mühe gebe.

Aber das Haus gibt nichts preis.

Minuten vergehen, und ich habe schon fast aufgegeben, als mir einfällt, was ich tun könnte. Ich schleiche nach hinten in den Garten. Hat die Polizei hier überhaupt geguckt? Wenn er bei den Ververs im Garten raucht, raucht er dann nicht vielleicht auch in seinem eigenen?

Es ist zu dunkel, um irgendwas zu sehen, also beuge ich mich vor, dann hocke ich mich hin, taste nach etwas, lasse die Handflächen über den Rasen gleiten, über Steinplatten, einen dicken Baumstumpf. Je länger ich alles abtaste, desto mehr denke ich, dass das verrückt ist, herumzustöbern und zu schnüffeln, mitten in der Nacht auf allen vieren bei den Shaws im Garten, als würde ich als Nächstes den Kopf in den Nacken legen, den Mond anheulen und Zeter und Mordio schreien.

Ich krieche ziemlich lange auf dem Rasen der Shaws herum, von einer Ecke in die andere, aber ich finde nichts, nicht eine Kippe, nicht mal ein einziges Streichholz.

Aber ich bin noch nicht fertig. Ich habe Dreck unter den Fingernägeln und fühle mich kühn und mutig und gehe einfach die Einfahrt entlang bis zum Haus, ich lege

sogar die Hände daran. Die Wand ist kalt, meine Finger gleiten über Backstein und Putz und Holzleisten.

Die Garage sieht aus wie ein Gruselhaus. Dort sollte er die Pornos und so versteckt haben und den Snuff-Film und alles Mögliche, was dann am Ende alles doch nicht dort war. Ich drücke mir die Nase an einer halb blinden Scheibe platt, sehe aber nur mein eigenes Gesicht, ein verschmiertes Negativ, mit großen, blinzelnden Augen.

Ich stelle mir vor, dass das vielleicht Mr. Shaws privater Rückzugsraum ist, wo er sich hinsetzen oder vielleicht sogar auf den kalten Beton legen konnte und rauchen und sich Sachen vorstellen.

Gleich hinter der Garage lege ich die Hand wieder ans Haus. Diesmal berühre ich etwas noch Kälteres, aus Metall, und ich sehe, dass es so eine von beiden Seiten zu öffnende Klappe für den Milchmann ist, von früher, wie wir sie auch haben, nur bei uns ist das Scharnier kaputt, mein Dad hat es nie repariert. Früher haben Evie und ich uns dort kleine Botschaften hinterlegt, und manchmal tut sie immer noch Dinge dort rein – eine Haarspange, einen Schlüsselanhänger mit Fußball – und ich brauche Monate, um es zu finden, oder überhaupt daran zu denken, mal wieder reinzugucken.

Bei uns ist die Klappe knallgrün angemalt, diese hier ist braun und halb von Efeu überwachsen. Man könnte sie völlig übersehen. Ob die Polizei sie bemerkt hat?

Ich schiebe die Finger unter die kleinen Ranken und halte das Scharnier fest, das nicht kaputt ist, und ich muss nicht mal fest ziehen, und die Klappe geht auf.

Ohne drüber nachzudenken, stecke ich die Hand hinein. Ich taste darin herum, fühle aber nichts außer dem Kitzeln des Efeus am Handgelenk.

Aber als ich die Hand schon wieder rausziehen will, höre ich ein ganz feines Knistern.

Etwas klemmt unter dem Rand der Klappe.

Ich greife danach und spüre etwas Weiches aus Plastik, und dann noch etwas, etwas Kühles, Knubbeliges. Jetzt ziehe ich daran, packe alles mit beiden Händen und renne zur Straßenlampe, um nachzusehen, ob ich das gefunden habe, was ich glaube.

Habe ich.

Eine Schachtel Parliaments, noch fünf drin. Und mit einem Gummiband daran befestigt ist ein silbernes Feuerzeug mit Deckel. Nicht so ein Supermarktding. Es ist etwas Besonderes, alt und schwer. Ich presse die Finger auf die Gravur, ein Siegel wie der Kennedy Half Dollar, solche, wie mein Großvater sie in einem großen grünen Glas auf seinem Schreibtisch gesammelt hat, als ich noch klein war.

Das ist es. Das ist es. Ich habe recht. Ich weiß alles.

Du weißt es doch auch, hat Dusty gesagt. Du weißt doch immer alles. Ich dachte, du weißt es.

Ich wusste es. Und ich weiß es. Und irgendwie weiß Dusty es auch.

Es war Shaw. Es war immer Shaw. Shaw da draußen, jede Nacht.

Und die Polizei, was wissen die? Übersehen das, übersehen alles.

Immer und immer wieder fahre ich mit dem Finger um das Emblem.

Ich habe das Gefühl, so da zu stehen wie Mr. Shaw, ich spiele mit dem Feuerzeug herum, neben Mr. Verver, und beobachte Evie beim Radschlagen, eins nach dem anderen.

Die Zigaretten, das Feuerzeug, sie zu sehen, was für eine Befreiung. Es hat geradezu einen Sog, ich spüre die ganze Kraft dessen, was passiert ist. Diese kühlen Dinge in meinen heißen Händen bringen mich zum Kern der ganzen Sache.

Ich stehe da und berühre das alles und denke plötzlich an Fingerabdrücke und Beweise und mein gesammeltes Fernsehkrimiwissen, das ich total außer Acht gelassen hatte. Aber jetzt ist es zu spät, und so drücke ich die Packung froh an mich.

Ich hocke mich ins üppige Gras unter der Straßenlampe und schüttele die Zigaretten aus der Packung. Irgendwie will ich sie ansehen, bei ihnen sein.

Aber da flattert noch etwas anderes zwischen den Zigaretten heraus.

Es landet auf dem Rasen, und ich hebe es vorsichtig auf.

Ein Foto, aus einer Zeitung ausgeschnitten, zusammengerollt, es sieht aus wie ein Finger.

Ich kenne das Foto. Es ist nur ein winziger Ausschnitt, ein Schnipsel, 5 Zentimeter breit und genauso lang. Aus dem Artikel über das Fußballturnier der Junior Highschool.

Ich kenne das Bild so gut, weil es mit dicken Glitzerreißzwecken an meiner Pinwand hängt.

Es ist Evie, und daneben, halb durchgeschnitten, ich.

Vor einem Jahr, auf dem Bild, da kannten wir uns noch durch und durch. Aber jetzt habe ich das Gefühl, Evie entgleitet mir. Da sind Stellen in Evie, die ich nicht berühren kann, das Mädchen, dessen Blick in den Garten wanderte und den Mann dort sah, den Mann, der älter war als ihr Vater, und den sie im Dunkeln schmachten sah wie einen verirrten Ritter, der da unter dem Baum stand und ihr in der ausgestreckten Hand sein Herz hinhielt.

Was dachte sie denn, was passieren würde? Hat sie geglaubt, er würde einfach für immer nur gucken? Und warum hat sie es mir nicht erzählt? Und was hätte ich getan?

Was für ein einsamer Gedanke, ich schiebe ihn beiseite.

In der Nacht schlafe ich mit meiner Beute unter dem Kopfkissen. Den Zigaretten, dem Feuerzeug.

Ich weiß, dass ich etwas damit tun werde. Ich weiß nur noch nicht, was.

Ich denke an Mr. Verver und wie es sein wird, wenn ich den Fluch löse.

Dann wird Evie auch erlöst, stolpernd, flügelahm, aus ihrem Stahlgefängnis.

Das sind meine sonderbaren Nachtgedanken.

Und dann kommt der Traum, und mit ihm Evie:

Im Traum bin ich im Bett und höre ein Geräusch. Ein langsames Kratzen, so leise, dass ich es immer wieder abschüttelte. Aber dann wird es schneller, und es scheint gleichzeitig drinnen und draußen zu sein, und ich denke, es ist wie damals, als Dad die Eichhörnchen auf dem Dachboden entdeckt hat und sie ausräuchern musste.

Aber das Kratzen wird immer lauter, wie Krallen auf Metall, und ich gehe durch den Flur, die Arme an die Wände gestreckt, taste mich voran, versuche, dem Geräusch zu folgen.

Und dann bin ich draußen, der Wind weht mir das Nachthemd um die Beine, das Haus ist so dunkel, und es ist so spät, dass meine Füße in den feuchten Boden sinken, und alles sieht blau und gequält aus.

Jetzt kratzt es nicht mehr, das Geräusch ist eher ein Schaben, am liebsten würde ich mir die Ohren zuhalten. Aber dann stößt meine Hand an die Metalltür der Milchklappe, und das Geräusch durchläuft mich wie elektrischer Strom.

Langsam, langsam gehe ich auf die Knie, um hineinschauen zu können, drehe den Griff, öffne die Milchklappe, und anstatt hindurchzusehen in die dunkle Küche und das Rumpeln des Kühlschranks zu hören, sehe ich ins Dunkel. Es ist, als hätte ich die Tür zur Mitte der Erde geöffnet, und es riecht wie lehmiger Tod.

Ich stecke den ganzen Kopf hinein, denn das ist ein Traum, ich bin sicher, dass es ein Traum ist, und ich habe ja nichts zu verlieren, gar nichts.

Ich stecke auch die Hand so tief hinein, wie es geht, und da spüre ich sie.

Ich spüre Evie, bevor ich sie sehe, ich spüre die weiche Haut ihres Unterarms, und dann sehe ich das Weiße in ihren Augen.

Und dann sehe ich ihr Gesicht, und sie sagt etwas.

Ich winde mich, und sie scheint näherzukommen und es ist, als wären wir ganz woanders, und ich weiß nicht, ob ich da je wieder rauskomme, aber ich schiebe mich weiter hinein, und da sind wir, und es ist ihr Gesicht. Und sie sagt etwas.

Evie, Evie, Evie.

Am nächsten Morgen wecken mich die Morgennachrichten.

»Taucher suchen im Green Hollow Lake nach der Leiche des Mädchens, das von mindestens einer Zeugin gesehen wurde und der 13-jährigen Eveline Verver ähnlich sehen soll, die seit über einer Woche vermisst wird ...«

Ich liege im Bett und weiß nicht, ob ich es tun kann. Ob ich es fertigbringe. Aber dann denke ich an den Kummer, der in der vergangenen Nacht bei den Ververs geherrscht haben muss, ein Tag und eine Nacht, in denen sie sich vorstellten, wie Evies Körper in den Schlamm am Grund des Hollow Lake sinkt, der Gedanke, dass ihre Leiche von einem Greifhaken heraufgezogen wird, ihr Gesicht schon weggespült. Ist das nicht immer so? Habe ich irgendwo gelesen. Das Wasser nimmt einem das Gesicht. Wenn ich mir vorstelle, was für schreckliche Bilder Mr. Verver in den letzten zwölf Stunden im Kopf gehabt haben muss, halte ich es nicht aus.

Wenn ich es doch *weiß*. Ich weiß es doch.

Sie liegt nicht auf dem Grund des Sees.

Sie liegt bei ihm.

Also muss ich sie retten, sie alle retten.

»Bist du das, Lizzie?«, fragt Mr. Verver und macht die Fliegentür auf. Er sieht erschöpft aus, erschöpfter denn je. Sein Gesicht. Als wäre sein Gesicht weggespült worden.

»Tut mir leid, Mr. Verver«, sage ich und hüpfte fast von einem Fuß auf den anderen. »Ich warte nur, dass mein Bruder aufwacht. Er soll mir helfen.«

»Wobei denn?«, fragt er, den Morgenkaffee in der Hand. Er zieht die Augenbraue hoch. »Alles okay? Kann ich irgendwas ...«

»Ach, nichts.« Ich schüttelte den Kopf. »Total blöd. Wirklich blöd.«

Ich zeige auf unser Haus. »Die alte Milchklappe. Ich höre nachts immer so ein Kratzen, und ich glaube, es kommt daher. Ein Tier oder so, das versucht reinkommen, oder ...« Ich reiße die Augen auf. »... raus.«

Er geht einfach zu der Klappe rüber.

Als müsste er sich um mein banales Problem kümmern, obwohl alles andere so viel wichtiger ist.

»Das Scharnier ist kaputt«, sage ich schnell und habe Angst, die Nerven zu verlieren. »Ich habe Angst – es wär mir einfach lieber, wenn es fest zu wäre. Dass da nichts reinkommen kann.«

Er sieht mich an und sieht so freundlich aus. Er ist am glücklichsten, wenn er jemandem etwas Gutes tun kann.

»Na klar, Liebes«, sagt er, die Hand am Griff, die Finger schon sanft dar-
umgelegt. »War bestimmt nur ein Waschbär.«

In meinem Körper passieren alle möglichen unerklärlichen Dinge, irgendwas dreht sich von Kopf bis Fuß durch mich hindurch.

Obwohl ich *weiß*, was in der Klappe ist, obwohl *ich es selbst dahingelegt habe, vor zwei Stunden, bei Sonnenaufgang*, komme ich mir plötzlich vor wie in einem Gruselfilm, *was kommt da jetzt rausgesprungen?*

Eine Hand an die Seite gedrückt, damit die Klappe nicht runterfällt, macht er die Tür auf.

Mir hämmert das Herz, und ich lege die Hand darauf.

Die Tür ist offen.

Und ich sehe, wie er den Feenstaub entdeckt, den ich dort für ihn ausgestreut habe.

»Oh«, sagt er, und sein Gesicht erwacht zu neuem Leben, seine Züge setzen sich vor meinen Augen wieder zusammen.

Er lässt die Tür in ihrer einen Angel hängen, denn er ist total erstarrt, seine Hände schweben über dem glitzernden Feuerzeug, dem weißen Schein der Parliament-Packung.

Aber er rührt es nicht an.

Er sieht es schon. Er weiß es.

Ich könnte vor Glück zerspringen.

10.

Wir warten auf die Polizei, und Mr. Verver läuft die ganze Zeit in der Einfahrt hin und her. Immer wieder geht er in die Küche und ruft nach Mrs. Verver im oberen Stockwerk. Manchmal habe ich das Gefühl, dass sie das Schlafzimmer nie mehr verlässt.

Mr. Verver sieht dauernd zu der offenen Klappe, aber nur von Weitem, er bleibt zwei Meter davor stehen, als würden die Sachen darin sonst verschwinden.

Wir warten, es sind erst fünf Minuten vergangen, sieben, aber es fühlt sich an wie eine Ewigkeit.

Zuerst war es total aufregend gewesen, ihm diese Sachen zuzuspielen, und dass er durch mich davon weiß. Er weiß, dass Mr. Shaw hier war.

Aber dann denke ich, wie schlimm es andererseits für ihn sein muss. Ist es wirklich besser, sich Evie zusammen mit Mr. Shaw vorzustellen? Wenn sie bei ihm ist, ist sie wenigstens nicht in irgendwelchen dunklen Fluten versunken. Oder zumindest nicht in dieser Art dunkler Flut. Das sind die Möglichkeiten.

Aber dann ist da noch was anderes, etwas, das wir nicht aussprechen, nämlich: zu wissen, dass Mr. Shaw hier herumgeschlichen ist, sie heimlich und voller Sehnsucht geliebt hat, wie soll uns das helfen, Evie zu finden?

Dieser Gedanke durchfährt mich, und einen Moment lang kommt es mir vor, als wäre Evie völlig verloren, als wäre sie in einem Wurmloch tief in der Erde versunken.

Aber Mr. Ververs Gehirn arbeitet schnell, und auf einmal fällt ihm etwas ein. Er nimmt meinen Arm und sieht mich entsetzt an: »Lizzie, das ist jetzt sehr wichtig. Wann hast du die Geräusche von der Klappe gehört? Gestern Abend?«

Da wird mir klar, dass ich einen Fehler gemacht habe. Ich war so gründlich. Habe meine Fingerabdrücke abgewischt. An alles gedacht. Nur nicht daran.

»Wie bitte?«, frage ich zurück.

»Wenn du die Geräusche letzte Nacht gehört hast, oder auch nur diese Woche ...« Er verstummt, und ich verstehe, was er meint. Wenn Mr. Shaw gestern Abend hier draußen war, wenn er letzte Woche auch nur einmal hier war, wo war Evie dann?

Auf einmal taucht Dusty hinter der Fliegentür auf, und ich schicke ein dankbares Stoßgebet zum Himmel, weil es mir Zeit verschafft nachzudenken, nachzudenken, eine Million Gedanken und Überlegungen rattern in meinem Kopf.

»Dad«, sagt Dusty durch das Fliegengitter hindurch, und es sieht komisch aus, dieses Gitter vor ihrem Gesicht, es zerbricht ihre Schönheit in lauter kleine, drahtige Quadrate.

»Nein«, sage ich schnell, »nicht letzte Nacht. Es ist schon eine Weile her, vielleicht zwei Wochen. Aber ich hatte es ganz vergessen, bis gestern Nacht. Ich hatte Angst, wegen allem, was passiert ist, und da musste ich wieder an die Klappe denken.«

»Ach so«, antwortet er, und die Bestürzung weicht langsam aus seinem Gesicht. Ich presse mir die Hand auf die Brust, damit mir nicht das Herz herausspringt.

»Ich hatte solche Angst, und dann ist mir das Geräusch wieder eingefallen.«

»Klar. Gott sei Dank. Das macht einem auch alles wirklich ganz schön Angst. Arme Lizzie.« Er beugt sich zu mir, und ich denke, gleich umarmt er mich, aber da quietscht die Fliegentür und Dusty sagt noch einmal »Dad«, und ihre Stimme ist wie ein Splitter, sie hallt in meinem Kopf tausendmal wider. Dusty ruft von irgendwoher, egal woher, ruft nach ihrem Dad. Also geht er zu ihr.

Ich stehe in der Einfahrt, warte auf die Polizei und sehe die beiden in der Küche. Ich sehe durch das Fliegengitter, dass Mr. Verver Dusty im Arm hält, und sie weint und klammert sich an ihn und lässt ihn gar nicht mehr los.

Sie stehen in der Küche, seine Arme umschließen sie, und Dusty ist kaum noch zu sehen, nur ihre Haare, ihre nackten Füße, mit denen sie fast auf seinen Schuhen steht, ihre Schultern, die sich an ihn schmiegen und an seiner Brust zittern.

Da fällt mir etwas ein, das lange her ist. Da war Dusty krank, so krank, dass sie nur noch vierzig Kilo wog. Mr. Verver musste nach nur drei Wochen als Trainer unserer Fußballmannschaft aufhören, weil jemand bei ihr bleiben musste, sie wurde immer dünner. Wir haben alle gesagt, sie war noch nie gut im Kranksein. Er war unser Lieblingstrainer, wir haben ihn alle gemocht. Aber Mrs. Verver arbeitete abends im Veteranenkrankenhaus, und einer musste ja bei Dusty bleiben, Dusty mit der schlimmen Krankheit im Bauch, die sie über Nacht fast umgebracht hatte. Sie konnte nichts essen. Er kam nach Hause, und sie lag auf dem Sofa und hat sich an ihn geklammert und gesagt, sie glaubt, sie muss sterben. Sie sah auch so aus.

Er konnte einfach alles wieder in Ordnung bringen. Er konnte mit den Händen heilen, und bald ging es ihr wieder gut.

Es dauert eine Weile, mit der Polizei. Ich spreche gerade mit Detective Thernstrom, als sie den Zeitungsausschnitt finden. Einer der Polizisten hält die Zigarettenschachtel mit einer langen blauen Pinzette hoch, er trägt Handschuhe und dreht die Packung hin und her, und da fällt der Schnipsel heraus. Sie werden keine Fingerabdrücke darauf finden, was wirklich schade ist, aber ich musste meine Abdrücke von den Zigaretten und dem Feuerzeug mit der Satinpaspel meiner Steppdecke abwischen, und damit auch Mr. Shaws.

Mrs. Verver ist auch endlich da, blass und gespenstisch, in einem dicken Pullover, die Arme um sich geschlungen.

Sie sieht den Polizisten zu, wie sie den Zeitungsausschnitt betrachten, das Foto von Evie in ihrem Trikot, die Haare zu straffen Zöpfen geflochten.

Mr. Verver sieht sich das Foto jetzt auch an. Er schlägt die Hand vor den Mund, und sein Gesichtsausdruck ist so grauenvoll, dass er mir ewig im Gedächtnis bleiben wird.

Die nächsten Stunden verfliegen, und niemand erwähnt auch nur, dass ich in die Schule müsste, und es wird so viel geredet, und meine Mutter ist da, und ich kann ihr kaum in die Augen sehen, weil ich sie immer wieder auf der Veranda vor mir sehe, so viel nackte Haut und so eklig, mit Abdrücken vom Gartenstuhl, auf den ich mich nie wieder setzen werde. Sie ist bei Mrs. Verver, die sich wieder ins Schlafzimmer zurückgezogen hat. Sie macht ihr Tee und bleibt den ganzen Nachmittag bei ihr. Ich frage mich, worüber sie wohl reden, da oben versteckt, mit den Päckchen, die sie beide zu tragen haben.

Ich sitze in der Küche, als Dusty hereinkommt, alle Tränen getrocknet, ihr Gesicht ist wieder hart, strahlend, schön.

»Da hast du es ja mal wieder geschafft«, sagt sie und reißt den Kühlschrank auf.

Sie klingt wie ein Trainer, aber bei Dusty weiß man nie, also zucke ich nur mit den Schultern. Sie holt eine Flasche Saft heraus, schüttelt sie bedächtig und sieht mich an.

»Es ist aber schon komisch, oder?«

»Was denn?«, frage ich.

»Das mit dem kaputten Scharnier. Ich meine, das ist ja schon ewig kaputt. Ich weiß noch genau, wie dein Bruder es kaputt gemacht hat, er hat mit dem Baseballschläger dagegen geschlagen.«

»Ja«, antworte ich, ich erinnere mich auch noch daran.

»Na ja, ich habe gedacht«, fährt sie fort und öffnet die Flasche, »das war ja ein ziemlicher Aufwand für Mr. Shaw, die Zigaretten ausgerechnet da zu versteck-

en. Wenn man die Klappe aufmacht, muss man die Tür mit einer Hand festhalten, damit sie nicht rausfällt.«

»Stimmt.« Ich versuche, so ruhig wie möglich zu klingen.

»Und es gibt doch viel bessere Verstecke, sein Auto zum Beispiel ...«

»Bestimmt sollte seine Frau nicht wissen, dass er raucht«, schlage ich vor. »Im Auto hätte sie sie womöglich gefunden.«

»Oder in einem Blumentopf«, antwortet Dusty, trinkt einen Schluck Saft und legt nachdenklich den Kopf schief. »Einem von diesen großen alten Übertöpfen, die deine Mom überall rumstehen hat.«

»Wahrscheinlich würden sie da nass werden. Wahrscheinlich ...«

»Es ergibt einfach keinen Sinn.« Sie schweigt und klopft mit der Flasche sanft an ihren Oberkörper. »Für mich zumindest nicht.«

»Nein«, stimme ich zu. Mein Kopf ist heiß und kribbelt. »Wahrscheinlich nicht.«

Ich setze mich auf. Ich muss sie auflaufen lassen, das wird doch gehen. Aber sie hat mir einen gehörigen Schreck eingejagt, als hätte ich auf etwas Kaltes gebissen. Es überrascht mich nicht, dass sie weiß, dass ich gelogen habe. Sie kann immer meine Gedanken lesen, hier wie auf dem Hockeyfeld, überall. Sie sieht mir alles an.

»Eigentlich ergibt alles keinen Sinn, was er getan hat«, sage ich.

Sie nickt, aber ihren Blick werde ich für den Rest des Tages nicht vergessen.

Später zieht Mr. Verver mich zur Seite, um mir zu erzählen, was es Neues gibt. Er nimmt mich einfach so zur Seite, nur um mir das zu erzählen.

»Die Polizei hat Mrs. Shaw und ihrem Sohn das Feuerzeug gezeigt«, sagt er, »und der Sohn hat es erkannt. Er sagt, es ist ein Erinnerungsstück, noch von seinem Großvater, und Mr. Shaw hat es benutzt, um die Kerzen am Weihnachtsbaum oder auf Geburtstagskuchen anzuzünden.«

»Und Mrs. Shaw?«

Mr. Verver schüttelt den Kopf. »Sie sagt, sie ist nicht sicher. Sie kann sich an nichts erinnern. Aber das Interessante ist, dass Mr. Shaws Sekretärin es auch erkannt hat, sie sagt, er hat manchmal am Schreibtisch damit herumgespielt. War angeblich sein Glücksbringer.«

Ich versuche, nicht an Dusty zu denken. Dann glaubt sie mir halt nicht, ist doch egal. Das sage ich mir immer wieder. Immer wieder.

Abends kommt es in den Nachrichten.

Eine Studentin hat sich gemeldet und gesagt, sie sei das Mädchen, das die ältere Dame in den Green Hollow Lake hat springen sehen, das Mädchen, von dem sie dachte, es sei Evie.

»Ich habe Proben für ein Geologieseminar entnommen«, erklärt sie dem Reporter. Sie hat langes, dunkles Haar wie Evie, aber sonst sieht sie völlig anders aus. Ich frage mich, wie irgendjemand diese Studentin mit den rundlichen Schultern und den Korksandalen mit Evie verwechseln kann.

»Nicht zu glauben.« Meine Mutter steht vor dem Kühlschrank und überlegt, was es zum Abendbrot geben soll. Keine Ahnung, wo Ted ist. »Die Vorstellung, dass dieser Mann in unserer Einfahrt herumgelungert hat. Dass der seine Sachen hier versteckt hat und nachts um unser Haus geschlichen ist.«

Das muss sie gerade sagen.

Ich muss an Dr. Aiken denken, wie er durch unsere Hecke kriecht.

Fast hätte ich gelacht. Ehrlich.

Manchmal glaube ich es selbst schon fast. Manchmal vergesse ich, dass ich mir das ausgedacht habe und stelle mir vor, wie Mr. Shaw unsere Milchklappe öffnet, darin herumtastet, seine Geheimnisse darin versteckt. Er hat mir seine Geheimnisse doch sowieso selbst verraten, etwa nicht? Beziehungsweise ich habe sie ihm abgenommen. Ich habe sie ihm abgenommen, habe die Hand danach ausgestreckt, danach gegriffen.

11.

Am Montag brummt die Schule nur so vor Neuigkeiten. Tara Leary stolziert mit einer größer werdenden Meute herum, lauter Mädchen, die die Nachrichten hören wollen.

»Sie machen jetzt eine Großfahndung«, sagt sie. »Mein Dad hat von Anfang an gesagt, dass das eine Sexualstraftat ist. Sie suchen überall, im ganzen Land, die besten Spuren führen nach Ontario. Sie arbeiten mit der Polizei dort zusammen. Seine Frau sagt, er wollte schon immer gerne da leben, ganz allein in einer Hütte. Was für ein Irrer.«

Eine Hütte am See, wie romantisch, ein Liebesnest.

»Aber mein Dad sagt, inzwischen ist es wahrscheinlich ein Selbstmord«, fährt Tara fort. »Weil, jetzt kann er sich nirgends mehr verstecken.«

»Ich habe gehört, sie wollen noch mal im Wald hinter der Schule suchen«, sagt Joannie.

»Die glauben, sie verstecken sich im Wald?«, frage ich und stelle mir ein Zweimannzelt und einen Campingkocher vor.

Joannie gibt sich ebenso weltläufig wie Tara, sieht mich an und schüttelt den Kopf. »Sie suchen ihre Leiche«, sagt sie. »Sie überlegen, wo er ihre Leiche versteckt hat.«

In Gesundheitslehre machen wir schon wieder den Menstruationszyklus, und Kelli Hough macht sich nach Strich und Faden über Mrs. Miller lustig und fragt sie, warum das Blut »untenrum« so dickflüssig ist, und ob es in Ordnung ist, dass es sie da unten immer so kribbelt, wenn sie ihre Tage hat.

Ich spiele nervös mit meinem Bleistift herum und beobachte die Uhr, und dann passiert es: erst ein Summen im Ohr, es wird heiß. Ich bohre mit dem Finger darin, damit es aufhört. Sonst scheint es niemand zu hören, sie sind zu fasziniert von Kelli und wie es bei ihr »zieht«, wenn ihre Blutung kommt, »wie mit einem Faden, versteht ihr, der in mir drin nach unten zieht«.

Das Summen ist irgendwie so heiß, und mein Kopf ist auch ganz heiß, und das Klassenzimmer ist so weiß, blendend weiß, und mir tun die Augen weh, und ich klemme mir die Hände zwischen die Beine und versuche, es abzuschütteln, an etwas

anderes zu denken. Aber ich denke an Mr. Shaw und Evie und dass ich irgendwie glaube, er würde ihr nichts antun, er liebt sie, und warum versteht das eigentlich niemand?

Und dann denke ich an die vergangenen Tage – elf Tage und kein Ende in Sicht – und was in dieser Zeit alles geschehen sein kann, und ob Evie seine Liebe wundervoll findet, und ob es zu Dingen unter der Bettdecke gekommen ist und Evies Augäpfel sich verdreht haben.

Mir wird übel davon und übel von mir selbst. Ein Gedankensprung bringt mich in den letzten Sommer, ich warte auf meinen Bruder. Ich bin bei seinem Freund Matt Nettle, der gerade mein Fahrrad repariert hat, wir sind hinter seinem Haus, an der Garage.

Ich bin total fertig, sagt er, setzen wir uns doch kurz, und das tue ich, weil er sechzehn ist und ich gerade dreizehn geworden bin und Pudding in den Knien habe, da scheint mir Hinsetzen das Richtige zu sein.

Wir lehnen uns an die aufgeheizten Schindeln der Garage, und ich spüre heißen Staub am Hals.

Wir sagen nichts. Dann fängt Matt davon an, was ein Junge braucht, und dass er wette, ich verstehe, was er meint, schließlich hätte ich einen Bruder.

Ich ziehe die Knie an die Brust und zupfe an der Zunge meiner grasfleckigen Keds herum. Er redet und redet, und ich weiß nicht, ob er je wieder aufhören wird. Er erinnert mich an meinen Dad, wenn er seine Gründe für irgendwas erklären will, wenn er sich entschuldigen will.

Ich quetsche die Finger unter die Zunge des Schuhs, meine Wangen werden immer heißer. Ich sehe ihn nicht an, ich höre ihn nicht mal mehr, aber dann spüre ich seine schwielige, große Hand auf meinem Handgelenk, und mein Magen macht einen Purzelbaum, ich schnappe nach Luft.

Als Nächstes spüre ich seine Finger um meinen Arm, und er bewegt meine Hand, und dann liegt sie auf weichem Stoff, und ich weiß, dass es Matt Nettles Shorts sind. Meine Hand zuckt schnell zurück und ich schiebe sie wieder in meinen Schuh.

Und er sagt *bitte, bitte, Lizzie, du bist doch kein Baby mehr* und zieht an mir mit seinen großen Basketballspielerhänden. Und dann sagt er: *Und wenn du mir einfach ein bisschen hilfst? Du brauchst nicht mal anzufassen. Du brauchst nur dein Shirt hochzuziehen und mich gucken zu lassen. Nur gucken.*

Das sagt er, als ob ich ihm einen Gefallen tun sollte, ihm ein kleines Geschenk machen.

Irgendwie passiert es, dass ich die Knie von der Brust wegnehme, und seine Hände sind so schnell dort, unter meinem blauen T-Shirt, heiß und staubig, sie be-

wegen sich schnurstracks zu meinem kleinen, weißen BH, und ich sehe ihm nicht ins Gesicht, und er bewegt die Hände, und ich höre, dass er seinen Reißverschluss aufmacht, und ich gucke nicht hin.

Seine Stimme ist ganz komisch, atemlos, er sagt *lass mich nur gucken*, und ich weiß nicht, was ich sagen soll, und er sagt, *komm schon, komm schon*, und ich weiß, was er tut, ich weiß es einfach.

Wie kommt es, dass ich meinen BH runterschiebe und ihn gucken lasse? Genau das tue ich. Ich bekomme Gänsehaut, und er hört auf zu reden, er hört endlich auf zu reden.

Als er fertig ist, gibt er ein kleines Geräusch von sich, und ich spüre seine klebrige Hand auf meiner Brust, und er kneift hinein, und meine Lider flattern und ...

Ich ziehe mir das T-Shirt runter und stehe auf und schnappe mir mein Fahrrad und renne damit weg, das Pedal schlägt mir gegen die Beine, ich renne durch den Garten der Middletons, stoße mir den Knöchel an einer alten Gießkanne und renne immer noch und springe schließlich auf den Sattel, und erst, als ich schon ziemlich schnell die Straße hinunterfahre merke ich, dass mir der BH unter dem T-Shirt immer noch in der Taille hängt und die Träger so eng um meine Arme gespannt sind, dass ich nicht richtig fahren kann und anhalten muss und hoffen, dass niemand guckt, als ich ihn hochziehe, dahin, wo er hingehört.

Als ich Evie davon erzählt habe, in der Stille unserer Schlafsäcke, hat sie erst ewig lange nichts gesagt, aber ich hörte sie atmen. Dann sagte sie, wenn Jungs etwas so sehr wollten, als könnten sie nie mehr davon ablassen, dann würde ihr das manchmal richtig Angst machen.

Aber, sagte sie, manchmal habe ich das auch.

Sie sagte, *Lizzie, hast du auch manchmal so ein Verlangen, dass du das Gefühl hast, du würdest verschwinden? Als würdest du nur noch aus Verlangen bestehen, und der ganze Rest von dir verbrennt einfach?*

Daran denke ich, und ich bin so in diese Gedanken versunken, dass ich gar nicht mehr das Gefühl habe, in Gesundheitslehre zu sitzen und Kelli zuzuhören, wie sie ihr Kaugummi schnalzen lässt und über das Blut redet, das Blut und wie es sich zwischen ihren Beinen anfühlt.

Nein, ich bin bei Evie, und wir sind eng aneinandergeschmiegt, und sie will mir irgendetwas erzählen, alles, was sie weiß, alles, was sie gelernt hat, das geheime Wissen von anderthalb Wochen, die tief an einen Ort gesunken sind, den ich nur dunkel erahnen kann.

Ich kann sie wirklich sehen, sie ist wirklich hier, und sie wird es mir erzählen, sie macht den Mund auf, ihre Zähne, ihre Zunge ...

»Evie«, sage ich, aber es kommen keine Wörter raus, und das Geräusch des Bodens, als mein Kopf aufschlägt, ist laut genug, um die ganze Welt zu wecken.

Ich erzähle Mrs. Miller und Schwester Stang nichts. Ich sage, mir war schwummerig, und sie fragen mich, ob ich gefrühstückt habe, und das habe ich nicht. Ich habe nicht gefrühstückt und nicht Abend gegessen, außer der Schachtel Lakritztaler, die ich in meinem Zimmer gefunden und alle auf einmal aufgegessen habe, den Geschmack hatte ich noch die ganze Nacht im Mund.

Am nächsten Abend geht Mr. Verver raus in den Garten, ein paar Dosen Bier hängen an den Plastikringen eines Sixpacks.

Er hat sich Urlaub genommen und verbringt die Tage damit herumzufahren, mit der Polizei, mit freiwilligen Helfern, mit jedem, der mitfährt. Sie fahren den ganzen Tag durch die Gegend.

Er winkt mich herüber und klopft auf den Liegestuhl neben sich.

Er sagt, er will mir etwas zeigen, und breitet eine große Karte auf dem Rasen vor uns aus, eine Karte von unserem Bundesstaat, dem angrenzenden und ganz hoch bis zur Grenze und weiter bis Ontario.

»In diesem Gebiet«, sagt er, beugt sich darüber und breitet eine Hand über einen verknitterten Teil ganz oben. »Seine Frau sagt, in der Ecke wollte er immer gerne nach einem Cottage suchen, das er kaufen könnte. Er hat von einem Ferienhaus da oben geträumt.«

Ich höre zu, und ich sehe auf die Karte, er hat mit Filzstift überall Kreise, Linien und Sterne draufgemalt. Die Karte ist voll davon, Kleckse und Streifen und Schlangenlinien, die in manchen Ecken alles unkenntlich machen, zum Beispiel in unserer.

»Sie hat dem FBI gesagt, sie glaubt, dass er da oben irgendwo einen Freund aus dem College hat.« Er rollt die Bierdose zwischen den Handflächen herum. »Jim Soundso, sagt sie. Die Polizei findet niemanden, der wissen könnte, wen sie meint. Aber sie fahren von einer Stadt in die nächste, überallhin, wo sie solche Hütten vermieten oder verkaufen.«

Er sieht sich die Karte sehr genau an, und dann mich.

»Sie gehen die Überwachungsvideos der Grenzen durch«, sagt er. »Es gab lauter Meldungen, er wäre gesehen worden, aber es dauert ewig, das alles nachzuverfolgen. Man braucht zu viele Leute. Aber Kanada – das hat noch mehr Unterstützung vom Staat und vom FBI gebracht.«

So geht es weiter, er zeigt mir, wo er überall hingefahren ist, in unserem Staat, im angrenzenden. Wo die Polizei überall sucht. Die ganzen Spuren, Hunderte. Die

Welt ist so groß, und wir sind so klein, dass man niemals irgendetwas irgendwo finden kann.

Später kommt Mrs. Verver raus, und ich sehe sie seit Evies Verschwinden zum ersten Mal aus der Nähe. Ihr Gesicht wirkt wie abgeschrubbt. Ihr Haar – dieses Haar, das immer so weich und glatt war wie Zitroneneis – sieht ganz komisch aus, wie die kaputtgespielten Haare einer alten Puppe.

Sie steht hinter uns, ein Glas Eistee in der Hand, und sagt nichts, und Mr. Verver streckt die Hand nach hinten aus, um ihren Arm zu berühren, kommt aber nicht dran, und sie bewegt sich nicht auf ihn zu.

Ich hätte es getan.

Ich sehe sie in denselben grünen Wirrwarr in der Ecke des Gartens starren, in den wir auch starren. Es ist nicht so, wie Mum sagt, dass wir darauf warten, dass Evie aus dem Gebüsch hervorkommt oder die Bäume sie freigeben. Die Stühle stehen halt in die Richtung.

Wenn sie sich gegenüberstünden, wenn Mr. Verver mir ins Gesicht sehen würde, dann könnte ich wahrscheinlich gar nicht mit ihm hier sitzen.

Manchmal tut es weh, ihn anzusehen. Neben ihm geht es.

Mrs. Verver steht so kurz da, dass ich mich später frage, ob sie überhaupt da war oder nur ein Geist.

Es fühlt sich mehr denn je so an, als wäre Evie, seit zwölf Tagen verschwunden, hier.

Aber komisch, dass Dusty an diesen Abenden nie rauskommt. Mein Stuhl ist eigentlich ihr Platz, hier hat sie immer ihre langen Beine unter sich gesteckt und ihr gemeines, köstliches Lachen gelacht. So war es immer mit den beiden gewesen.

Es kommt mir vor, als sollte sie hier draußen bei ihm sein, jetzt, wo er sie braucht.

Einmal, im Sommer, bevor wir auf die Middle School kamen, waren Evie und ich lange nach Schlafenszeit noch bei uns im Garten und futterten eine gestohlene Tüte Marshmallows und kicherten stumm, damit uns niemand hörte.

Dusty und Mr. Verver waren draußen, hatten das Radio auf der Fensterbank stehen und Mr. Verver hörte einen alten Song, den er mochte, und er sang mit, in dieser Art zu singen, wo man so selbstironisch tut, aber in Wahrheit genießt man es. So war seine Stimme immer. Als würde er jeden Moment anfangen zu lachen.

Beim Refrain – »You don't have to say you love me, just be close at hand, you don't have to stay forever, I will understand« – sang Dusty mit, und ihre Stimme war so zart wie klingelnde Glöckchen, aber sie gab alles, und sie hatten so einen Spaß, haspelten sich durch den Text, den wir langsam auch schon kannten, so oft hatten wir ihn gehört.

Ich wusste, dass Evie gern mitgesungen hätte, und das hätte ich auch gern. Aber man hatte nicht das Gefühl, es zu dürfen. Es war, als würde man mitten im Gottesdienst die schweren Kirchentüren öffnen, wenn drinnen diese schweigende, parfümierte, heilige Atmosphäre herrscht, und alle drehen sich um und sagen, ohne es auszusprechen, nein, das hier ist nichts für dich.

Nichts für dich.

Aber jetzt kommt Dusty, wenn wir bei den Ververs im Garten sitzen, gar nicht mehr raus. Nur manchmal drehe ich mich um, sehe sie am Küchenfenster vorbeigehen und erhasche gerade noch das Gold ihrer Haare.

12.

Am nächsten Abend findet der Abschlussball der Junior Highschool statt. Ted zerzt immer wieder an seinem unbequemen Smokingkragen. Er geht mit Mindy Phipps hin, einem wilden Mädchen mit tiefer Stimme, das aus dem Hockeyteam geflogen ist, nachdem der Trainer eine Flasche Brombeer-Brandy in ihrem Spind gefunden hat. Ein Platz in der Limousine bleibt frei, weil Dusty nicht mitkommt, das stand gar nicht zur Debatte.

»Tom hätte einfach jemand anders einladen sollen, ich verstehe sowieso nicht, warum er seine Zeit mit Dusty verschwendet. Ich habe wenigstens nur vier Tage mit der verplempert.«

Ich sehe meinem Bruder zu, wie er sich in dem großen Spiegel im Schlafzimmer meiner Mutter betrachtet. Er sieht aus wie jemand aus einem Werbespot, der Typ mit den dunklen Haaren, der mit einer Frau auf einem glänzenden Hausdach herumtanzt, nachdem er ihr einen riesigen Diamanten geschenkt hat. Ted guckt finster und kratzt sich am Hals.

»Sie hatte schon ziemlich viele Freunde«, sage ich, obwohl ich weiß, dass das eigentlich nicht stimmt. Jedenfalls nicht so wie er meint.

Es sind immer Jungs in Dustys Nähe, verschiedene Jungs, manchmal auch nur einer, aber besonders aufregend fand sie die offenbar alle nicht. Der Einzige, der eine Weile lang blieb, war Joe Richmond, im Sommer, bevor er aufs College ging. Er war oft bei ihnen zu Hause und spielte Basketball mit Mr. Verver, der ihn jedes Mal schlug.

»Jungs lieben Dusty einfach«, sage ich, etwas lauter, und kratze am Schorf auf meinem Knie herum.

»Sie gucken sie nur gerne an«, antwortet Ted. »Aber wie lange reicht einem Gucken?«

Dieser Satz stößt eine Tür in eine andere Welt auf, die Welt männlicher Teenager, eine Welt voller Tennissocken und wummernder Bässe und Zeitschriftenfotos von riesigen, gebräunten Brüsten und weißen Hasenzähnen und seidigen blonden Haaren, die Mädchen posieren immer gebückt oder auf allen vieren, oder sie stecken sich Sachen in den Mund oder reiben sie zwischen ihren Beinen.

Ich frage mich, was ein Junge wollen könnte, wenn nicht Dusty.

Es ist, als ob ich durch ein Schlüsselloch Dusty mit Teds Augen sehe, ein komisches Gefühl, und ich weiß nicht, was ich davon halten soll, und bleibe in Moms Schlafzimmer sitzen, nachdem Ted schon lange weg ist. Ich sitze dort, während meine Mutter ihn kichernd und aufgeregt durchs ganze Haus führt, ihn überall fotografiert und Ah und Oh macht.

Auf einmal kann ich mir vorstellen, wie Dusty, die Arme an den Körper gepresst, gelangweilt und genervt ist von den Ellbogen der Jungs, die sie stoßen und anstupsen, diese Jungs, die immer versuchen, sie auszupacken, aufzufalten, sie aus sich herauszuholen. Und was würde sie davon haben? Diese linkischen Jungs wollten immer etwas von ihr, wussten aber gar nicht, was das bedeutet und warum es wichtig ist.

Dustys strenger, majestätischer Blick besagt, dass sie so viel mehr weiß als sie, und dass diese Jungs sie nie beeindrucken könnten, also warum sollte sie ihnen ihren herben Zauber gönnen, hatten sie das etwa verdient?

So versuche ich also, das alles zu entwirren, liege auf dem Bett meiner Mutter, auf der malvenfarbenen Tagesdecke, die sie sich nach der Scheidung gekauft hat, zusammen mit den ganzen Kissen in hundert verschiedenen Größen, die sich so hoch auf ihrem Bett stapelten, dass man keinen freien Platz mehr darauf fand.

Die Kissen sind mittlerweile weg, sind ins Fernsehzimmer gewandert oder sonst wohin.

Wenn man auf dem Bett liegt, sieht man sich in dem großen Spiegel, vor dem mein Bruder gestanden hat. Ich versuche die Gedanken an meine Mutter und Dr. Aiken und diesen Spiegel zu vertreiben, der etwas geneigt ist, sodass ich, wenn ich so daliege wie jetzt, in die Hosenbeine meiner Fußballshorts hineinsehen kann.

Ich frage mich, wie oft Dr. Aiken in diesem Bett gelegen hat, und was er hier tut, und was er zu meiner Mutter sagt, und ob sie ihm glaubt.

»Ihr war nicht danach«, sagt Mr. Verver. »Wir haben versucht sie zu überreden, aber sie hat gesagt, sie kann einfach nicht. Aber es ist schon schade, so etwas zu verpassen. Den Schulball, den vergisst man nicht.«

»Ja«, sage ich. Ich weiß noch, wie wir vor etwa einem Monat zusammen mit Dusty ihr Kleid gekauft haben, lang, schmal und rot, wie eine aufgerollte Zunge.

»Sie hockt schon seit Stunden in ihrem Zimmer«, sagt Mr. Verver und macht diese Sache mit seiner Augenbraue, wie wenn Evie ihm ihre Verletzungen zeigt oder von einer schlechten Note erzählt.

Ich stelle mir vor, wie sie auf ihrem Kirschholzbett sitzt, in Decken gewickelt, traurig und verzweifelt.

Ich stelle mir sie da oben vor und frage mich, was sie wohl über Evie denkt. Darüber, was passiert ist, und wie sie alle mit allem aufhören mussten, als wäre die ganze Welt mit einem Ruck stehen geblieben.

Ich überlege, ob ich irgendwie mit ihr über Evie reden kann, mal hören, was sie glaubt, was mit ihr passiert ist, aber Dusty wirkt auf mich genauso abweisend wie auf die Jungs auf dem Rücksitz, sie irgendwo ganz oben, und ich weit unten auf dem Boden, knöcheltief in ihren langen Prinzessinnenlocken.

»Ich weiß noch«, sage ich, »wie Dusty, als wir noch klein waren, mal Mrs. Ververs alte Kleider anprobiert hat, ihr Abschlussballkleid zum Beispiel. Das mit der Spitze.«

Das war an einem langweiligen Sommertag, und wir hatten alle schon unsere Badeanzüge an, aber es hörte einfach nicht auf zu regnen, und wir konnten nicht schwimmen gehen. Mrs. Verver holte ein paar große Kartons von ihrem Kleiderschrank herunter, ihr Abschlussballkleid war lang und aus gelbem Tüll, mit Fledermausärmeln und Organzarüschchen wie bei einer Prinzessin. Es war unvorstellbar, dass Mrs. Verver es jemals getragen hatte, aber Dusty, gerade mal zehn Jahre alt, zog es sich über ihren Badeanzug und posierte wie ein Model und stolzierte darin umher, und sie hat sogar das Hochzeitskleid angezogen, das mit den Puffärmeln.

Mrs. Verver – ich hatte ganz vergessen, dass sie so etwas mit uns gemacht hat, früher, als Mr. Verver beruflich viel unterwegs war und immer im Flugzeug saß, und sie noch nicht die ganze Zeit so unerreichbar war und immer nur in ihrem Zimmer saß oder ein Buch las, es war ein langsamer Rückzug gewesen, der sich über Jahre hinzog.

Aber damals war sie noch anders. Wie an diesem Tag, sie holte ihren Fotoapparat und machte Fotos von Dusty, die auf Zehenspitzen herumtrippelte und dramatische Gesten machte, ihre Haare flogen, und sie stolperte mit ihren schmalen, gebräunten Knöcheln in den Stöckelschuhen ihrer Mutter herum.

Später kam Mr. Verver nach Hause. Dusty hat sich so gefreut, dass sie das Kleid noch einmal anzog.

Mr. Verver sagte, sie sähe darin aus wie ihre Mutter, wie aus dem Gesicht geschnitten, und Dusty brach in Tränen aus und blieb Stunden in ihrem Zimmer. Er musste seine ganze Überredungskunst aufbringen, stundenlang hat er seinen ganzen Charme eingesetzt.

Später spielten Evie und ich Dusty, bastelten uns Kleider aus unseren Badetüchern, warfen uns die Ecken über die Schultern oder wickelten sie um unsere schmalen Hüften, machten einen Schmollmund und versuchten uns an Laufstegposen.

»Ich erinnere mich an die Fotos«, sagt Mr. Verver jetzt und lächelt, und dann wird sein Lächeln zu einem Strahlen.

»Lizzie«, sagt er, »ich brauche dich.«

Mein Herz schlägt sofort höher. »Ja, Mr. Verver.«

»Ich brauche deine Hilfe«, sagt er, was natürlich nicht ganz dasselbe ist, und ich schäme mich.

»Okay.«

»Hast du Lust, bei einem ganz besonderen Ereignis dabei zu sein?«, fragt er mich, den Schalk in den Augen. Das ist wieder der Mr. Verver von früher.

»Klar habe ich Lust!«, antworte ich.

»Dann komm mal mit.« Er hält mir den Arm hin. Ich hake mich bei ihm unter, ich nehme seinen Arm und lege meinen Arm um seinen, und er ist so stark und so warm.

Wir sind im Keller, und Mr. Verver holt Kartons mit Dekomaterial hervor und die große Bowleschüssel, in der uns Mrs. Verver bei Kinderpartys immer Seven-Up mit Fruchteis serviert hat.

»Was machen wir denn?«, frage ich und hüpfte vor lauter Aufregung fast.

»Wir bereiten die Gala der Saison vor.« Er krempelt sich die Ärmel hoch. »Das einfache Volk geht wohl zu einem traurigen kleinen Highschool-Ball. Aber das ist ja Kinderkram.«

Und so entwirre ich die Schnüre der roten Papierlaternen aus dem »Sommer«-Karton, die Mr. Verver letztes Jahr bei der Party zum vierten Juli im Garten aufgehängt hat. Es sind auch noch ein paar Luftballons übrig und silberne Luftschlangen und eine ausklappbare Discokugel, die man an die Decke hängt.

Einmal, als wir klein waren, sagte Evie, sie würde gern mal ein brennendes Holzhaus sehen, wie in dem Little House – Buch, das sie gelesen hatte, und da hat Mr. Verver auf dem Flohmarkt ein altes Puppenhaus gekauft und Zeitungspapier hineingestopft und es auf der Veranda angezündet. Wir schrien vor Freude, als die Flammen aus dem Schornstein loderten und das Dach einstürzte. Mrs. Verver hörte gar nicht mehr auf zu schimpfen, aber das war uns egal, und ihm auch.

Er lächelt mich an, als ob er auch gerade daran denkt, und schmückt die Bar mit blinkenden Lichterketten. Es läuft Musik, alte Lieder, die ich nicht kenne, aber Mr. Verver kennt sie alle auswendig, und er singt leise mit, fröhlich, als wären wir in unserer eigenen Welt.

»Was, wenn sie nicht runterkommt?«, frage ich.

»Wird sie schon.«

Eine halbe Stunde lang ist er oben bei ihr im Zimmer, und ich bereite in der Küche die Bowle vor, aber wir haben kein Fruchteis, also nehme ich einfach

Butter-Pekannuss-Eis, und das macht wunderschöne goldene Schlieren. Ich würde am liebsten den Finger hineintauchen, aber das tue ich nicht, und ich versuche mitzubekommen, was da oben vor sich geht, höre aber nichts. Ich schleiche sogar ein paar Stufen die Treppe hinauf, aber ich kann nur Mr. Ververs tiefe Stimme hören und ein paar Schluchzer und Jammerlaute, die von Dusty kommen müssen.

Ein Teil von mir will sie gar nicht sehen. Ich muss immer noch daran denken, was sie zu mir gesagt hat, oder fast gesagt hat. Denkt sie, ich habe mir das mit den Zigaretten nur ausgedacht? Ich werde schon wieder wütend, bis mir einfällt, dass sie recht hat.

Und ein Teil von mir denkt, wenn sie nicht kommt, gehört dieser Abend vielleicht mir, mir ganz allein.

Bald höre ich sie jedoch reden und irgendwann sogar lachen, das erste Mal seit Wochen. Ich renne die Stufen wieder hinunter, nehme die Bowleschüssel von der Arbeitsplatte und rutsche auf der Kellertreppe fast aus.

Er kommt zuerst und sagt, der Ehrengast wird sofort erscheinen. Wir lachen und warten, und er stößt mit dem Kopf an ein altes Schild, auf dem »Herzlichen Glückwunsch« steht.

Was sie sieht, als sie die Stufen herunterkommt: so viel Zauber und Glanz, rot und weiß erleuchtet, ein Strauß Gartenblumen, cremiges Goldweiß in der Bowleschüssel. Die Musik, die von den Stützpfeilern und Rohren zurückgeworfen wird. Mr. Ververs leuchtendes Gesicht, er ist wie immer in Jeans und T-Shirt und deutet eine Verbeugung an.

Erst denke ich, gleich sieht sie mich, und das wird ihr nicht gefallen.

Aber sie nimmt mich nicht einmal wahr. Ich bin gar nicht da.

Sie sieht überwältigt aus.

Sie trägt ihr Kleid, ein leuchtend roter Strich. Er hat sie tatsächlich dazu gebracht, das Kleid anzuziehen. Sie ist barfuß, der Saum umspielt ihre roten Fußnägel.

Sie berührt ihr Haar, hoch aufgetürmt auf ihrem Kopf, eine Haarnadel lugt aus dem Dutt hervor, und dann tritt sie vorsichtig die letzte Stufe herunter.

Dann sehe ich ihr Gesicht, zögerlich, vorsichtig, und mir wird klar, wie wichtig es mir ist, dass ihr das hier gefällt. Ich sehe zu Mr. Verver, wie er sie beobachtet, so erwartungsvoll. Ich denke, *bitte, Dusty, bitte.*

Sie zögert nur eine Sekunde, dann jagt auf einmal alles über ihr Gesicht, ihre Gefühle explodieren darin wie ein Feuerwerk, es ist wunderschön. So habe ich Dusty noch nie gesehen, dass sie sich ihre Gefühle so anmerken lässt. Uns alles sehen lässt.

Ich schaue wieder zu ihm, dieser Ausdruck in seinem Gesicht, die Lachfältchen um seine Augen, und ich muss daran denken, wie er vor all dem war. Ich merke, wie sehr er sich verändert hat. Ich hatte schon ganz vergessen, wie er sonst gewesen war.

Ich dachte, das hier wäre alles für sie, aber als ich ihn ansehe, wie er den Arm um sie legt und sie glücklich macht, erkenne ich, dass es eigentlich für ihn ist.

Und ich habe Dusty in diesem Moment sehr lieb, weil es ein Geschenk für ihren Vater ist, ein Geschenk für ihn, und ich habe sie schon dafür lieb, dass sie es ihm schenkt.

Mr. Verver tanzt mit ihr, und ich rühre die Bowle um, fahre mit der Kelle unzählige schaumige Achten. Dieses Moonlight-Drive-Lied läuft und ich frage mich, wann Mr. Verver es gefunden hat und ob er stundenlang danach gesucht hat, um es mir vorspielen zu können.

Wenn er es nicht für sie spielt. Das geht mir plötzlich auf, er spielt es bestimmt für sie. *Das habe ich doch wohl viel mehr verdient!*

Es ist ein seltsames Lied, voller Echos und Geheimnisse.

Dusty dreht sich, und er biegt sie hintenüber, so tief, dass sich ihr Haar löst und die Spitzen über die Bodenfliesen wischen.

Die beiden, es ist ein Zauber um sie, und keiner redet mehr von Evie.

Sie ist einfach weg.

13.

Die Abschlussfeier der achten Klasse steht an, es gab Überlegungen, sie abzusagen, aber jetzt findet sie doch statt.

Tags zuvor haben nach einem anonymen Hinweis fünfhundert Freiwillige den Wald hinter der Schule durchkämmt. Niemand hat etwas gefunden, jedenfalls nichts Nennenswertes. Lagerfeuerreste, benutzte Kondome, tote Katzen.

Tara sagt, bei der Polizei machen alle Überstunden, sie müssen den ganzen Tag am Telefon Bekloppte abwimmeln, wie den Mann, der auf der Versicherungstagung war und sagte, er hätte Shaw in der Woche möglicherweise gesehen, er habe einen verwirrten Eindruck gemacht und sei im Gebüsch hinter dem Tagungshaus herumgeschlichen.

Heute versuchen alle, nicht daran zu denken. Eine Menge Leute scheint wirklich nicht daran zu denken. Meine Mutter sitzt mit Ted auf der Tribüne, als ich mein Zeugnis entgegennehme, und sie sieht sehr zufrieden aus in ihrem sogenannten Feine-Damen-Kleid, dem lilanen mit den Rosenknöpfen. Sie lächelt die ganze Zeit, ihre Zähne strahlen mich an. Sie kann gar nicht aufhören.

Wir stehen da, und die Sonne knallt so heiß auf mein Kleid, das Rosenmuster brennt sich in mich ein, ich presse die Hand darauf und glaube zu versengen.

Das Zeugnis in den schwitzigen Händen zusammengerollt, halte ich unwillkürlich nach den Ververs Ausschau, obwohl sie natürlich nicht da sind. Mein Gehirn begibt sich an düstere Orte, und ich muss immer wieder an Mr. Shaw denken und was seine Liebe wohl gerade mit Evie macht, und was sie schon getan hat.

Hier bin ich, mit geradem Rücken in ordentlicher Formation, und was geschieht mit Evie, welche brennende Liebe verbrennt sie gerade?

Ich will gar nicht daran denken, ich will nicht, dass es so schön ist.

Aber wenn es das ist?

Wenn man es aus dem Augenwinkel betrachtet, oder von einem anderen Platz als der Mitte unseres Gehirns aus, hat es doch eine schreckliche Schönheit.

An diesem Abend und dem danach und dem danach sitze ich stundenlang mit Mr. Verver zusammen. Es sind mystische und unheimliche Stunden. Beim Klang der Grillen und der quietschenden Gartenstühle und dem Echo unserer Stimmen fühlt

sich alles ein bisschen besser an, ein bisschen weg von all dem, ein bisschen sicherer vor all dem.

Sogar die Stelle im Garten, der Platz unter dem Birnbaum, ist nicht mehr seine, nicht mehr Mr. Shaws. Wir sind irgendwie entrückt, alles andere tritt in den Hintergrund. Ich glaube, das sind die einzigen Stunden für ihn, in denen er frei davon ist, und ich kann dafür sorgen, dass er es vergisst. Ich kann es. Oder ich kann ihm helfen, daran zu denken, ohne dass es ihn fertigmacht.

Mrs. Verver ist fix und fertig. Es geht ihr immer schlechter, sagt er. Sie kann nicht schlafen, es macht sie ganz verrückt. Sie sagt ihm, sie wird verrückt.

Sie sitzt stundenlang am Schlafzimmerfenster wie eine Seemannsbraut. An einem Abend hat sie Evies Zimmer komplett auseinandergenommen, weil sie sicher war, dass die Polizei irgendetwas übersehen hatte, einen Hinweis nicht bemerkt.

»Eigentlich wusste sie genau, dass sie nichts finden würde«, sagt er.

Dann sagt er: »Womöglich hat sie sogar Mrs. Shaw angerufen. Ich weiß es nicht, aber ich glaube, sie hat sie angerufen.«

Wie grauenhaft, ich stelle mir diesen Anruf vor, Mrs. Ververs raue Stimme auf dem Anrufbeantworter, *ich weiß, dass er sie mitgenommen hat, ich weiß es, wohin hat er sie gebracht, was hat er getan*, und Mrs. Shaw hält sich, irgendwo in einer Ecke ihres Hauses zusammengekauert, die Ohren zu und hofft, dass es aufhört.

Alle glauben, dass es nie aufhört.

Alle wollen, dass es aufhört.

»Sie hat einfach das Gefühl, sie müsse irgendwas tun«, sagt er. »Wie wir alle. Ich kann gar nichts anderes mehr machen.«

Ich spreche einfach von etwas anderem.

Ich erzähle ihm, dass ich all die Lieder gehört habe, von denen er mir erzählt hat.

Und ich erzähle ihm, dass mein Bruder am Tag nach dem Abschlussball mit seiner Freundin Schluss gemacht hat, und dass sie seine Spindtür eingetreten und Sachen über ihn mit Permanent Marker an den Spiegel in der Mädchentoilette geschrieben hat.

Und ich erzähle ihm, dass ich noch weiß, wie ich mal mit nackten Füßen auf dem rutschigen Teppich im Flur vor Evies Zimmer ausgerutscht und über den Holzboden geschrammt bin.

Aber Sie haben alles wiedergutmacht, sage ich. Sie haben mich auf den Frisiertisch im Bad gesetzt und eine Viertelstunde gebraucht, um mit einer Pinzette und einer heißen Nadel den Splitter rauszuziehen.

Ich erinnere mich, jedenfalls glaube ich das, als ich es ihm erzähle, an den sanften Druck seines Handballens, als ich stocksteif dasaß und er von der Zeit

erzählte, als er mit fünfzehn Jahren Klavierspielen lernte und den Refrain in Layla immer und immer wieder hörte, nur um ein Mädchen namens Eleanor Tipton zu beeindrucken, die ihm dann naserümpfend sagte, sie würde nur mit Drummern ausgehen und stünde mehr auf Led Zeppelin als auf Eric Clapton, der sowieso überschätzt sei.

»Das habe ich dir erzählt?«, fragt er grinsend. »Kann ich mich gar nicht dran erinnern.«

»Haben Sie aber.«

»Eleanor Tipton«, sagt er und lächelt unbekümmert. »Sie hat mir das Herz gebrochen. Ich dachte, ich könnte mich nie wieder verlieben.«

»Haben Sie aber«, sage ich.

»Hundertmal«, sagt er zwinkernd, »noch bevor ich achtzehn war.«

Wenn ich kurz vor den Elf-Uhr-Nachrichten nach Hause komme, ist meine Mutter zufrieden. Sie sagt, ich werde langsam verständig und vernünftig. Sie hat ihren neuen orientalischen Seidenmantel fest zugebunden und füttert mich mit ofenwarmen Zimtschnecken, wie als ich noch klein war, diese Sorte, wo der Guss in einer Plastikscheibe dabei ist.

Sie setzt sich mit mir an den Küchentisch und ich weiß, dass sie gern möchte, dass ich ihr irgendwas erzähle, ihr sage, wie die Ermittlungen laufen und wie es Mr. Verver geht. Aber ich habe keine Lust, es ihr zu erzählen. Ich weiß nicht, wie ich es ihr verständlich machen könnte.

Sie beugt sich zu mir, das Kinn in die Hand gestützt.

Sie möchte, dass ich mich ihr anvertraue, und sie möchte sich mir anvertrauen.

Es muss sie wahnsinnig machen, dass ich dasitze und die Glasur ablecke, sie mir von allen Fingern einzeln lecke.

Ich sehe sie nur an und beiße noch einmal ab, meine Hand sinkt auf die Zimtschnecke.

Ich gucke sie nur an und gucke und gucke und gebe nichts preis.

Ich gebe ihr nichts.

Es ist kurz nach Mitternacht, ich sitze auf der vorderen Veranda, was sie mit Sicherheit wahnsinnig machen würde. Aber ich kann nicht schlafen, die Klimaanlage war so laut, und ich habe mich so eingesperrt gefühlt. Hier draußen liegt immer noch die schwere Junihitze, aber es geht ein leichtes Lüftchen.

Und ich habe etwas zu gucken. Kommt mir vor, als würde ich immerzu gucken.

Vor dem Haus der Ververs steht ein Auto, ein einzelnes blaues Auto.

Ich erkenne es sofort. Bobby Thornhill. Bobby Thornhill ist wieder da. Alle anderen – Nachbarn, der umherschleichende Postbote, sogar der Typ, der den Gemeindebrief austrägt – haben sich zurückgezogen, seit das alles passiert ist. Sie bleiben alle auf Abstand, wollen sich nicht aufdrängen, dran rühren, dran kratzen, zu nahe kommen.

Nicht so Bobby Thornhill, und mir wird ganz warm ums Herz. Irgendwie bin ich dankbar dafür. Trotz allem gibt es immer noch *das*. *Das* lebt weiter und atmet und schnappt nach Luft und stottert. Es ändert sich nicht. Es hört nicht auf.

Bobby Thornhill fährt immer noch im Schneckentempo unter den Straßenlampen hindurch, er hat das Licht ausgeschaltet, seine Schultern sacken nach vorne, er verrenkt sich den Hals und starrt zu den Ververs.

Bobby Thornhill glotzt sehnsüchtig in Dustys Fenster, dieses verheißungsvolle Fenster, eine Art Einladung mit Vorhängen davor.

»Wie lange reicht einem Gucken?«, hat mein Bruder gefragt. Aber welcher Junge hätte Dusty jemals angefasst, ihr die Zunge in den Mund gesteckt, ins Ohr, nach Wegen in sie hinein gesucht und das gefunden, was ihm versprochen war, durch ihr schiefes Lächeln, ihr goldenes Mädchengesicht? Ich weiß, dass es schon passiert sein muss, aber ich kann mich nicht daran erinnern. Ich kann es mir nicht mal vorstellen.

»Ich sehe Dusty eher mit Jungs vom College«, hat Mr. Verver sie mal aufgezo-gen, den Kopf auf einem Kissen, das auf Dustys Schoß lag.

Evie und ich hoben die Köpfe, wir wollten wissen, was er meint, was er über Dusty wusste und darüber, was sie haben sollte und würde.

»Studenten. Nickelbrillen und Scotch. Sie werden ihr auf Poetry Slams Gedichte widmen, auf schrammeligen Gitarren Lieder komponieren und ihr versprechen, sie aus dieser Vorstadttristesse herauszuholen.«

Dusty verdrehte theatralisch die Augen, tat, als würde sie schnarchen, zog an Mr. Ververs dunklem Haar und verdrehte es zwischen ihren zarten Fingern.

Es muss Jungs gegeben haben, die Dustys Herz schneller schlagen ließen, aber ich habe es ihr nie angesehen.

Aber dir, Bobby Thornhill, bin ich dankbar. Du Erinnerst mich an vorher, gerade als »vorher« für immer verloren zu sein scheint.

Ich schleiche die Einfahrt runter und denke, vielleicht komme ich näher an ihn ran und kann irgendwas sehen. Etwas, das ich vielleicht sehen möchte, seinen ruckenden Kopf, glasige Augen, und darin eine Magie, wenn er sich Dusty vorstellt, vor ihm ausgestreckt, zurückgelehnt, feine Locken zwischen den zarten Fingern verdrehend.

Ich glaube, ich könnte Bobby ansehen, wie er das sieht, und es ist mir egal, was ich sonst noch sehen könnte, sogar das.

Ich bin schon ziemlich nah, da geht plötzlich seine Autotür auf und ich mache einen Satz zurück, auf den Bordstein. Bobby sieht mich verdattert an.

»Was machst du denn hier?«, fragt er und beugt sich aus dem Wagen.

»Nichts«, sage ich.

Auf dem Sitz neben ihm steht ein halb leeres Sixpack in aufgequollener Pappe. Ich rieche das Bier, wenn er spricht.

»Du rufst aber nicht die Bullen, oder?«, fragt er. »Oder ihren Dad?«

»Nein«, sage ich.

»Er scheint ganz cool zu sein«, sagt Bobby. »Sagen alle. Sie tun mir alle so leid.«

Ich nicke, ich weiß nicht, was ich sonst tun soll.

»Vorgestern Abend ist sie zu mir rausgekommen«, sagt er. »Vielleicht glaubst du mir nicht, du bist ja noch ein Kind. Aber sie ist rausgekommen.«

Ich weiß nicht, ob ich ihm glaube. Aber ich wüsste nicht, warum er lügen sollte.

Ich denke daran, dass sie nie mehr mit Mr. Verver hinten im Garten ist. Ist sein Kummer so groß, dass sie es nicht erträgt, so wie ich es fast nicht ertrage, es ihm anzusehen und es nicht heilen zu können?

Ich stelle sie mir vor, da oben in ihrem rosa Zimmer, rastlos und gelangweilt. Sie weiß nichts mit sich anzufangen, glaube ich. Sie weiß nicht, was sie tun soll, wenn sie nicht in seinem Glanz erstrahlt.

»Sie ist rausgekommen und hat genau hier gestanden.« Er zeigt dorthin, wo ich stehe. Ich sehe an mir hinunter, meine knubbeligen Beine und alten Sneakers.

Er erzählt mir, wie sie ihn gefragt hat, was er hier draußen will, und er nicht wusste, was er sagen soll. Also hat er sie gefragt, ob sie sich zu ihm ins Auto setzt, und konnte es kaum glauben, als sie das getan hat.

Das war schon ein Ding, sie da zu sehen, direkt neben sich.

Er versuchte, sie zu küssen. Immer wieder. Am Ende hat sie es zugelassen, und er hat sie sogar angefasst, eine Minute, zwei Minuten. Ich stelle mir vor, wie er nach ihr grapscht, nach Dustys sauberer, keuscher Reinheit. Würde sie für ihn auftauen, loslassen?

Nein, nein, das konnte alles nicht sein. Ich weiß nicht, warum, aber ich konnte mir das nicht vorstellen. Dustys Augen glasig vor Verlangen, vor Hingabe. Ich konnte es mir einfach nicht vorstellen, nicht so.

»Es war, als hätte sie mir eine Chance gegeben«, sagt er. »Um mal zu sehen, was ich daraus mache.«

Er sieht mich an, traurig und hilflos. »Aber ich wusste nicht, was ... ich habe nicht ... ich habe versucht ...«

Ich stelle es mir so vor: er gibt sich entsetzliche Mühe, sein Mund auf ihr, an ihrer Wange, ihrem Mundwinkel, ihrem Hals. Wie er versucht, sie in Stimmung zu bringen, dieses Verlangen zu teilen, ihr zu zeigen, was es bedeutet, und was es anrichten kann.

Wie konnte er bloß denken, er könnte das tun? Wie konnte er glauben, er könnte sie anfassen, er hätte genug Fingerspitzengefühl in diesen unbeholfenen Grapschhänden?

Bobby sieht zu dem Fenster hoch, an meinem halb aufgelösten Pferdeschwanz vorbei, und ihm bricht die Stimme.

»Ich hätte nie gedacht, dass sie rauskommt.«

14.

Den Kopf voller Gedanken an Bobby Thornhills Sehnsüchte schleiche ich mich durch die Verandatür ins Haus. Es ist stockdunkel in der Küche, ich rutsche mit meinen nackten Füßen fast auf dem Linoleum aus und stolpere, spüre etwas Weiches, als würde ich in einen Berg Wäsche fallen, es ist aber keine Wäsche, und dann blitzen auf einmal Brillengläser auf, und es ist Dr. Aiken, das Hemd aus der Hose, der mich auffängt, in unserer Küche.

Ich kann mit der Hand vorm Mund gerade noch einen Schrei unterdrücken.

»Lizzie«, flüstert er ziemlich laut, und hält meine zitternden Arme fest, damit ich nicht umfalle.

»Ich kenne Sie gar nicht«, sage ich. Ich kann seine Augen hinter den blitzenden Brillengläsern nicht erkennen.

»Ich bin ein Freund von deiner Mutter. Ich wollte gerade gehen.«

Da wird das Flurlicht eingeschaltet, und meine Mutter kommt um die Ecke und bindet sich den Morgenmantel zu.

»Lizzie«, zischt sie und sieht erst zur offenen Verandatür, dann auf meine grasverschmierten Füße.

»Lizzie, was hast du da draußen zu suchen?« Sie packt mich grob am Handgelenk. »Warst du draußen? Ganz alleine, nach allem, was passiert ist?«

Dieser eiserne Griff um mein Handgelenk, was glaubt sie eigentlich, ich hebe das Kinn und kann mich nicht beherrschen. »Ich kann ja wohl machen, was ich will«, brülle ich, »tust du doch auch.«

Unvermittelt gibt sie mir eine Ohrfeige, und sie brennt.

»Diane«, sagt Dr. Aiken und streckt die Hand aus, »sie war gar nicht draußen. Ich habe die Tür aufgemacht. Sie muss mich gehört haben und ist heruntergekommen. Wir haben uns beide erschreckt.«

Ich sehe ihn an, meine Wange brennt, ich sehe ihn an, höre, wie er mir die blütenweiße Haut rettet, aber ich sehe nur das Licht auf seiner Brille blitzen und sage nichts.

Beim Frühstück würde meine Mutter mir am liebsten über die Wange streicheln, das sehe ich ihr an. Ted ist schon los zu seinem Ferienjob auf dem Golfplatz, und

so sind wir nur zu zweit. Wir haben nicht weiter darüber geredet, und ich habe tief und fest geschlafen und bin davon aufgewacht, dass sie telefonierte, in einem anklagenden Flüstern, einmal wurde sie lauter und sagte: »Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Ich weiß nicht, was ich sagen soll.«

Ich kratze ungerührt das Schwarze von meinem Toast. Sie versucht, ein Gespräch anzufangen. Ihre Sätze klingen gezwungen, beschämt, und eigentlich sagt sie gar nichts.

Sie wirkt unsicher, und ihre Hände zittern, und die ganze Kribbeligkeit, die sie nach seinen Besuchen sonst immer ausstrahlt, ist weg. Sie ist weg, das sieht man ihr an. Sie klopft mit den Knöcheln auf die Zeitung und seufzt, wischt mit einem Lappen hier und dort ein wenig herum und macht sich geräuschvoll in der ganzen Küche zu schaffen.

Und geht endlich auch zur Arbeit.

Ich spaziere durchs Haus, bleibe in der Tür zum Zimmer meiner Mutter stehen. Ich gehe nicht hinein, ich kann einfach nicht, aber ich sehe, dass das Bett nicht gemacht ist, und ich kann die Restwärme in den Decken fast spüren.

Denkt sie, dass ihr Arzt nie wiederkommt, jetzt, wo er gesehen hat, was er gesehen hat?

Abhauen, nachts, spät, sein Haus so nah, die Krallen seiner Frau schließen sich um ihn. Er läuft davor weg und findet hier Ruhe, hier kann er die Beine ausstrecken, einfach lachen, und es fühlt sich gut an, so warm und schön, wer hätte das nicht gern?

Aber dann wird das alles wieder zerschnitten. Die Nähte werden aufgerissen und er erkennt: das ganze Elend, von dem er dachte, er hätte es zu Hause gelassen, holt ihn hier wieder ein.

Das ganze Elend kommt durch, und man meint, daran zu ersticken.

Eine Stunde lang schlendere ich durchs Haus, vielleicht auch länger, und ich habe das Gefühl, die Zeit wäre stehen geblieben.

Ich kann mir keine Sommertage ohne Evie vorstellen.

Ich kann mir keinen ganzen Sommer ohne Evie vorstellen. Ich habe noch nie einen Sommer ohne Evie verbracht.

Außerdem gießt es auch noch, und ich sehe immer wieder aus dem Fenster. Es ist fast Mittag, als ich draußen auf einmal Mr. Verver und Detective Thernstrom stehen sehe. Mr. Verver ist unglaublich blass. Ich habe noch nie ein so blasses Gesicht gesehen.

Ich schleiche mich zum offenen Fenster und versuche zuzuhören, aber ich verstehe kein Wort.

Mr. Verver hat eine Hand in die Seite gestemmt, und er schüttelt den Kopf, nickt und starrt zu Boden. Er ist klatschnass, und Detective Thernstrom versucht, seinen Regenschirm über ihn zu halten, Mr. Verver merkt das aber gar nicht und geht immer wieder zur Seite.

Mir wird ganz flau im Magen, und ohne länger darüber nachzudenken, gehe ich durch die Tür und zu ihnen in die Einfahrt.

Die beiden drehen sich zu mir um, der Regen glitzert auf Mr. Ververs Gesicht, und ich kann den Ausdruck darin nicht deuten. Als ob sein Gesicht aus Einzelteilen zusammengesetzt wäre, die kein Gesamtbild ergeben.

Plötzlich weiß ich es, ich weiß es einfach.

Dieser Ausdruck in seinem Gesicht, kein Blut, kein Leben, keine Emotionen mehr.

Der Regen prasselt weiter auf ihn herab, so hart, als könne er ihn verletzen – wie eine Statue, der das Gesicht runtergewaschen wird.

Da passiert es.

Ich spüre, wie Evies Hand aus meiner gleitet, spüre, wie sie ganz tief hinabfällt.

Wieso habe ich das nicht gemerkt, ich kannte sie doch so gut, ich konnte doch mein Gesicht, meinen Körper, meinen Hals, mein Herz berühren und wusste dabei, sie fühlte sich genauso an, wieso hab ich es nicht gemerkt? Sie ist mir entglitten, während ich, während ich ...

»Lizzie«, sagt Mr. Verver. Detective Thernstrom sieht mich an, der Regen tropft von seinem schwarzen Schirm.

»Was ist los?«, frage ich, und ich merke, wie ich langsam durchweiche, ich kann mich kaum bewegen, und meine Turnschuhe laufen voll Wasser.

Detective Thernstrom tritt auf mich zu.

»Wir dachten, wir hätten sie gefunden«, sagt er. »Sie war es aber nicht.«

»Gefunden«, wiederhole ich.

»Sie haben eine Leiche gefunden, Lizzie«, sagt Mr. Verver und legt mir die Hände auf die Schultern, sie sind nass und schwer, und ich habe das Gefühl, in mir zusammenzusinken. »Ich habe vor ein paar Stunden einen Anruf bekommen, dass in Preston Hollow die Leiche eines Mädchens gefunden wurde. Wir dachten, vielleicht ist sie es.«

Er nimmt die Hände von meinen Schultern. »Sie war es aber nicht. Sie war es nicht.«

Detective Thernstrom versucht, den Schirm über mich zu halten. Der Regen prasselt auf den dunklen Stoff.

»Jetzt sind wir wieder so weit wie vorher«, sagt er.

Aber das stimmt nicht. Denn in dieser Minute – für Mr. Verver waren es Stunden – hat sich alles geändert.

In dieser Minute hatte ich das Gefühl, Evie wäre tot. Und jetzt weiß ich, dass es tatsächlich so sein könnte.

Mr. Verver trinkt Bier aus einer grünen Flasche. Wir sitzen in seinem holzgetäfelten Keller. Es ist inzwischen drei Uhr nachmittags, und es regnet immer noch. Wir sitzen hier schon seit Stunden.

Ich weiß, ich sollte zu Hause sein, meine Mutter war bestimmt schon da, um nach mir zu sehen, aber ich kann einfach nicht weg hier. Ich kann nicht mal daran denken. Wir sind schon seit Stunden hier, hören dem Regen zu. Wir haben Chips gegessen und Dart und Backgammon gespielt.

Ich trage ein T-Shirt und Shorts von Evie. Mr. Verver hat nicht gesagt, dass es ihre sind, als er sie mir in die Hand drückte, ich weiß es aber. Ich habe schon so oft Sachen von Evie angehabt, sogar genau dieses blaue T-Shirt, das ganz weich ist und verfusselt und irgendwie nach ihr riecht, nach angespitzten Bleistiften und Stollenschuhen und Shampoo. Die Shorts sind mir ein bisschen eng am Oberschenkel. Ich lausche auf das Geräusch meiner eigenen Sachen im Trockner und zupfe immer wieder an Evies Klamotten herum, und das ist alles so fremd und tut mir weh, und ich versuche, nicht darüber nachzudenken.

Dusty und Mrs. Verver haben bei den Großeltern übernachtet. Mr. Verver war allein, als um sechs Uhr heute Morgen die Polizei anrief. Er hat die ganze Zeit allein gewartet. Er wollte ihnen nicht Bescheid sagen.

»Ich werde ihnen nichts davon sagen«, sagt er. »Wenn es nach mir geht, brauchen sie das gar nicht zu erfahren.«

Er würde alles für sie tun. Wissen sie das überhaupt?

Sie haben ihn hier einfach allein gelassen. Sogar Dusty, sein Ein und Alles, seine Komplizin. Die Schönewettertochter hat ihn im Stich gelassen.

Aber ich bin da.

Und nun haben wir ein Geheimnis, das uns verbindet.

Im Ernst: Evie war für uns beide tot, eine Sekunde lang, eine Minute, ein paar Stunden. Sie war für uns gestorben, und dieses Wissen wiegt schwer.

Außerdem: Zumindest von mir kann ich sagen, dass ich es zugelassen habe. Ich habe es zugelassen. Ich hatte ihre Hand in meiner, und mein Griff hat sich gelockert, meine Finger rutschten ab und hielten auf einmal nur noch Luft. Ich habe sie fallen lassen.

Ich hasse mich dafür.

Ob es ihm genauso geht?

Auf dem Boden liegen alte Schallplatten, Mr. Verver schwelgt in Erinnerungen an die Zeit, als er in meinem Alter war. Zu jeder Platte gibt es eine Geschichte. Er sagt, er hat keinen Plattenspieler mehr, aber er zeigt mir die Cover.

Dann fällt ihm plötzlich etwas ein, und er kramt in der Waschküche herum, bis er in einem Karton mit der Aufschrift »Dads Sachen« einen alten Plattenspieler mit abgerissenen Kabeln findet. Zwanzig Minuten lang gehe ich ihm zur Hand, reiße Isolierband ab und reiche ihm die Stücke, und er isoliert die Kabel ab und schneidet sie zurecht, und verbindet sie schließlich mit den Boxen.

Als dann wirklich Musik zu hören ist, mir Süßholz ins Ohr raspelt und kratzt, kommt es uns vor wie ein Wunder. Wir lächeln uns an, und es ist ein Triumph.

Für ihn sind diese Platten mit Erinnerungen verbunden, aber es sind alte Erinnerungen, älter als ich, älter als Evie. Erinnerungen an seinen Vater und seine Exfreundinnen und seine Kumpels, mit denen er zu Konzerten gereist ist, zu riesigen Open-Air-Konzerten, die den ganzen Tag dauerten und sich für immer in sein Gedächtnis gebrannt haben.

Er sitzt da und streicht mit den Händen über eine Plattenhülle auf seinem Schoß. Ich betrachte seine ausgetretenen Segelschuhe, sie sind so groß und weich, ich würde sie am liebsten anfassen, so weich sehen sie aus. Irgendwie glaube ich, dass ich sie einfach so anfassen könnte, und er würde kein Wort dazu sagen. Kein Wort.

Wir hören ein Countryalbum von seinem Vater, es klingt schrecklich traurig. Die Hülle hat Knicke, und die klebrigen Reste des Preisschilds blättern ab, und ich spiele daran herum. Ich fühle mich hilflos und am Ende. Die Lieder gehen mir zu Herzen.

Das tote Mädchen, das sie in Preston Hollow am Straßenrand gefunden haben, ist nicht Evie. Das tote Mädchen ist irgendeine andere Dreizehnjährige, die von einem Auto überfahren wurde, sie hat Reifenspuren auf dem Körper, mitten durch.

Das tote Mädchen ist nicht Evie, sie hätte es aber sein können.

Wieso war mir das nicht klar gewesen?

Mr. Verver fährt sich über das stoppelige Kinn.

Ich sitze neben ihm auf dem geknüpften Läufer und drücke mir die Plattenhülle an die Brust.

Wir haben schon seit einer Weile nichts mehr gesagt, als Mr. Verver mich plötzlich fragt: »Redest du viel mit deinem Dad, Lizzie?«

Ich sehe ihn an und fühle mich, als wäre mir jemand mit dem Finger das Rückgrat hinaufgefahren.

»Klar«, sage ich und stütze das Kinn auf die scharfe Kante des Plattencovers. Eigentlich fragt mich kaum noch jemand nach ihm. Aber das hat auch schon vor der Scheidung keiner getan. Sonntags war er zum Abendessen da, und wenn es

sehr kalt war, hat er mich zur Schule gefahren. Da gab es nicht viel zu erzählen. Mittlerweile gibt es eben noch weniger.

Er sieht mich nicht an. Er starrt irgendetwas anderes an, etwas Unsichtbares in den Tiefen der Waschküche.

»Weißt du ... weißt du, wie es ist, Vater zu sein, Lizzie?«

Ich sehe ihn an und warte.

»Wie denn?«, frage ich schließlich. Ich glaube, sogar zweimal.

»Es ist das Beste, was einem passieren kann«, sagt er und dreht sich zu mir. Er sieht mich erwartungsvoll an, blinzelt und lässt es wirken.

Ich weiß nicht, wie ich reagieren soll, und nicke. Ich nicke und nicke und nicke.

Er lächelt, seine Augen sind feucht und voller Trauer.

Die Musik dröhnt, und ich würde am liebsten in hysterische Tränen ausbrechen. Nicht aus Traurigkeit, sondern weil irgendwie alles auf einmal geschieht, und ich weiß nicht einmal genau, was.

Mr. Verver trinkt einen letzten schaumigen Schluck aus der Flasche.

Ich sehe es ihm an: *Er sagt, alles, was ich weiß, weiß ich von dir. Kannst du mir nicht noch mehr erzählen? Er spricht es nicht aus, aber ich kann es hören, es klingt in mir. Erzähl mir noch etwas, Lizzie.*

Das Telefon klingelt, Mr. Verver läuft die Treppe hinauf. Es ist die Polizei. Ich weiß, dass sie noch einmal alle Bekannten von Mr. Shaw vernommen haben. Mr. Verver telefoniert sehr lange und macht sich hektisch Notizen.

Ich winke ihm beim Rausgehen zu, aber er sieht mich nicht.

»Dusty!«, sage ich erschrocken, als ich die Küchentür öffnen will.

Sie hat eine Reisetasche über einem Arm, die Büchertasche über dem anderen, ihre wuschligen Haare sind zu einem strammen Zopf gebunden.

»Hey«, sagt sie, »hast du mich erschreckt.« Sie sieht aber gar nicht erschrocken aus.

Alles wirkt falsch herum, wie sie dasteht und darauf wartet, dass ich sie hereinlasse.

»Da bist du ja wieder«, sage ich, etwas anderes fällt mir nicht ein.

Ich sehe sie an, und mir gehen eine Million Gedanken durch den Kopf, *sie steigt in Bobby Thornhills Auto, sie will, dass er ihr zeigt, wie man ...*

Sie geht an mir vorbei in die Küche.

»Ja, da bin ich wieder«, sagt sie und bemerkt ihren Vater, der immer noch telefoniert, sie hört sein *Aha, hm, glauben Sie, es könnte – meinen Sie, wir sollten – was, wenn er – okay, okay ... Konnten die denn etwas mit dem Hinweis aus Iron River anfangen?*

Eine Sekunde lang betrachtet sie ihn, dann hebt sie ihre Büchertasche auf.

»Kann ich irgendwie helfen?«, frage ich.

»Das tust du doch schon, oder?«, sagt sie. »Deshalb bist du doch hier?«

Sie wirft mir die Büchertasche zu. Ich fange sie auf, obwohl ich nicht recht weiß, was ich damit machen soll.

»Ist deine Mutter nicht mitgekommen?«, frage ich.

»Sie bleibt noch ein bisschen bei meinen Großeltern«, sagt sie und zieht sich das Haargummi von dem Zopf, sodass ihr Haar ihr über die Schultern fällt. »Sie hält es hier nicht aus.«

»Das ist echt hart«, sage ich, »nichts zu wissen.«

Dusty fächelt sich Luft zu und löst ihre verschwitzten Haare vom Nacken.

»Du bist auf einmal ständig hier«, sagt sie endlich und spielt mit einer Haarsträhne.

»Hm«, mache ich, das Kinn an der schweren Tasche in meinem Arm.

Es ging unser ganzes Leben lang um Dusty. Evie und ich haben über sie getuschelt, spekuliert, uns Dinge ausgedacht, sie uns vorgestellt. Haben sie belauscht, vom oberen Stockwerk aus und vom unteren.

Für sie muss jetzt alles anders sein. Wer lauscht denn jetzt noch nach ihr?

»Was würde er nur ohne dich machen«, sagt sie. »Was würden wir alle ohne dich machen.«

Ihre Stimme klingt manchmal so kalt, dass es mir durch und durch geht. Ich fürchte, dass sie wieder mit der Sache mit der Milchklappe anfängt. *Es gibt doch viel bessere Verstecke, sein Auto zum Beispiel ...*

Es kommt mir vor, als würde sie mir jede Lüge ansehen, sogar die, die gar keine sind.

»Du kommst ja gar nicht mehr nach draußen«, sage ich schnell, bevor ich den Mut verliere. »Früher warst du immer im Garten, mit deinem Vater.«

Sie weiß, was ich damit sagen will. Sie weiß, dass ich sagen will: *Du hast ihn im Stich gelassen. Ich nicht.*

Sie sieht mich mit zusammengekniffenen Augen an. Ich bekomme eine Gänsehaut, und mir wird kalt. Wären wir auf dem Spielfeld, würde ich die Augen schließen und mich auf einen Angriff von ihr einstellen.

Schließlich sagt sie: »Geh doch nach Hause.« Sie macht sich das Gummi wieder ins Haar. »Ich glaube, deine Mutter ruft gerade.«

Spät nachts merke ich, wie sich in mir etwas zusammenbraut, dass mir das Blut ins Gesicht rauscht, in die Brust, wie Eisen in meinen Adern, meinem Herzen.

Es liegt an diesem Tag, den ich mit Mr. Verver im Keller verbracht habe, an den Dingen, um die er mich gebeten hat, auch wenn er es nicht ausgesprochen hat, auch wenn ihm vielleicht nicht richtig klar ist, was er von mir will. Und Dusty, Dusty, die mich umkreist und Dinge über mich weiß, und ich habe das Gefühl, mir läuft die Zeit davon.

Diese Gedanken schwirren mir durch den Kopf.

Ich liege angezogen im Bett.

Ich warte darauf, dass im Haus alles still wird.

Dr. Aiken ist heute nicht da, und das wusste ich auch. Meine Mutter mixt sich einen Margarita aus einem alten Tütchen, das sie ganz hinten im Schrank gefunden hat.

Später höre ich sie telefonieren, ich glaube, sie hat meinen Vater angerufen, und ich will gar nicht darüber nachdenken, was sie sich jetzt erzählen.

Ich drehe das Radio auf volle Lautstärke und wünsche, ich hätte einen Plattenspieler und die Platte von Mr. Verver mit dem Lied über den Mond und darüber, dass man gedacht hätte, die Karten würden niemals lügen.

Ich habe das Gefühl, dringend etwas tun zu müssen, etwas zerstören, den Druck wegnehmen, diesen grauenhaften Druck, dem ich mich völlig ausgeliefert fühle, dieses tonnenschwere Gewicht.

Ich spüre fast körperlich, wie Evie mir entgleitet. Das ist heute schon zweimal passiert. Einmal, als ich die beiden mit dem Regenschirm in der Einfahrt beobachtete, und dann noch mal mit Dusty, als sie mit mir redete und ich ihr fast geglaubt hätte.

Ich spüre fast körperlich, wie sie mir entgleitet.

15.

Meine Hände liegen auf einem der hinteren Fenstersimse, über der Zierleiste. Ich habe die Hände über alle vier Seiten des Hauses gleiten lassen. Ich habe meine Hände darangelegt wie eine Heilerin oder eine Fee.

Jetzt stehe ich da, auf Zehenspitzen, und merke, wie das Haus unter meinen Fingern summt. Ein leichtes Bodenquietschen, eine rauschende Rohrleitung.

Ich stehe um kurz nach Mitternacht vor dem Haus der Shaws, und ich gehe da jetzt rein. Ich werde da jetzt reingehen.

Wo sind Sie, Mr. Shaw? Wo sind Sie? In einer knarzenden Hütte irgendwo in Kanada, oder verstecken Sie sich hier mitten in der Stadt vor uns? Liegen Sie am Grund des Sees, oder tief in einem Wald weit weg, und wo auch immer Sie sind, haben Sie Evie dabei, unter den Arm geklemmt, Ihr Dornröschen? Ist sie überhaupt irgendwo?

Es tobt in mir, ich kriege kaum Luft. Ich kralle mich fast an der Wand fest, flehe sie an, ihr Innerstes nach außen zu stülpen, dieses Versteckspiel aufzugeben und mir alles zu zeigen. Ich bin bereit, alles zu sehen.

(Aber was, wenn es gar nichts zu sehen gibt? Wäre ja auch möglich. Was, wenn da nichts ist? Was, wenn ich schon alles weiß, was es zu wissen gibt, und der Rest ist für immer verschwunden? Daran kann ich nicht mal denken. Nicht mal denken.)

Irgendwie glaube ich, wenn sie schlafen, hören sie mich nicht. Sie werden mich schon nicht hören. Keine Ahnung, woher ich diese idiotische Gewissheit habe.

Als ich sicher bin, dass das Haus verstummt ist, als ich kein Licht mehr sehe und keine Bewegung mehr spüre und kein Flattern mehr hinter den zugezogenen Vorhängen, ziehe ich fest an dem alten Fenster, mein Gesicht schlägt gegen das Fliegengitter, ich hole das Taschenmesser aus meiner Tasche, das ich extra dafür mitgebracht habe, fahre mit der Spitze durch das Fliegengitter und zerschneide es so weit, bis ich mich durchquetschen kann.

Es geht so schnell, als hätte ich nie etwas anderes getan.

Ich trete auf Teppichboden und bin drin.

Ich denke nicht mal daran, wie verrückt das ist.

Ein Teil von mir nimmt alles wie im Traum wahr: *Irgendwie bin ich einfach plötzlich da, ich bin in diesem Haus. Und ich habe überhaupt keine Angst. Aus einem unbestimmten Grund muss ich einfach hier sein.*

Es ist sehr dunkel, und ich stehe in einer Art Wohnzimmer, das Licht von der Veranda spiegelt sich in einem grauen Fernsehbildschirm.

Ich mache den ersten Schritt und falle fast hin, mein Fuß rutscht über etwas Glattes, ein Hochglanzmagazin, das auf dem Boden ausgebreitet ist. Ich ziehe meine kleine Taschenlampe heraus und fuchtele hilflos damit im Raum herum: Bücherregale, ein glänzender Beistelltisch, ein paar Bürgerkriegsbücher, was gibt es da schon zu sehen?

Es scheint Stunden zu dauern, wahrscheinlich sind es Minuten, aber es kommt mir ewig vor, ich schleiche im Erdgeschoss geräuschlos von einem Zimmer ins andere: Geschirrtücher, Stehlampen, ein harter Plastikstaubsauger, im Bad ein Nachtlicht in Form einer Teekanne.

Ich stolpere wieder ins Wohnzimmer und werfe einen kühnen Blick auf die Treppe. Traue ich mich das? Nein. Ich traue mich nicht.

Ich weiß selbst nicht, was ich zu finden gehofft hatte, was die Polizei übersehen haben könnte. Aber andere Sachen hatten sie schließlich auch übersehen.

Draußen auf dem nächtlichen Rasen, da hatte ich es gespürt. Wie ein kleines Mädchen zwischen den Falten einer Gardine, zwischen den Rockfalten seiner Mutter, hatte ich dagestanden und mich klein und dumm gefühlt, als wäre die Weisheit der Welt zum Greifen nah, direkt vor meiner Nase, auf der anderen Seite dieses Schlüssellochs, hinter dieser Tür, hinter diesen Fensterläden.

Und jetzt bin ich drin. Genau da drin. Und wo ist jetzt meine Weisheit? Wo sind die Geheimnisse der Welt?

Nirgends. Ein Haus wie jedes andere. Wie unser Haus. Oder das der Ververs.

Das ist so unfair, es macht mich fertig.

Ich muss nachdenken, irgendwas muss doch hier sein. Ich bin in seinem Haus, und *irgendwas* muss hier sein.

Ich lasse den Blick hierhin und dorthin schweifen, klemme mir die Taschenlampe unters Kinn, drehe mich hin und her und lasse den Lichtpunkt wandern.

Wie Einbrecher sich wohl fühlen? Es steckt so viel in einem Haus, wie kann man da in fünf Minuten oder auch fünf Stunden irgendwelche Schätze heben? Aber Einbrecher kennen die üblichen Verstecke. Ich weiß noch, dieser Exeinbrecher im Fernsehen, wie er bei jemandem durchs Haus gegangen ist und genau gezeigt hat, wo Leute ihre Wertsachen verstecken – im Nachttisch, unter der Matratze, in der Schreibtischschublade, zwischen Unterwäsche und Socken.

Aber ich weiß ja nicht mal, wonach ich suche, in meinem Kopf dreht sich alles, ich kann die Gedanken nicht davon abhalten, in meinen Ohren zu zischen, zu brutzeln und zu knistern.

Mr. Shaws Haus, Mr. Shaws Haus. Sein Wohnzimmer, sein Esszimmer, sein Arbeitszimmer. Sieht irgendwie gar nicht nach ihm aus. Irgendwie hat sich das Giebelhaus, so in sich zusammengezogen, von außen mehr nach ihm angefühlt als all das hier drinnen.

Geh nicht nach oben, flüstere ich mir beinahe selbst zu. Es fällt mir schwer, aber ich zwingen mich, mich in diesen Sessel zu setzen. Und mich zu beruhigen.

Ich lasse mich in den Sessel sinken, einen ledernen Möbelsessel mit hoher Lehne, und drücke das Gesicht hinein, ich setze mich auf meine Füße und schmiege mich so tief es geht in den Sessel, ziehe den Kopf ein, stecke die Finger zwischen Armlehne und Kissen, rolle mich zusammen und fühle mich, als hätte ich das Ende der Welt erreicht und nichts gefunden.

Ich versuche, mich zu konzentrieren und zu beruhigen.

Ich hole tief Luft und sehe zum Kaminsims schräg über mir, nur ein paar Zentimeter von mir entfernt.

Das Licht meiner Taschenlampe gleitet über die Familienfotos, und ich sehe Mrs. Shaw in adretten Kleidern, flotten Streifenshirts, Jeansröcken mit aufgesetzten Taschen, Basecaps im Partnerlook mit Pete Shaw, der zögerlich einen Baseball-Schläger in der Hand hält wie eine Stange Dynamit, die ihm ein Bösewicht gegeben hat.

Mr. Shaw, noch mit vollem, dunklem Haar auf einem alten Bild, das Gesicht zur Hälfte hinter einer Weihnachtsbaumgirlande, die er gerade aufhängt. Dahinter ein verblasstes Foto von Mr. Shaw vor einer mit Gras umwachsenen Wasserfläche. Der Anblick ist mir vertraut, es ist der Green Hollow Lake. Mr. Shaw hockt neben Pete, der ungefähr sieben sein muss, er hat Schwimmflügel an den dünnen Ärmchen.

Hinter ihm sind Schwimmer zu sehen, eine gelbe Luftmatratze. Die Stimmung ist friedlich. Irgendetwas regt sich in mir, ich rutsche näher heran, winde mich im Sessel, und dann bin ich sicher. Das ist meine alte »Hawaiian Punch«-Luftmatratze, und das bin ich, mit frischen Kleinmädchenwangen, ich halte mich an dem dicken weißen Seil fest, mit dem mein Bruder die Luftmatratze zieht.

Das ist alles so lustig, dass ich fast lachen muss, ich schlage die Hand vor den Mund und mache ein komisches Geräusch.

Da bin ich, zusammen mit Mr. Shaw.

Ich lasse mich wieder in den Sessel sinken, mir ist geradezu schwindelig, ich spiele mit der Taschenlampe herum und atme schnell.

Ich fühle mich gefangen. Gefangen in Mr. Shaws düsterer Welt der Liebeswirren, unter Glas gezwängt und zusammengepresst, ohne dass einer von uns davon gewusst hätte.

Genauso, wie er jetzt mit Evie irgendwo sitzt – das tut er, das weiß ich – sitze ich in seinem Sessel, meine Hände auf seinen Sachen, seine Hände auf meinen.

Plötzlich überkommt mich große Traurigkeit, und ich muss hier weg, ich kann meine Füße gar nicht schnell genug unter mir hervorziehen.

Da höre ich ihn, ein Räuspern, höre ihn, bevor ich ihn oder sonst irgendwas sehe.

Eine Stehlampe geht an.

Mein Herz bleibt stehen.

Ich muss mich umdrehen, und das tue ich, ein Bein immer noch auf dem Sesselkissen, den anderen Fuß auf dem Boden.

In meiner Brust gibt es einen Kurzschluss, es brennt und kribbelt.

Ich drehe mich um, und da ist er.

Das Haar vom Schlaf verwuschelt, sieht er mich an, kratzt sich mit langen Fingern die Brust unter einem T-Shirt, auf dem ein großer Tacker abgebildet ist.

Auf dem Wohnzimmerteppich steht Pete Shaw.

Er starrt mich an, er ist so groß, so ein schlaksiger Highschool-Junge eben. Ich weiß nicht, was ich sagen soll, aber ich merke, wie ich die Arme vor der Brust verschränke.

»Ich hab dich neulich schon gesehen«, sagt er. »Draußen.«

Ich kriege eine Gänsehaut. *Mr. Shaws Sohn. Mr. Shaws Sohn.*

»Ich habe gehofft, dass du noch mal kommst«, sagt er und schüttelt den Schlaf ab. »Ich habe darauf gewartet, dass du noch mal kommst.«

Ich lasse den anderen Fuß auf den Boden fallen und versuche, so gerade wie möglich dazustehen.

»Ich muss dir was zeigen«, sagt er und zeigt nach oben, mit einem Glitzern im Blick und gespannter Energie.

Ich weiß nicht, was ich denken soll. Es ist wie im Traum – im Traum sagen Leute ja auch Dinge, die sie in Wirklichkeit nie sagen würden, und tun Dinge, die sie nie tun würden.

»Keine Sorge«, sagt er und macht einen Schritt auf mich zu. »Sie hört nichts.«

Ich sehe ins Dunkel am oberen Ende der Treppe.

»Sie würde sogar den Weltuntergang verschlafen, bei dem ganzen Zeug, das sie nimmt«, sagt er mit harter Stimme. »Ihre Pillenfläschchen klappern die ganzen Elf-Uhr-Nachrichten durch. Sie gießt sich dreimal Wasser nach.«

Ich sehe ihn an, er ist total nervös, und ich weiß nicht, was ich tun soll. Pete Shaw. In diesem Traumartigen gibt es anscheinend keine Regeln. Aber gibt es wirklich keine?

Er streckt mir die Hand hin, berührt mich aber nicht.

»Ich will dir nur was zeigen«, sagt er, und obwohl er sechzehn ist und ein Junge und das trägt, was er im Bett trägt, und ich auch, und mein Herz klopft, habe ich keine Angst, nicht so richtig.

Ich sage mir: Das ist Mr. Shaws Sohn, *und ich bin jetzt hier in seiner Welt, und es ist keine schlafende Welt mehr, sondern eine lebendige, und das ist meine Chance, und, und, und ...*

Etwas flattert in meiner Brust, und ich muss an Mr. Verver denken, wie er sich über den Plattenspieler beugt, mich traurig anlächelt und mit den Fingern im Takt auf sein Bein klopft.

»Aber erst«, sage ich mit spitzer Stimme, die mir selbst in den Ohren wehtut. »Geht es ihr gut? Evie. Was macht er mit ihr? Meinst du ... es geht ihr gut?«

Er legt den Kopf schief und beißt sich auf die Lippe. Seine Augen werden dunkel. »Ich weiß es nicht«, sagt er.

Er sieht aus, als tue es ihm leid. Aber das hilft auch nicht.

Ich folge ihm die Treppe hinauf, den Blick auf sein verblichenes rotes T-Shirt gerichtet.

Wir gehen durch den Flur zu seinem Zimmer, und mir zuckt etwas im Magen, ein Gefühl wie in einem Spukhaus, das man aber irgendwie kennt, und das ist das Gruseligste daran.

Es ist ein einsames Gefühl, das ist alles, was ich weiß.

Ich bilde mir ein, Mrs. Shaw schlafen zu hören, diesen tiefen Schlaf wie Mrs. Verver, den gedämpften Schlaf aller trauernden Mütter.

Sobald wir in seinem Zimmer sind, ist alles anders. Die violette Dunkelheit, die unheimliche Ruhe des Flurs sind weg.

Hier summt jede Menge Elektronik. Rote Lämpchen, orange, grüne, glimmen wie in einem Kontrollraum. Klobiges Schwarz, Stereoanlage, Computer, Spielkonsolen, Lautsprecher, alles Mögliche. Das Gegenteil meines Bruders. Bei Ted ist alles abgestanden und schwitzig. Hier ist es, als würde der Raum leben, er summt und atmet mir ins Ohr.

Pete schiebt mir seinen Schreibtischstuhl hin, und ich setze mich.

Ich sehe ihn an, er duckt sich unter irgendwelche Kabel, unter den silbernen Flügel eines Modellflugzeugs, das von der Decke hängt, und mir fällt plötzlich ein,

dass ich nichts unter meinem T-Shirt an habe, und dann fällt mir ein, dass es immer noch Evies T-Shirt ist, das Mr. Verver mir gegeben hat.

Auf einmal kommt mir der komische, wilde Gedanke, Pete wäre ein gestörter Killer, und im Keller läge ein Haufen toter Mädchen und Petes Eltern.

Aber dann sehe ich ihn an, die Lichter an der Wand hinter ihm blinken wie zu Weihnachten, sie flackern und blitzen in sanften Rhythmen, als wären sie Petes Atem, und ich merke, dass sie auch in mir pulsieren.

Dann wendet er sich endlich mir zu, er muss sich erst mal sammeln, seine Haut glüht, er will so viel sagen. Es tost in ihm, das sieht man, und er weiß nicht, wie er es sagen soll, wie er sich verständlich machen soll.

Als er anfängt, fängt er mitten drin an, und ich merke, dass es ein Gespräch ist, das er im Kopf den ganzen Tag führt, die ganze Nacht. Das sagt er:

»Er ist nachts immer lange spazieren gegangen. Mein Vater. Und ist rumgefahren. Er hat gesagt, ›ich fahre mal ein bisschen rum‹, und wir wussten nie, wohin er fährt. War uns auch egal. Er wohnt hier, klar, aber manchmal kommt es mir vor, als wäre er nie hier gewesen. Nur ein Schatten in unserem Haus. Am Kopfende des Tisches. Und in seinem Sessel, Fernseher an, Nachrichten und irgendwelche Spielshows – du heißt Lizzie, oder?«

Die Frage erschreckt mich, ich zucke fast zusammen. »Ja«, sage ich.

»Lizzie«, sagt er und hockt sich vor mich hin, direkt vor mich, mir kribbelt alles. Fast kann ich seinen Atem spüren, mir zittern die Beine, aber ich habe keine Angst, wirklich nicht. Er ist nur, er ist ...

»Plötzlich ist alles anders«, sagt er. »Alle stellen Fragen, die Schulpsychologin und so, ob es mir gut geht. Aber er war nie wirklich hier. Wir waren immer nur ich und meine Mutter. Manchmal habe ich das Gefühl, ich hatte ihn schon vergessen, bevor er verschwunden ist. Er war wie ein Gespenst, das hier spukt, schon mein ganzes Leben.«

Ich sehe zu ihm hinunter und spüre die nackte Haut unter meinem T-Shirt, und er hat die Hände auf die Armlehnen meines Stuhl gelegt, er sagt so große Dinge, und die Luft um uns glitzert, all die Lichter von den summenden Elektrogeräten. Mir wird davon ganz heiß im Gesicht, und wie er mich ansieht, mit seinen dunklen, sumpfigen Augen, das macht mich alles ganz schwummerig.

»Und jetzt ist er weg, und plötzlich dreht sich alles um ihn«, sagt er. »Er hat meiner Mutter nie irgendwas gegeben, und jetzt hinterlässt er ihr so was.«

Plötzlich greift er nach meinen Beinen, hat meine Oberschenkel in den Händen und ich denke, *passiert das wirklich* und *es passiert zu viel auf einmal*.

»Lizzie, ich hatte gehofft, dass du noch mal kommst, weil ich es dir sagen will. Ich habe dich da draußen gesehen, und du bist die Einzige, der ich es sagen kann«,

sagt er, seine Fingerknöchel werden weiß an meinen Beinen, an seinem Hals treten die Adern hervor.

»Du hast mich hier gesehen?«, frage ich.

Er nickt. Ich stelle mir vor, wie er mich vom Fenster aus beobachtet hat, wie er den stockfinsternen Garten überblickt hat. Was hat er gesehen, einen Igel, ein Höhlentier mit Zweigen im Haar und Grasflecken auf den Knien?

»Später habe ich gehört, wie du die Zigaretten gefunden hast«, sagt er. »Nicht zu fassen, dass die Bullen die nicht gefunden haben.«

Ich bekomme einen ganz trockenen Mund.

»Keine Sorge«, sagt er. »Ich sage keinem was. Ich bin ja froh, dass du sie mitgenommen hast. Dadurch ist alles in Gang gekommen. Und da hatte ich eine Idee.«

»Was ...«, sage ich verwirrt.

»Er ruft sie an«, sagt Pete und macht eine Pause, damit das bei mir ankommen kann. Aber ich bin viel zu angespannt.

»Es ist, als wäre er nach zwanzig Jahren plötzlich zum Leben erwacht und würde tatsächlich mit ihr sprechen wollen. Jetzt will er ihr plötzlich von sich erzählen und will, dass sie es versteht. Weil er ihre Hilfe braucht.«

Mein ganzer Körper ist zum Zerreißen gespannt, ich versuche, mich nicht zu bewegen. Ich weiß, dass jetzt etwas kommt, dass er mir etwas in die Hand geben wird, *das wird er doch?*

»Er ist überzeugt, dass sie unser Telefon abhören«, sagt er und seine Finger drücken mir ins Fleisch. »Tun sie vielleicht auch. Hoffentlich. Also ruft er sie bei der Arbeit an, sie arbeitet ehrenamtlich im Seniorenzentrum. Und sie sagt es der Polizei nicht. Sie lügt sie an. Dass er nach Kanada ziehen will und all das, das hat sie sich alles ausgedacht. Sie schickt sie in die falsche Richtung.«

Ich klammere mich an den Armlehnen fest. Ich bin hier, um etwas zu empfangen. Er hat gewartet, eine Zange um sein Herz. *Das Gefühl kenne ich, das kenne ich.*

Es kommt, es kommt. Eine große Enthüllung. Meine Aufgeregtheit beschämt mich.

»Gestern kam sie in mein Zimmer«, sagt er und lässt endlich meine Beine los. Ich spüre seine Hände aber immer noch, jeder Finger hat einen heißen Abdruck hinterlassen.

»Sie hat mich gefragt, wie viel Geld ich gespart habe«, sagt er und zeigt auf seine Kommode. Ich drehe mich um und sehe einen grünen Glasboden dort stehen. Der untere Teil eines Sparschweins, wie man sie immer auf Flohmärkten findet.

»Ich habe das ganze Jahr auf ein altes Auto gespart«, sagt er. »Ich hatte achthundertfünfunddreißig Dollar zusammen.«

Er sieht mich an, seine Hände ballen sich. Es ist heiß im Zimmer, und die Glühbirne über seinem Schreibtisch strahlt erbarmungslos. Das T-Shirt klebt mir am Leib.

»Ist aber nicht so wichtig. Darum geht's nicht. Sie stand da«, sagt er und zeigt zur Tür, »und hat geredet und geredet und geredet, und ich saß hier und habe nichts gesagt. Ich habe kein Wort gesagt. Sie hat einfach immer weitergeredet, ich habe gedacht, sie hört nie mehr auf.«

Je mehr er redet, desto mehr brodelte es in mir, mein Hals kribbelt, und ich denke, was ist, wenn ich mich umdrehe, und Mrs. Shaw steht in der Tür, Mrs. Shaw, die ich nie habe sprechen hören, an die ich nie gedacht habe, an der ich nur vorbeigegangen bin, die ich aus dem Autofenster gesehen habe, vom Fahrbahnrand aus. Ihr Pferdeschwanz und ihre sauberen weißen Tennisschuhe, und ihr ruiniertes Gesicht, wie sie alle diese ruinierten Gesichter haben, wie Mrs. Ververs Gesicht, von einer Bombe in Ruinen gelegt.

Vor einem Monat, ja, vor einer Minute war sie mir vollkommen egal, aber jetzt, da er mir von ihr erzählt, ragt sie vierzig Stockwerke über mir auf.

»Sie meint, sie kann die Konten nicht anrühren. Sie sagt, die Landespolizei überwacht alles.«

Er geht zur Kommode und nimmt den grünen Glasrest in die Hand, eine schimmernde Scherbe.

Er erzählt mir, wie sie das Sparschwein über den Kopf gehoben und es auf den Boden geworfen hat.

Als es nicht kaputtging, hat sie es mit zusammengebissenen Zähnen auf die Metallkante des Schreibtischs geschlagen, bis es zerbrach und ihre Hand rot färbte und alles voller grüner Scherben war.

»Es ist ihr alles ins Gesicht geflogen«, sagt er, »wie Konfetti.«

Ich sitze da und kann das gespenstische Knirschen unter meinen Füßen fast hören.

»Sie hat gesagt, ich müsste es machen«, sagt er. »Sie war sicher, dass sie überwacht wird, und ich seine einzige Chance war.«

Also habe sie ihn nach Hunts Wood geschickt, vierzig Meilen entfernt, wo er eine Möglichkeit finden sollte, eine Zahlungsanweisung zu schicken. Er fand einen Convenience Store, zog sich die Basecap tief ins Gesicht, wie ein Räuber auf einem Überwachungsvideo. Dann musste er kehrtmachen und Mautstraßen vermeiden. Er brauchte pro Strecke zwei Stunden.

Er hebt ruckartig den Kopf. »Ich hab's getan. Ich habe ihm das Geld geschickt, wie sie es verlangt hat.«

Ich weiß nicht, was ich sagen soll, wahrscheinlich soll ich nichts sagen. Ich betrachte den Teppich und schiebe meinen Fuß darauf herum.

»Er hat sie darum gebeten«, sagt er und sieht mich an, also hebe ich den Kopf, und er hält die grüne Scherbe so fest, dass seine Haut ganz weiß wird und Blut kommt. Er merkt es überhaupt nicht. Das Blut ist fast schwarz und rinnt ihm in schmalen Streifen durch die Finger.

Ich muss ihn fragen. Ich muss ihn fragen. In seinem Kummer entgleitet es ihm, und das ist meine einzige Chance.

»Pete« sage ich, und mein ganzer Körper ist angespannt und konzentriert. »Würde er ihr etwas antun? Hat dein Vater Evie etwas getan?«

Er lässt die Arme sinken und presst die Hände zusammen. Er sieht zur Tür, in die Dunkelheit im Flur.

»Er hat uns allen was getan.«

In ihm ist so ein Kuddelmuddel, als er das sagt, aber es beantwortet meine Frage nicht, nicht so, wie ich es brauche.

»*Hat er ihr wehgetan?*«, frage ich. »*Meinst du, er hat ihr was angetan?*«

Er schüttelt sich aus der Erstarrung und sieht mich an.

»Keine Ahnung«, sagt er, so einfach, als wäre er auf den Gedanken noch gar nicht gekommen. Irgendwas daran, die Forschheit, die Resigniertheit, erinnert mich an Dusty.

Er schüttelt den Kopf und wendet sich von mir ab, seine Stimme bricht. »Ich hasse sie.«

»Du hasst sie«, gebe ich zurück, weil ich weiß, dass ich das soll. Weil es beruhigt, das zu sagen, es tröstet, dämpft, und ich weiß, dass es bedeutet: *ich liebe sie, ich liebe sie, ich liebe sie, und er hat uns alle ruiniert.*

Ich empfinde seine tiefe Verzweiflung mit. Ich würde ihn gern berühren, aber es ist unmöglich, ihn zu berühren. Es kommt mir vor, als wäre er unberührbar.

Aber dann berühre ich ihn trotzdem, an der heißen Innenseite seines Arm. Ich lege meine Finger dahin, spüre die Rippen unter seinem T-Shirt und sein Schaudern.

Ich hasse sie, ich hasse sie, murmelt er, wieder und wieder. Man kennt die Abgründe eines Menschen nie.

»Wohin hast du das Geld denn geschickt?«, flüstere ich, die Finger an seinem Arm, ich bewege sie. Und er hebt die Stimme, sie zittert, und meine Hände sind da, und er sagt es, er gibt es preis, er erzählt es mir.

Ich sehe ihm den ganzen Kummer an, aber ich weiß nicht, woher er kommt oder was ich dagegen tun kann. Ich weiß nicht mal, ob ich etwas dagegen tun will, denn

ich habe gelernt, dass tiefer Kummer aus Sehnsucht nach etwas Verlorenem das
Schönste auf der Welt ist.

16.

Das war Evie«, sage ich. »Evie. Sie hat mich angerufen.«

Ich übe diese Worte ein, immer und immer wieder. Ich spreche sie bis in die Morgenstunden vor mich hin, komplett angezogen unter der Decke, ich warte darauf, dass es hell wird.

Ich halte sie in der Hand, die Lösung, die Möglichkeit, alles zu beenden. Ich weiß nur noch nicht, wie ich sie nutzen kann. Ich muss herausfinden, ob ich Pete schützen will, oder ob er das vielleicht gar nicht möchte.

Ich beschließe, ihn zu schützen.

In den paar Minuten, der halben Stunde, nachdem er mich so beschenkt hat, na ja, da habe ich ihm auch gegeben, was ich konnte, und ich bereue es nicht.

Ich habe ihn ja nur angefasst, es war eher eine Art Heilen, der Versuch, ihm die Hand aufzulegen.

Wie er geschluckt hat, das unterdrückte Stöhnen, meine Hände dort, das war schon wie ein Geschenk für ihn.

Ich weiß, dass ich ihn nicht heilen konnte, diese Wunde, die ihn innerlich zerreißt, wird für immer da sein, unauslöschlich, aber ich habe es versucht, ich habe es wenigstens versucht. Vielleicht habe ich es auch aus anderen Gründen versucht.

Warum auch immer, ich habe es getan, und es tut mir nicht leid.

Und jetzt, meine Mutter ist zur Arbeit gegangen, stehe ich in der Einfahrt, Mr. Verver hält mit dem Arm die Fliegentür auf, für mich. Er sagt Guten Morgen, er hat eine Tasse Kaffee in der Hand und trägt ein rotbraunes T-Shirt mit einem Bild von einem Sonnenuntergang und der Aufschrift, das werde ich nie vergessen, »Paradise Is Yours«.

Ich öffne den Mund.

Meine Lüge ist unglaublich, aber ich zögere nicht einmal.

»Das war Evie«, sage ich. »Evie. Sie hat mich gerade angerufen.«

In meinem Zimmer, als ich sie in mein Kissen gesprochen habe, im Bad, als ich sie vor dem Spiegel geübt habe, klang sie ernsthaft und echt.

Jetzt klingt sie wie eine zitternde Saite, ein Kleinmädchen-Gestotter.

Aber das ist egal. Es ist egal, weil er nur die Worte hört. Die Worte haben magische Kräfte.

Er sieht mich an, und er sagt überhaupt nichts.

Ich zittere, und das macht der Boden unter meinen Füßen. Als ob er wackelt und ich einfach durch ihn durchfallen werde.

Dann schießen seine Hände hervor, wie im Film, die Kaffeetasse fällt mit einem lauten Knall auf die Betonstufen, und er packt mich an den Armen, und in seinem Gesicht liegt alles Drängen, alle Liebe und alles Gewicht der Welt.

Ich fühle mich so mächtig wie ein Gott mit einem Blitz in der Hand.

Und mein Blitz hat eingeschlagen.

Wir sitzen auf dem Sofa im Wohnzimmer, aber ich habe immer noch das Gefühl von vorhin, als wir in der Tür standen, mein Gesicht an Mr. Ververs Shirt gepresst, und wie er mich festgehalten hat, so fest, sein Arm drückte mir den Hals zu, dass ich dachte, er bricht mir das Genick. Als hätte er vergessen, dass ich noch ein Kind bin und er mich zerdrücken kann.

Ich denke an den Geruch seines T-Shirts, an seinen Geruch. So, wie er immer war, dieser starke, warme Geruch von gemähtem Gras und frischer Luft und Limonen und Weihnachten, alles auf einmal. So viele Dinge, all diese Dinge, ich spüre sie alle so intensiv, und ich muss mich konzentrieren, mir Mühe geben, aber ich kann mich überhaupt nicht konzentrieren.

»Es war gleich nachdem Mum zur Arbeit gegangen ist«, sage ich. »Das Telefon hat geklingelt, und ich bin rangegangen, und sie hat gesagt ›Lizzie, hier ist Evie. Kannst du mir helfen?‹ Ich hab sie kaum gehört, sie hat geflüstert, ich habe nur Five of Diamonds Motel verstanden. Dann hat sie aufgelegt.«

Fasse dich kurz, sage ich mir, anders kann ich die Geschichte nicht aufrechterhalten.

Kurz bin ich überzeugt, dass er ins Auto einsteigen und losfahren wird, auch wenn er hektisch das Telefonbuch durchblättert, das ihm immer wieder vom Schoß rutscht, und er keine Ahnung hat, wo das Motel ist. Er versucht es zu finden, reißt die Seiten beinahe raus, und fragt mich dabei aus, er kann gar nicht mehr aufhören.

»Du bist sicher, dass sie es war?«

»Wie klang sie?«

»Hat sie gesagt, sie ist allein?«

»Hatte sie Angst?«

Er braucht ein paar Minuten, bis er die Polizei anruft, und ich glaube, er denkt wirklich darüber nach, loszufahren und sie selbst zu suchen.

Das alles macht mir Sorgen, nicht zuletzt, weil Pete Shaw zwar vorgestern Geld an das Five of Diamonds Motel angewiesen hat, das aber nicht bedeuten muss, dass sie noch dort sind.

Und wenn doch?

Sie sind bestimmt noch da.

Ich warte und male mir aus, an ein großes, getöntes Motelfenster zu klopfen. Ich klopfe und schaue hinein, durch Vorhänge, die mit einer Plastikklemme zugehalten werden. Lasst mich rein, lasst mich rein. Oh, Evie, du bist so nah, als wären wir wieder sechs Jahre alt und spielten Fangen, und ich jage dich, mit hämmerndem Herzen, und du bist so nah, und ich strecke die Hand nach dir aus und spüre deine dunklen Haarspitzen an den Fingern, sie kitzeln mich an den Fingerspitzen.

Oh, Evie, du bist schon so lange weg, fast schon ganz verschwunden, merkst du das? Ich werde dich zurückholen ...

Mit der Polizei ist es schwieriger. Sie stellen bessere Fragen, und sie hören mit klarerem Kopf zu. Sie fragen mich immer wieder, was genau ich gehört und nicht gehört habe, was ich gesagt habe, und vor allem, was ich glaube, warum sie mich angerufen hat, und nicht ihre Familie.

Ich sage, ich weiß es nicht.

Ich bin cool, eiskalte Perfektion.

Zwischendurch fürchte ich, dass sie unsere Anrufe zurückverfolgen können. Können sie das? Wissen sie es dann? Im Fernsehen wissen sie alles.

Aber Lizzie, werden sie sagen, *heute Vormittag ist gar kein Anruf bei Euch eingegangen*. Aber den Gedanken verdränge ich. Ich muss.

Mrs. Verver ist jetzt auch da, sie ist von ihren Eltern zurückgekommen, ihr Haar ist grau an den Wurzeln, als wäre sie in den paar Wochen um Jahre gealtert. Ihre Sonnenbräune ist verblasst, ihre Haut straff um ihre Knochen gespannt, sie geht wie unsere Schulbibliothekarin, die immer endlos herumschlurft und irgendein Buch sucht und dann langsam mit angelecktem Finger umblättert.

Diesmal redet sie. Immer wieder sagt sie: »Wie können wir sicher sein? Woher sollen wir wissen, dass uns da keiner einen Streich spielt? Kinder von der Schule. Kinder können ganz schön brutal sein. Kinder sind grausam.«

Einer der Beamten versucht, sie zu trösten, Mr. Verver ist zu aufgekratzt, um dabei behilflich zu sein, er hält sich dicht an die Beamten wie ein Football-Star, der sich für das große Spiel bereit macht.

Detective Thernstrom sagt, sie haben ein Five of Diamonds Motel in Indian Wood gefunden, dreiundzwanzig Meilen entfernt. Er schickt Beamte hin. Er selbst fährt mit.

Mr. Verver sagt, er fährt auch mit, und niemand hält ihn zurück.

»Sollte Lizzie nicht auch mit?« Er zieht mich an sich und legt mir den Arm um die Schulter. »Wenn sie bei Lizzie angerufen hat, dann sollte Lizzie auch dabei sein.«

Ich bin unter seinem Arm begraben, und es gibt eine Diskussion, sogar erhobene Stimmen, und ich kriege nichts davon mit, mein Kopf glüht, mein Magen macht komische Sachen, aber sie lassen mich nicht mitfahren, sie lassen mich nicht.

»Sie muss mitkommen. Sie kann ja im Auto bleiben, aber sie muss mitkommen.« Das sagt Mr. Verver, im strengsten Ton, den ich je von ihm gehört habe.

Ich sehe Mrs. Verver an der Tür, die Handtasche über der Schulter, sie sieht niemanden von uns an, und in dem Moment merke ich, dass ich keine Ahnung habe, wo eigentlich Dusty ist, und ich frage mich, ob es überhaupt jemand weiß.

»Sie muss mit«, sagt Mr. Verver. »Ich brauche sie.«

Der Diamant ist riesig, er dreht sich, und ich wette, nachts leuchtet er. Man kann ihn vom Highway aus sehen, ein großes Metallschild, viel größer und schöner als das Motel, das aussieht wie ein plattgetretener Schuhkarton.

Die Polizei hat meine Mutter angerufen, sie wollte erst mal mit mir sprechen, aber dann hat sie eingewilligt. Sie mussten ihr versprechen, dass ich das Auto nicht verlassen würde, und dass ein Beamter die ganze Zeit bei mir bleibt.

So ging das eine Weile, und als sie endlich einwilligte, war Mr. Verver längst unterwegs und meilenweit voraus, mit Mrs. Verver und zwei Detectives.

Jetzt sind sie an der Rezeption, und ich sitze mit zwei Beamten im Auto, von denen einer, der mit dem weißen Bürstenhaarschnitt, dauernd ein Lied über ein Mädchen singt, dessen Augen wie Diamanten aus den Minen sind.

Wir warten auf dem Parkplatz, der Bürstenschnitt, der andere und ich. Wir sitzen unter dem Schild INKLUSIVE KABELFERNSEHEN UND WHIRLPOOL, er summt eine Weile vor sich hin, dann spielen wir »Ich sehe was, was du nicht siehst«, wofür ich viel zu alt bin, aber es war meine Idee, weil ich es sonst nicht mehr aushalte.

»Ich hab ein gutes Gefühl«, sagt der Bürstenschnitt zu dem anderen, als würde ich das nicht hören. »Und wenn nichts dabei rauskommt, können wir immer noch bei der Telefongesellschaft gucken, ob wir die eingehenden Anrufe bei ihr« – er nickt in meine Richtung – »zurückverfolgen können. Dann haben wir die Nummer, von der aus die kleine Verver angerufen hat.«

Ich versuche, nicht darüber nachzudenken, was passiert, wenn sie das tun. Wenn sie rauskriegen, dass an dem Morgen überhaupt niemand angerufen hat.

Evie. Evie. Evie. Bist du jetzt fünfzig Meter von mir entfernt, hinter einer dieser roten Türen, die alle mit einem krummen schwarzen Diamanten bemalt sind, und in der Mitte glitzern die Türspione in der Sonne? Bist du da drin?

Denn, ehrlich gesagt, Evie, habe ich schon länger nicht mehr gespürt, dass du lebst.

Ich sehe sie über den Parkplatz auf uns zukommen, Mrs. Verver an Mr. Ververs Seite zusammengesunken, und ich merke, wie ich mich anspanne.

»Du bleibst hier, Fräulein«, sagt der Polizist und steigt aus dem Wagen. Sämtliche Männer helfen Mrs. Verver, deren Gesicht so ausdruckslos ist wie eine weiße Plastiktüte.

Ich sehe zu, wie sie sie in das andere Auto setzen. Sie falten sie hinein, als hätte sie keine Knochen, die sie aufrecht halten.

Mr. Verver steigt auf der anderen Seite ein und hilft ihr von innen.

Was passiert ist, erfahre ich erst, als der Polizist zurückkommt. Er und der andere Polizist reden auf der gesamten Heimfahrt darüber, als hätten sie vergessen, dass ich da bin.

Der Hotelmanager hat das Bild von Mr. Shaw angeguckt und gesagt, er sieht auf jeden Fall aus wie Mr. Curtis.

Mr. Curtis hatte in Zimmer 202 gewohnt, fast eine Woche lang, zusammen mit seiner kleinen Tochter.

Er sagte, die Tochter sah aus wie Dreizehn, ja, aber er meinte, sie wäre blond gewesen, nicht brünett. Er sah sich ihr Bild genau an und sagte ja, das könnte sie gewesen sein. Er sagte, er habe die Berichte über das vermisste Kind gesehen, das habe ja jeder. Hätte sie dunkles Haar gehabt, dann hätte er natürlich die Polizei benachrichtigt. Er war ein guter Samariter.

Nein, sie hätten nicht ausgecheckt, sagte er noch, daher könne er nicht erklären, warum ihr Auto – ja, ein rotbrauner Skylark – weg war und ihr Zimmer leer bis auf ein halbes Sixpack Dr. Pepper.

Sie müssen in Eile aufgebrochen sein, nahm er an. Aber er verstand nicht, warum, denn Mr. Curtis war am Abend zuvor noch mal gekommen und hatte im Voraus bezahlt, in bar.

Und, ach ja, das hätte er ja beinahe vergessen. Es sei Geld für Mr. Curtis angewiesen worden. Nein, er habe sich nicht die Mühe gemacht, den Personalausweis zu überprüfen, das tue er selten, aber er habe Mr. Curtis gesagt, er müsse 48 Stunden auf das Geld warten. Motelpolitik. Mr. Curtis schien darüber nicht glücklich gewesen zu sein.

Er sei ein angenehmer Mensch gewesen, sagte der Manager. Und er habe sich nett um seine Tochter gekümmert. Er sei jeden Abend in die Stadt gefahren, um ihr Pizza zu holen.

Wir sind auf halbem Weg nach Hause, als ich den Beamten sage, sie müssen anhalten. Ich springe aus dem Wagen und übergebe mich, immer wieder, und der mit dem Bürstenschnitt hält mich in der Taille fest.

Aus dem Augenwinkel sehe ich, dass sie sich angucken.

Die letzten zehn Meilen verkrieche ich mich in der Ecke der Rückbank und bedecke mein Gesicht mit den Händen.

Mr. Verver verbringt den Nachmittag auf der Polizeistation. Meine Mutter kommt ein paar Stunden früher von der Arbeit. Ich muss ihr alles zwei-, dreimal erzählen. Sie steht in meiner Zimmertür, auch noch als ich mir die kratzige Decke über den Kopf ziehe.

Ich will nicht darüber reden.

Ich weiß nicht, was ich fühle.

Meine Mutter sagt dauernd, ich soll es doch so sehen, dass das alles gute Nachrichten sind. Es bedeutet anscheinend, dass Evie lebt, und jetzt hat die Polizei eine heiße Spur. So nennt sie das: eine heiße Spur.

Ich sage nichts, ich mache unter der Bettdecke den Mund auf und zu und lasse mir die abgewetzte Baumwolle in den Mund sinken.

Sie soll endlich gehen.

Sie sagt, sie geht rüber zu Mrs. Verver.

»Sie ist ganz allein«, sagt meine Mutter. »Wie immer.«

Irgendwann in den verschwommenen Nachmittagsstunden, als ich im Bett liege und halb schlafe, halb in Stücke breche, klingelt das Telefon.

»Lizzie?« Es ist Pete Shaw, seine Stimme flattert.

Ihn im Ohr zu haben, bei Tageslicht und nach all dem. (*Was bedeutete es, auf diesem Motelparkplatz zu sitzen und zu warten? Zu wissen, dass sie dort gewesen war, vielleicht nur ein paar Minuten vorher, sie war da gewesen, so nah, dass man sie womöglich noch fühlen konnte, das Quietschen ihrer Turnschuhe auf der Fußmatte hören, ihr babyweiches Haar riechen. Sie waren dort gewesen, dort hinter diesen roten Türen, und hatten diese Dinge getan ... und jetzt sind sie weg. Jetzt sind sie weg. Und jeden Abend, den sie dort waren, ist er weggegangen, um ihr etwas zu essen zu holen, hat er sie da eingeschlossen? Hat er sie eingeschlossen? Wie konnte er nur? Aber er hat sie da zurückgelassen, und wenn er wiederkam, war sie noch da und wartete auf das Essen und darauf, dass er die Tür aufmachte und ihr etwas zu essen brachte, wie ein Gefängnisaufseher, nur ohne Schlüssel, ohne Schloss, ohne Gefangenen.*)

»Hast du das getan, Lizzie?«, fragt Pete, und mir schnürt sich die Kehle zu.

»Ich ... ich ...«

»Die Bullen waren gerade hier«, sagt er.

»Pete«, fange ich an, und innerlich fahre ich fort: Du wolltest doch, dass ich es sage, du wolltest es doch, du hast mich doch praktisch darum gebeten.

»Lizzie, du hättest ihr Gesicht sehen sollen, als ich ihr gesagt habe, dass ich das war«, sagt er mit hoher, aufgeregter, fremder Stimme. »Als ich ihr gesagt habe, was ich getan habe.«

Ich brauche einen Moment, um zu begreifen, dass er von seiner Mutter spricht.

»Du hast es ihr gesagt?«

Er lacht rau, und ich versuche zu verstehen. Ich glaube zu verstehen, aber ich kann es nicht glauben.

»Sie hat Frühstück gemacht«, sagt er, und ich höre, wie er den Mund an die Muschel presst, als würde er mir ein Geheimnis anvertrauen. »Sie hat gesagt, sie hat so ein schlechtes Gewissen wegen dem Geld. Sie wollte mein Lieblingsfrühstück machen, Pfannkuchen. Sie hatte – das war total komisch – ihren Weihnachts-Morgenrock an. So einen roten mit weißen Pompons drauf, wie eine Nikoläusin.«

Ich höre zu und ziehe meine Tagesdecke zu mir, Stück für Stück, in meine Faust.

»Sie hat den Teig angerührt«, sagt er. »Und ich habe gesagt, ›Mom, weißt du, was ich letzte Nacht gemacht habe? Kommst du nie drauf.««

»Pete«, sage ich, aber meine Stimme versagt. Es ist, als wäre er ganz weit weg. So wie alles.

»Sie hat weiter gerührt, sie hat mich nicht mal angesehen«, sagt er und klingt irgendwie überdreht. »Ich habe ihr gesagt, dass ich jemandem erzählt habe, was wir getan haben. Dass ich alles ausgepackt habe, die Anrufe, die Geldanweisung, das Motel.«

»Du hast ihr von mir erzählt?« Ich stelle mir alle möglichen schrecklichen Dinge vor. Ich stelle mir vor, dass Mr. Verver das rauskriegt. Ich stelle mir vor, dass er alles rauskriegt, auch dass ich Pete angefasst habe, seine kribbelnde Haut.

»Ich brauchte ihr gar nicht zu sagen, wem ich es erzählt habe. War ihr egal. Sie stand da, und die Pfanne hat gekokelt, es war alles voller Rauch. Ich habe ihr gesagt, dass ich über Nacht das ganze Kartenhaus abgerissen habe, und was sie dazu meint«, sagt er, und seine Stimme bricht und kratzt in meinem Ohr, »ich habe ihr gesagt, dass ich alles niedergebrannt habe, und sie konnte nichts tun.«

Sie konnte nichts tun.

»Aber sie *hat* was getan, oder?«, sage ich, weil es mir jetzt aufgeht.

»Sie ... sie«, stottert er. »Okay, ja, sie ist zur Telefonzelle gefahren, auf dem Parkplatz an der Kirche. Und hat ihn angerufen. Ihn gewarnt. Aber das war erst später. Das war später, erst ...«

»Pete«, sage ich, und plötzlich gehen in meinem Kopf alle Lichter aus.

»Lizzie, du hättest das sehen müssen«, sagt er fast flüsternd. »Wir standen beide einfach da in der Küche. Sie hat mich nicht angesehen. Alles war voll Rauch von der Pfannkuchenplatte. Und sie hat gerührt und gerührt und ihr Gesicht ... Es tut mir leid, Lizzie. Tut mir leid.«

»Ich weiß«, sage ich. Natürlich weiß ich. *Aber hättest du nicht warten können, möchte ich sagen, aber ich sage es nicht. Hättest du nicht warten können, einen Tag, zehn Stunden? Dann hätten wir sie vielleicht gefunden, Pete. Wir hätten sie vielleicht noch rechtzeitig gefunden.*

»Lizzie«, sagt er. »Ich habe sie die ganze Zeit einfach nur angeguckt, der Herd war so heiß, und die ganze Hitze in ihrem Gesicht. Als würde sie glühen. Sie konnte einfach nicht mit mir sprechen, Lizzie.«

Ich lege kurz die Hand über die Muschel und hole tief Luft, dreimal. Ich höre ihn reden. Aber ich kann nicht mehr zuhören.

18.

Es ist neun Uhr am Abend des längsten Tages, den ich je erlebt habe. Ist es wirklich erst zwölf Stunden her, dass ich bei den Ververs vor der Tür stand, mit einer Riesenlüge auf den Lippen?

Zuerst kommt die Musik, fast gespenstisch, und ich denke, ich träume.

Die Musik hat ein seltsames Echo, wie im Museum oder in der großen Bibliothek in der Stadt, wenn das Stimmengewirr an- und abschwilt.

Wie in diesen Geschichten, die wir in der Schule gelesen haben, von den Sirenen, die Lieder singen und damit die Seemänner gegen die Klippen locken.

Ich stolpere die Treppe hinab und zur Verandatür hinaus.

Mein Herz pocht, als ich ihn sehe. Mr. Verver ist wieder da und wässert die vertrockneten Blumen und brüchigen braunen Sträucher mit dem Gartenschlauch. Eine Bierflasche steht zu seinen Füßen, Schaum quillt heraus, und zwei leere klappern leise auf dem Fensterbrett neben einem kleinen Lautsprecher, aus dem traurige Geschichten von verllorener Liebe und der Einsamkeit der Straße kommen.

Dann dreht er sich um und sieht mich ...

Und es ist wie alle Wunder dieser Welt auf einmal.

Meine Füße verfangen sich in dem verdrehten Schlauch, und ich falle fast auf ihn. Er fängt mich auf und lächelt, aber es ist kein echtes Lächeln.

Du brauchst das nicht zu tun, denke ich. Du brauchst nicht zu lächeln oder irgendetwas anderes zu tun, ich fühle es auch. Diese schreckliche Ahnung, dass etwas von mir geht. Ich weiß nicht, was es bedeuten soll, aber diese Ahnung ist da.

Er erzählt mir ein bisschen was, nicht viel. Dass die Polizei davon überzeugt ist, ihn zu finden, und zwar bald. Dass das FBI noch mehr Leute auf den Fall angesetzt hat, und dass sie das Auto bestimmt finden werden. Dass sie eine Fangschaltung bei uns installieren wollen, für den Fall, dass Evie noch einmal anruft. Und da Mr. Shaw fast kein Geld mehr hat und seine Frau eine Anzeige fürchten muss, also ...

»Sie sind sehr zuversichtlich«, sagt er. Das Wasser ergießt sich auf die Ringelblumen. »Ich glaube nicht, dass sie das sagen würden, wenn sie nicht wirklich davon überzeugt wären.«

»Bestimmt«, pflichte ich ihm bei.

Ich sehe ihn an und er mich.

»Was würde ich ohne dich machen, Lizzie«, sagt er, und sein Blick richtet in mir ganz schön was an.

Er setzt sich und macht sich noch ein Bier auf. Ich frage, ob ich auch einen Schluck haben kann, und er sagt, auf keinen Fall, was ich auch erwartet hatte.

»Also nein«, sagt er dann, »was bin ich für ein schlechter Gastgeber. Nimm dir doch was anderes zu trinken.« Er zeigt auf die Kühltasche auf der Veranda.

Ich drehe mich um, und mich trifft ein kalter Wasserguss.

Er erwischt mich total unerwartet, ich ringe nach Luft, und Mr. Verver ist kurz davor loszulachen und lässt den Gartenschlauch fallen.

Ich muss nun wirklich lachen, so laut, dass es fast wehtut und ich gleich heiser werde.

»Dusty kann es nicht leiden, wenn ich das mache«, sagt er und versucht ernst zu bleiben. »Sie meint, ich mache ihr nur die Frisur kaputt.«

Ich habe ein breites Grinsen auf dem Gesicht und setze mich endlich hin.

Mein T-Shirt ist nass, die Tropfen kitzeln. Ich ziehe an meinem triefenden T-Shirt, und als ich es loslasse, klebt die Baumwolle eng an meinem Oberkörper. Man sieht alles. Ich sehe an mir herunter, keine Chance, etwas zu verstecken. Mr. Verver bemerkt meinen Blick und sieht weg.

Ich lege den Kopf in den Nacken und sehe, dass sich hinter Evies Fenster etwas bewegt. Es wundert mich gar nicht, so verträumt bin ich gerade, aber dann erkenne ich den goldenen Schimmer von Dustys Haaren. Dusty ist da oben und beobachtet uns.

Ich schaue genauer hin, kann aber nichts mehr erkennen außer Evies Fußball-Mobile, das in der Abendluft sanft hin- und herschwingt.

Das nächste Lied fängt an, es klingt düster, aber nicht traurig. Eher schwermütig. Ein Gefühl der Verlassenheit, wie in dem Durcheinander am letzten Schultag, das Gebäude ist fast leer, übrig gebliebene Lehrbücher liegen aufgeschlagen herum, niemand ist mehr in den Klassenzimmern, die Spindtüren stehen weit offen, es riecht nach Feuerwerk und Drohungen.

Ich weiß nicht, was ich mit dem Lied anfangen soll.

Ich bin froh, als es zu Ende ist und ein anderes anfängt, und es ist ein lautes, mit kratzenden Geigen und einem Geräusch wie von einem Brummkreisel, sodass einem schon vom Zuhören schwindelig wird.

Mr. Verver beugt sich vor, dreht den Kopf in Richtung Lautsprecher, seine Augen leuchten auf, als er das Lied erkennt.

»Das Lied hatte ich schon ganz vergessen«, sagt er, er spricht schneller und klopft mit den Fingern auf die Armlehne.

Der Refrain geht los, und er springt auf.

Ich bin auf einmal ganz aufgeregt.

»Oh, Lizzie, das habe ich schon seit Jahren nicht mehr gehört. Seit Jahren. Da warst du noch ein Funkeln im Auge deines Vaters. Lizzie, hör dir das an.«

Und das mache ich. Es ist eins dieser Lieder, die ich noch nie gehört habe, die aber ganze Welten an Mr. Ververs Augen vorbeiziehen lassen, goldene Welten, die er sanft in die Hände nimmt und schüttelt und für mich auf Hochglanz poliert.

Dieses Lied, eben war es noch ein Hintergrundgeräusch, das sind sie ja für mich immer, weil mir so viel anderes im Kopf herumschwirrt und mich ablenkt. Aber durch ihn ändert sich das alles. Erst ist es nur ein Geräusch, und dann kommt er mit seinen magischen Kräften, und plötzlich merke ich, dass dieses Lied, welches auch immer es nun gerade ist, das perfekte Lied für Abende wie diese ist, für solche Gefühle.

Plötzlich – *aber eigentlich habe ich doch damit gerechnet, mein ganzes Leben lang darauf gewartet, oder zumindest schon seit meinen frühesten Erinnerungen an die Ververs, als ich mit einem glitzernden Heiligenschein bei der Wahl zur Osterkönigin umherstolperte, vier Jahre alt* – streckt er mir die Hand hin.

Diese Hand, ausgestreckt.

Und in seinem Gesicht ist diese Verzweiflung, und ich sehe ihm das Bier und den Kummer und die Einsamkeit an. Ich sehe ihm an, wie wichtig es ihm ist. Und wie gut es ihm tut, dass es mir auch wichtig ist.

»Darf ich bitten, Thin Lizzie?«

Für diesen Moment wäre ich gestorben.

Mein Kopf fühlt sich an, als wäre ich das tatsächlich.

Meine Hand gleitet in seine, und ich spüre es bis in die Zehenspitzen.

Das Lied ist nicht gut tanzbar, nicht in dieser Tanzhaltung, aber das ist uns völlig egal.

Er hat einen Arm um meine Hüfte gelegt, die andere Hand hält er hoch, unsere Handflächen liegen ineinander, und mir klopft das Herz bis zum Hals.

Wenn es doch nie aufhören würde, bitte ich heimlich. Könnte es doch nur für immer so weitergehen.

Meine nackten Füße schrammen über die Veranda, sinken dann ins weiche Gras, ich kann ihn nicht ansehen, mein Blick schlingert wie betrunken zur Seite, zu den Drahtrauben des Zauns.

Er erzählt mir irgendetwas, sein Gesicht ist erhitzt vom Lachen, und ich lache auch, und er dreht mich herum, und ich trete gegen die Bierflasche, das Bier schäumt mir warm über den Fuß.

»Du Trampelchen«, lacht er und wirbelt mich herum, seine Hand fest in meine gedrückt, und wie sich das anfühlt, ich kann nicht mehr, ich bekomme keine Luft mehr. Wenn das so weitergeht, kippe ich um, falle in Ohnmacht, ihm vor die Füße.

Aber was, wenn das Lied zu Ende ist?

Und dann ist es zu Ende, mit einem lauten Schlag, und ich bin total erschöpft, und Mr. Verver lässt sich wieder auf seinen Gartenstuhl sinken, und ich mich auf meinen.

Ich denke, wie schnell das alles ging, und wie ihn schon wieder die Traurigkeit übermannt, und mich auch, und jetzt ist es vorbei, und vielleicht werde ich nie wieder mit ihm tanzen.

Diese Leere in meinem Inneren, das ist ein ganz neues Gefühl, so etwas habe ich noch nie erlebt.

Als ich ganz benommen bei den Ververs ins Bad gehe, höre ich meinen Namen, und ich weiß, es ist Dusty. Ich kenne dieses schlangenartige Zischen, es lässt mich erstarren, seitdem ich vier Jahre alt war.

Da steht sie, in Joggingschuhen und verschwitztem T-Shirt. Sie verbringt ihre Abende nicht mehr mit ihrem Vater auf der Veranda, sondern rennt wie eine Verrückte im Kreis.

Sie atmet heftig, ihre Wangen sind gerötet, und es geht eine Hitze von ihr aus, die man fast greifen kann. Ich spüre sie unter meinen Lidern.

»Du gehst wohl gar nicht mehr nach Hause, was?«, fragt sie, das Kinn erhoben.

»Ich habe nur ... dein Vater ...«, murmele ich, fuchtele mit den Armen und weiche zurück an die Badezimmertür.

Blitzartig krallt sich ihre Hand um meinen Arm, und der Schmerz ist scharf und nimmt mir den Atem.

Es geht alles sehr schnell, sie zerrt mich die Treppe hoch und den Flur entlang.

Sie schleudert mich geradezu in ihr Zimmer und wirft die Tür hinter sich zu.

Dieses wunderschöne Zimmer, lauter plüschige rosa Rundungen und Schnörkel.

Endlich losgelassen, stolpere ich rücklings gegen ihren Schreibtisch und bleibe dort stehen, meine Zehen bohren sich in den weichen mintgrünen Teppich.

Ich versuche, das Gleichgewicht wiederzuerlangen. Reibe meinen Arm, bis er nicht mehr taub ist.

»Sie hat dich also einfach so angerufen, ja?«, fragt sie. »Meine Schwester hat dich angerufen.«

»Ja«, sage ich, schnell und gepresst, und versuche, so gut es geht, das Zittern in meiner Brust zu ignorieren. Irgendwie war es einfacher, Mr. Verver diese Geschichte aufzutischen, sogar der Polizei.

»Wie das wohl kommt, dass du immer mitten drin bist«, sagt sie, atmet bewusst langsamer, beruhigt sich. Spricht langsamer. Zum ersten Mal merke ich, wie sehr sie sich anstrengt, cool zu bleiben. Zum ersten Mal merke ich, wie schwer es für sie sein muss.

Das gibt mir Kraft.

»Sie hat mich angerufen«, sage ich, mit erhobenem Kinn, wie sie.

Sie zögert einen Moment, dann seufzt sie tief, gelangweilt, zieht sich das verschwitzte T-Shirt über den Kopf, und es klatscht feucht gegen meine Knöchel. Es geschieht alles in einer einzigen, schnellen, fließenden Bewegung, und da steht sie, in einem Rüschen-BH aus gelbem Ginghamstoff.

Mein Blick wandert sofort zu den sanften Rundungen ihrer Brüste, dann dreht sie sich um und greift nach einem hellrosa T-Shirt, das über ihrem Schreibtischstuhl hängt, und zieht es sich über, alles so schnell, dass ich es fast nicht mitbekomme.

Diese Brüste sind nicht zu fassen. Ich fühle mich, als wäre ich sieben Jahre alt, oder ein Junge.

Der Gedanke lenkt mich so ab, dass ich vergessen habe, was mir bevorsteht, aber jetzt fällt es mir wieder ein.

Sie lässt sich aufs Bett fallen und stützt sich auf die Ellbogen. Ich sehe feine Schnittwunden an ihren Armen und weiß, dass sie wieder trainiert und dabei Schrammen von Hockeyschlägern abbekommen hat. Sie sieht mich an und kommt gleich wieder zur Sache.

»Sie ruft dich einfach so an«, sagt sie, rutscht ein wenig hin und her, drückt die Ellbogen ins Kissen, »genau wie du zufällig einfach so die Zigaretten gefunden hast. Dir ist auch ganz zufällig auf einmal das Auto wieder eingefallen. Und die Zigarettenkippen unter dem Baum.«

»Ich will doch nur helfen«, antworte ich, und auch wenn es stimmt, auch wenn ich weiß, dass es wahr ist, hört es sich an wie eine Lüge.

Die Lüge liegt aber nicht in dem, was ich sage. Die Lüge steckt irgendwo anders, und ich werde nicht danach suchen. Mir ist bloß plötzlich klar, dass ich eigentlich nur noch lüge.

Sie sieht mich einfach nur an, aber ich erkenne die Gehässigkeit in ihrem Blick ganz deutlich. Typisch Dusty; als hätte ich einen Pass zu kurz geschlagen oder den Ball mit dem Fuß berührt.

»Und was machst *du*?«, fahre ich sie an. Gegen Dusty kommt man nur an – hat Evie immer gesagt, auch wenn sie es kaum mal geschafft hat –, indem man zurückschlägt. Ihr den kräftigeren Stoß versetzt, den härteren Schlag. Anders geht es nicht. »Du machst gar nichts. Du hilfst nicht mal deinem Dad.«

Ich fürchte, sie wird sofort aufspringen, aber das tut sie nicht. Sie sieht mich nur an. Ihr Schweigen macht mich fertig. Ich weiß nicht, wie ich damit umgehen soll.

»Wenn du mir nicht glaubst«, sage ich und versuche, weiterhin entschlossen zu klingen, »warum sagst du dann nichts? Wieso hast du deinen Eltern nicht gesagt, sie sollen mir nicht glauben?« Ich kann nicht fassen, dass ich das gerade sage. Die Vorstellung, sie könnte es ihrem Vater sagen, ihn dazu bringen, dass er mir nicht mehr glaubt, ist unerträglich.

»Lizzie«, antwortet sie, und ihre Worte fließen träge aus ihr heraus, unglaublich cool. »Du weißt überhaupt nichts. Du weißt überhaupt nichts über Evie. Über ihn.«

Und irgendwas, dieses Ding, das in meinem Kopf herumgerattert und an alle Ecken gestoßen ist, findet endlich einen Platz.

Vor Wochen, die Unterhaltung mit Dusty über Mr. Shaw. *Du weißt doch immer alles*, hatte sie gesagt. *Ich dachte, du weißt es*.

»Was soll das denn heißen?«

»Das soll heißen«, sagt Dusty in einem gelangweilten Singsang wie eine gener-
vte Lehrerin, »sie wusste, dass er sie beobachtet. Verstehst du? Sie *wusste* es.«

Wie wenn man im Keller einen zerknickten Karton findet, und da drin ist das alte Buch mit dem Goldfolienrücken, die Puppe mit den krausen Haaren und den aufgemalten Sommersprossen, ein Dutzend Sachen, von denen man dachte, man hätte sie vergessen, und dann erinnert man sich doch an sie, und auf einmal hat man so eine komische Sehnsucht und weiß gar nicht, warum.

»Das ist doch Quatsch«, sage ich hastig, »das hast du dir ausgedacht.«

»Habe ich nicht«, sagt sie, ruhig, leise. »Wir haben ihn da draußen gesehen. Evie und ich. Wir haben ihn unter dem Baum stehen sehen, abends, seine glimmende Zigarette. Er hat zu ihrem Fenster raufgesehen. Wir haben ihn da ständig gesehen.«

Mir klappern die Zähne.

Hatte Evie nicht genau das zu mir gesagt, als wir vor den Zigarettenskippen hockten?

Manchmal, abends, steht er hier draußen.

Seufzend kickt Dusty sich mit einem Fuß den Schuh vom anderen Fuß, er landet vor mir auf dem Boden.

Ihre Lässigkeit macht mich wütend. Wie sie da liegt, wie eine Königin und so selbstbewusst.

»Warum hast du nichts gesagt?« Ich schreie fast. »Wenn du wusstest, dass er da draußen war, warum hast du das nicht gesagt?«

Sie schüttelt langsam den Kopf, er wippt wie der Kopf einer Puppe, sie legt ihn ein wenig schief, als wäre sie nicht sicher, was sie von mir halten soll, oder als

wäre ich, wenn ich schon so dumm bin, so was zu fragen, auch zu dumm, eine Antwort zu verdienen.

»Warum hast *du* denn nichts gesagt?«, fragt sie. »Sie hat es dir doch erzählt, oder? Warum hast du nichts gesagt?«

»Ich wusste es nicht«, stottere ich. »Ich wusste ja nur ein bisschen.«

Sie sieht mich mit zusammengekniffenen Augen an.

Die Atmosphäre im Zimmer, das wird mir alles zuviel. Der Geruch nach Kaugummi und süßem rosa Parfum und Gesichtspuder, mir ist schwindlig, und ich muss an die ganzen Dr. Peppers denken, die ich im Garten mit Mr. Verver getrunken habe, und unter meinen Füßen gibt der dicke Teppich nach.

Warum habe ich niemandem davon erzählt? *Manchmal, abends, steht er da draußen*. Ich habe es niemandem gesagt. Ich bin nicht mal auf die Idee gekommen. Es gehörte mir, und ich habe es festgehalten.

Es hat mir gehört, und ich wollte es mit niemandem teilen.

»Was willst du überhaupt damit sagen?«, frage ich, es klingt fast wie ein Stöhnen. »Dann wusste sie eben, dass er sie beobachtet.« Ich kann es kaum laut aussprechen, habe ich so etwas überhaupt schon mal laut ausgesprochen? »Aber sie konnte ja nicht ahnen, dass er sie entführen würde. Dass er sie uns wegnehmen würde.«

Der Blick, den Dusty mir zuwirft, ist lang, ihre grün-goldenen Augen sind wie Nadelstiche, Nadelstiche auf meiner Haut.

Oh, sie weiß noch mehr, oder? Sie weiß so viel. Warum sagt sie es nicht, warum sagt sie es nicht?

»Verstehst du nicht?« Dustys Stimme ist leise, ein heiseres Flüstern. »Verstehst du immer noch nichts?«

»Was soll ich verstehen?«, frage ich, meine Stimme überschlägt sich, ich fuchtele aufgeregt herum.

Ich kann sie schon fast spüren, ich bin so nah dran, an einer Wahrheit, die so schrecklich ist, dass ich sie höchstens mit den Wimpern berühre, die Augen aber fest verschlossen halte.

Sie lässt langsam den Kopf zurücksinken. »Ach Lizzie, sie wusste es. Sie wusste, dass er sie holen würde. Sie wusste es.«

»Das weißt du doch gar nicht«, sage ich. Weil sie es wirklich nicht wissen kann.

Aber sie hört mir nicht mal zu. Sie ist in Gedanken ganz woanders, ihr Gesicht ist ganz weich, als hätte sie ein Spiel verloren, wie vor Jahren, als sie noch ab und zu ein Spiel verlor.

»Das ist doch scheiße«, sagt sie, »wie das jetzt alles passiert, wir alle kämpfen mit irgendwelchen Gefühlen, und nichts ist mehr so, wie es war. Nur wegen ihr. Sie ist so was von egoistisch.«

Alles im Zimmer kommt auf mich zu, der Puder nimmt mir den Atem, schwere Düfte und Wattebäusche ersticken mich, und ich frage mich, ob es für Dusty immer so ist.

»Sie denkt wohl, sie kann machen, was sie will«, sagt Dusty. »Sie kann haben, was sie will. Warum kriegt sie immer alles, was sie will?«

So ist es doch gar nicht, denke ich. So ist es nicht. Wie kann sie so über Evie reden? Andererseits ist Dusty auch gerade neben der Spur, und man kann ihr nicht glauben, sie schlägt Funken wie Metall auf Beton.

»Guck dir bloß mal an, was sie mit ihm gemacht hat«, sagt Dusty, und einen Moment lang glaube ich, sie meint Mr. Shaw. Sie meint aber Mr. Verver. Das merke ich, weil ihre Stimme ganz hoch wird und auf einmal in klirrende Scherben zerbricht. Sie wiegt den Kopf, vor und zurück, vor und zurück. Als ob sie nicht damit aufhören könnte. »Du siehst doch, warum ich es nicht erzählen kann. Ich kann ihm das nicht sagen. Was seine Tochter ihm angetan hat. Was sie uns allen angetan hat. Wie sie uns alles kaputt gemacht hat. Ich kann ihm das alles nicht erzählen.«

Mir stockt der Atem. Ich verstehe sie: *Evie hat ihm das Herz gebrochen*, sagt sie, *aber ich werde das nicht tun*.

»Willst du sie denn nicht retten?«, frage ich sie schließlich.

»Lizzie«, antwortet sie und sieht mir in die Augen. »Wie kommst du denn darauf, dass sie gerettet werden will?«

Ich sitze lange auf der Veranda hinter unserem Haus, die Gedanken schießen in meinem Kopf wild durcheinander.

Manches von dem, was Dusty gesagt hat, wusste ich schon, trotzdem fühle ich mich, als wäre mein Kopf explodiert. Es ist ein Riesenunterschied, ob man etwas tief in sich drin irgendwie ahnt, oder ob man es in harten, kleinen Silben von Dusty um die Ohren gehauen bekommt.

Manchmal, abends, steht er da draußen. Das hatte sie zu mir gesagt. Ich habe das niemandem erzählt. Warum nicht?

Was hätte ich sagen sollen? Evie hat selbst gesagt, es wäre bestimmt ein Traum, es wäre alles verwirrend, wie ein Traum.

So was erzählt man doch niemandem.

Evie hatte es mir anvertraut, und nachdem ich erfahren habe, dass Mr. Shaw sie heimlich so heftig liebte, kann ich mir vorstellen, dass Evie davon gerührt war. Warum hätte sie Angst haben sollen? Es kommt mir nicht besonders komisch vor,

dass sie davon wusste und nichts gesagt hat. Dass sie ihre privatesten Gefühle für sich behalten hat. Evie, hinter der nie viele Jungs her waren, die nie umschwärmt wurde. Die nie groß was mit irgendwem hatte.

Aber die Vorstellung, dass die beiden Schwestern ihn Nacht für Nacht gesehen haben. Ein Geheimnis zusammen hatten. Das tut mir weh. Dass Evie es Dusty anvertraut hat, und mir nicht. Dusty, die sonst immer außen vor war, und trotzdem hat Evie sich ihr anvertraut.

Aber wenn ich bedenke, was Dusty gesagt hat, überrascht mich das alles irgendwie auch nicht. Kommen noch mehr Überraschungen?

Später, im Bett, höre ich Dr. Aikens Stimme vom Ende des Flurs her, ruhig und tief. Ich verstehe ihn nicht, aber es liegt so eine Gelassenheit darin, eine Ruhe. Irgendwie bin ich dankbar dafür. Ich hoffe, dass er noch lange so weiterredet, und das tut er auch. Davon schlafe ich endlich ein.

Im Traum klingelt das Telefon neben mir. »Lizzie«, summt eine Stimme in meinem Ohr.

Und ich weiß, es ist Evie, so wie man die Dinge im Traum eben weiß, obwohl es überhaupt nicht wie Evie klingt, sie klingt hoch und zitterig, wie eine Aufziehpuppe.

»Ich weiß nicht, wo ich bin«, sagt sie, »und alles ist voller Blut.«

»Evie«, flüstere ich, als würde ich ihr ein Geheimnis erzählen, von dem keiner wissen darf. »Wo bist du? Sag schon. Sag.«

»Ich weiß nicht«, sagt sie und klingt ganz klein, wie wenn sie in Mathe an die Tafel muss und etwas sagen soll.

»Wo bist du?«, frage ich noch einmal, und es dröhnt mir in den Ohren. »Ist es weit weg?«

»Lizzie, es hat einfach nicht aufgehört zu bluten. Ich habe drei Handtücher gebraucht.«

»Evie, bitte, wo bist du?«, schreie ich in den Hörer.

»Ich weiß es nicht«, sagt sie und atmet immer schneller. »Woher soll ich das wissen?«

»Evie, bist du weit weg? Ist es weit?« Und plötzlich spüre ich ein Kribbeln im Nacken, habe das unheimliche Gefühl, Evie wäre hier, direkt bei mir.

»Bist du in der Nähe?«, flüstere ich. »Evie, kannst du mich *sehen*?«

»Lizzie«, kommt ein Flüstern zurück, knistert in meinem Ohr. »Was hast du getan? Was hast du nur getan?«

Es ist vier, vielleicht fünf Uhr morgens. Ich kann die Leuchtziffern auf meinem Wecker nicht erkennen, dann merke ich, dass das Kabel um mein Bein gewickelt ist. Ich zerre daran und mir dämmert, dass ich den Wecker mit ins Bett gezogen habe, der Stecker ist herausgerutscht, das Ziffernblatt ist schwarz und stumm.

Ich weiß nicht, wovon ich aufgewacht bin, dann höre ich jedoch das Quietschen einer Verandatür und spähe aus dem Fenster in die Dunkelheit. Bei den Ververs steht die Haustür sperrangelweit offen.

Ich laufe die Treppe hinunter und bleibe kurz stehen.

Was hast du getan, was hast du getan, höre ich noch immer Evies Traumstimme im Ohr.

Mein Augenlid zuckt. Dann kommt das Geräusch. Das Geräusch ist laut, ein Schrei, irgendetwas kreischt, ein Tier, das unter ein Auto geraten ist und nun mitgeschleift wird. Es ist das schrecklichste Geräusch, das ich je gehört habe.

Ich renne hinaus und sehe Mrs. Verver in der Tür stehen, die Hände vor den Mund geschlagen.

Sie sieht zur Straße, und ich folge ihrem Blick.

Es ist unheimlich, die Dunkelheit vor der Dämmerung undurchdringlich, um die Straßenlaternen schwirren Motten und Käfer, und meine Augen gewöhnen sich nur langsam daran. Ich kann nicht erkennen, warum Mrs. Verver so schreit, bis ich es auf einmal doch sehe.

Bis die gespenstische Gestalt in den Lichtkegel einer Laterne humpelt.

Ein Geist mit weißen Beinen und blauen Fußballshorts.

Jetzt renne ich, meine sommerharten Fußsohlen trommeln auf den glitzernden Asphalt, wie bei dem Spiel, das wir als Kinder gespielt haben.

Ich kann unseren Singsang fast hören, *zehn Uhr, elf Uhr, zwölf Uhr, Mitternacht! MORD!*

Und ich will schreien, meine Lunge explodiert, *Home Base, Evie! Hier, Evie! Es ist hier, du musst nur die Tür berühren, den Rasen, den Bordstein! Glaub mir, es ist hier!*

Ich höre mich schreien.

Ich schreie, und ich kann nicht aufhören.

Ich renne, renne, meine Arme holen weit aus.

Ich bin fast da, fast da, nur noch ein paar Meter entfernt von dem Lichtklecks unter der Laterne, als mich auf einmal jemand festhält, und es ist Mrs. Verver, ihre Arme stoßen mich zur Seite.

Ich falle fast hintenüber, fange mich aber wieder.

Ich presse mir die Hand aufs Herz, als Mrs. Verver die geisterhafte Gestalt in die Arme nimmt.

Und ich betrachte die Leere im Gesicht des Geists.

Eine Leere, die mir durch und durch geht.

Aber das ist doch nicht Evie, sage ich mir, und denke: Das ist ein Traum, und das ist ein Geist, ein Phantom. Ein Trick.

Es ist kein Traum, aber es kann auch nicht Evie sein.

Ich starre die hellblonden Haare an, die ihr strähnig ins Gesicht hängen, ihre seltsame Textur, wie weiche Watte.

Das fremde Sweatshirt, graues Fleece, an den Ärmeln zerrissen.

Diese seltsame Röte in ihrem Gesicht, und wie steif ihre Arme herunterhängen. Ihre Finger, die Nägel eingerissen und blutunterlaufen.

Mrs. Verver, sie schluchzt und kniet auf dem Boden und hält das Mädchen fest, hat ihm die Arme um die Taille geschlungen, und das Mädchen sieht erschreckt aus, verunsichert. Sie dreht den Kopf und sieht mich an, ihr Kopf wackelt ein wenig, wie der einer Puppe.

Sie sieht mich an, und ich sehe sie an.

Die Augen, diese Augen wie Ölflecken in einer Regenpfütze. Diese Augen, die ich besser kenne als meine eigenen. Diese Augen, die auf mir ruhen und sich in mich hineinbohren.

Oh, Evie.

Oh, Evie.

Ein warmes Gefühl steigt in mir auf.

Ich lächle.

Ich berühre mein Gesicht mit den Händen, betaste meine Wangen, und tatsächlich, es ist ein Lächeln.

Das ist wahrscheinlich das seltsamste Lächeln der Welt, aber es hört gar nicht mehr auf, und ich schüttele den Kopf und lächle und kann nicht aufhören.

Und sie sieht mich an und etwas bewegt sich in ihr, der Anflug eines Grinsens, und ich greife danach.

Ich greife wortwörtlich mit der Hand danach, nach ihrem erhitzten Gesicht unter meinen Fingern.

»Evie«, sage ich. Ich sage: »Evie.«

Mrs. Verver hebt sie hoch, obwohl sie selbst nicht viel größer ist als Evie. Sie nimmt sie auf den Arm und will sie ins Haus tragen, da kommt Mr. Verver auf uns zugerannt.

Ich bleibe stehen und halte mir die Augen zu.

Ich weiß nicht, wieso, aber ich kann nicht hinsehen.

Als ich die Augen wieder aufmache, ist Mr. Verver schon zwanzig Meter vor mir, er trägt sie jetzt, er hat Evie auf dem Arm wie damals, als sie sechs Jahre alt war und Dusty sie zu sehr geschubst hat und sie vom Klettergerüst gefallen ist.

Er trägt sie, und ich gehe mit einigem Abstand hinterher, und Mrs. Verver läuft neben ihm her und versucht Schritt zu halten. Sie greift nach ihr, kratzt an seinem Arm, fährt ihr über die komischen blonden Haare.

Ich folge ihnen die Straße hinunter und bleibe auf dem Gehweg vor ihrem Haus stehen.

Dusty steht auf der Veranda, das Gesicht hinter ihren wuschligen Haaren versteckt.

Ich sehe zu, wie es passiert.

Sehe dem wippenden blonden Schopf zu, den blassen Beinen, die wie kahle Äste baumeln. Ich sehe zu, wie Dusty zurücktaumelt, und Mr. Verver sich an ihr vorbeischiebt, sich an allem vorbeischiebt und Evie wie eine Braut über die Schwelle trägt.

Ich sehe sie alle in der Dunkelheit ihres Hauses verschwinden.

Ich sehe, wie Dusty herumwirbelt, ihr Gesicht rot und entgleist, und die Tür hinter ihnen schließt.

Ich stehe dort, glaube ich, noch eine ganze Weile, warte darauf, dass sich mein Herzschlag beruhigt, warte darauf, wieder zu Atem zu kommen. Warte noch auf etwas anderes, aber es kommt nicht.

»In ein paar Stunden fahre ich dich zum Krankenhaus«, sagt meine Mutter. »Erst mal brauchen sie ein bisschen Zeit.«

Wir stehen auf unserer Veranda, meine Füße sind taufeucht.

Die Schlaflosigkeit macht mir nichts aus, ich fühle mich so wach wie nie zuvor, und der leichte Nebel im Morgengrauen ist genau richtig.

»Okay«, sage ich, habe aber nicht vor zu warten. Sobald sie hochgeht und duscht, werde ich mich aufs Fahrrad setzen und die drei Meilen zum Krankenhaus fahren.

»Lizzie«, sagt sie, und legt mir die Hand auf die Schulter. »Ich ...« Ihre Stimme wird schwach und bricht ab. »Ich glaube, ich habe einfach nicht mehr daran geglaubt.«

Ich lasse meinen Fuß vor und zurück über den Beton schrammen, es brennt herrlich, ich fühle mich lebendig.

»Ich glaube, ich bin davon ausgegangen, dass sie nicht mehr wiederkommt«, sagt meine Mutter, legt mir den Arm um die Schulter und drückt mich an sich.

»Weiß ich«, sage ich. Warum sollte ich zugeben, dass ich das auch mal gedacht habe?

»Irgendwie«, fängt sie wieder an, und ihre Worte klingen fremd, wie im Halbschlaf, als ob sie etwas sagt, das sie sonst nie aussprechen würde, »irgendwie habe ich immer damit gerechnet, dass ihnen so etwas passiert. Den Ververs.«

»Was meinst du?«, frage ich schroff.

»Ich weiß auch nicht, sie haben so was ...« Sie wird fast rot, als ob sie nackt überrascht worden wäre. Sie kann mich nicht richtig ansehen.

»Ich weiß auch nicht. Als ob irgendwann einfach was kaputtgehen musste. Das konnte ja nur eine bestimmte Zeit gut gehen, dann musste etwas zerbrechen.«

»Das ist doch Quatsch«, sage ich und ignoriere das kurze Zucken in mir. »Echt Quatsch.«

Ich trete in die Pedale, so schnell ich kann, die Fahrt zum Krankenhaus ist atemlos, alles verschwimmt, meine Lunge schmerzt.

Ich muss immer wieder an das Silberblond von Evies Haaren denken, ihre erschrockenen, wissenden Augen.

War sie es überhaupt?

War das wirklich Evie, die da zurückgekehrt ist?

Oder habe ich das nur geträumt, es durch Wünschen und Sehnen heraufbeschworen?

Die ungewohnte, unheimliche Leere der feuchten Straßen und der metallische Geruch des frühen Morgens geben mir das Gefühl, ich wäre vergessen, aus der Welt gewischt worden.

Als ich durch die Schiebetür gehe, fürchte ich geradezu, dass mich niemand erkennen wird. Dass ich durch die Flure gehe, an sämtlichen Ververs vorbei, als wäre ich unsichtbar, ein flüchtiger Schatten.

Es dauert jedoch nur Sekunden, bis Mr. Verver mich entdeckt, er sieht mitgenommen aus und kämpft mit Formularen und seinem Handy und Dusty, die sich an ihn klammert und sich die Haare rauft.

Er strahlt so, dass es mich fast blendet.

Die Bartstoppeln, Schmutzstreifen auf seiner Hose, sein erhitztes, gerötetes Gesicht, das ist alles egal, er kümmert sich nicht darum.

Er ist wieder heil.

Wir haben ihn wieder heil gemacht, denke ich, und wundere mich dann über das »wir«.

Ich war das, ich, ich.

»Lizzie ist da!«, sagt er, drückt sich das Klemmbrett mit den Formularen an die Brust, ans Herz, wie einen Ritterschild, und Dusty dreht sich zu mir um, und ihr Blick ist so undurchschaubar wie immer.

Mich trifft kurz der Gedanke, was sie wohl gerade fühlt, aber dafür habe ich jetzt keine Zeit. Ich habe keine Zeit.

Ich renne auf Mr. Verver zu, der die Hände nach mir ausstreckt und mich halb umarmt, in der Rechten immer noch das Klemmbrett, das mir gegen den Kopf schlägt.

»Oh Lizzie«, sagt er. »Lizzie, sie ist wieder da. Sie ist wieder da, und es geht ihr gut.«

Ich glaube, das sagt er, aber ich bin mir nicht sicher. Die nächsten Minuten sind ein einziges Durcheinander, und er erzählt mir alles Mögliche und sagt, dass Mrs. Verver Evie nicht von der Seite weicht, und dass sie noch ein paar Untersuchungen machen, aber dass alles gut ist, und dass Evie stark ist, und dass es Evie gut geht.

»Es geht ihr gut«, stimmt Dusty ein. »Es geht ihr super, und alles ist vorbei. Es ist zu Ende. Sie ist wieder da, und es ist vorbei.«

Sie sagt es in diesem barschen Tonfall, in dem sie immer mit mir redet, und mit ihrer Mutter, mit jedem außer ihrem Vater.

Aber es wirkt falsch, und ich muss die ganze Zeit an das denken, was sie zu mir gesagt hat, an das, was Dusty weiß, oder was sie zu wissen glaubt.

Ach Lizzie, sie wusste es. Sie wusste, dass er sie holen würde.

Mr. Verver legt das Klemmbrett beiseite, sein Handy, alles, was er in der Hand hatte, und legt Dusty die Hände auf die Schultern.

Er spielt mit ihren Haaren.

Sie sieht erwartungsvoll zu ihm hinauf. Ich sehe ihr an, wie sehr sie auf ein Geschenk wartet, irgendein Geschenk, diese Art Geschenk, die er immer so freigebig verteilt.

Oh, ich sehe es ihr an. Sie denkt: *Jetzt wird vielleicht alles wieder, wie es war, jetzt wird vielleicht alles wieder wie früher.*

Wie sie dasteht, ihn so offen ansieht, wie sonst niemanden – ich denke auf einmal, ich sollte mich abwenden. Ich habe das Gefühl, etwas zu sehen, das niemand sehen sollte. Wie ein Kribbeln am Hals, als wäre da etwas, das ich abschütteln muss.

Sie wartet auf ihn, wippt auf und ab, und was sie bekommt, ist:

»Vielleicht solltest du nach Hause gehen.«

Die frohe Erwartung verschwindet von ihrem Gesicht.

Er wirft mir einen kurzen Blick zu, und sie sieht es.

Ein Staffelholz wurde weitergegeben, von ihr zu mir, obwohl sie das gar nicht wollte. Obwohl sie es noch fest umklammert hielt.

Ihre Adleraugen blicken mich an, sehen durch meine Kleidung, meine Haut, mein alles.

Sie sieht direkt in mein Innerstes. Ich verstehe es nicht ganz, aber es ist, als würde sie etwas in mir sehen, und in ihm, das ich selbst noch nicht sehe.

»Ich fahre wieder zu Nana«, murmelt sie und streckt die Hand nach ihrer Tasche aus.

»Dusty«, sagt er, runzelt die Stirn, legt ihr den Arm um die Schultern.

»Lass mich«, sagt sie, ruppig, sie zuckt zurück, ihr Arm geht nach oben, als wollte sie ihn abwehren, als ob sie auf dem Spielfeld wären und er hätte den Schläger zu hoch genommen.

Sie nimmt das Klemmbrett. Einen verrückten Moment lang glaube ich, dass sie es durch die Gegend werfen will.

Er tritt einen Schritt auf sie zu.

»Lass mich, lass mich, lass mich«, sagt sie, ihr Kopf ruckt vor und zurück.

Verwundert steht Mr. Verver da, die Hände in der Luft wie bei einem Überfall.

»Ich will sie nicht sehen«, sagt Dusty. »Ich will hier nicht sein. Ich kann nicht.«

Sie drückt mir das Klemmbrett in die Hand, macht auf dem Absatz kehrt, und schon ist sie weg.

Mr. Verver schüttelt den Kopf. Schüttelt den Kopf und sieht mich an.

Ich spiele am Klemmbrett herum und weiß nicht, was ich sagen soll.

Er dreht sich um und sieht an die Decke. Dann sagt er: »Bis vor ein paar Wochen wollte sie nie mehr als eine Stunde dort verbringen.«

Es dauert einen Moment, bis ich begreife, dass er von ihren Großeltern redet. Komisch, dass er darüber nachdenkt, wo sie hin will, und nicht darüber, wie sie sich ihm gerade gezeigt hat. Was sie gezeigt hat.

»Sie konnte das Rosenparfum nicht leiden«, sagt er, »und dass der Staubsauger den ganzen Tag an war.«

Ich nicke.

»Aber wahrscheinlich ist das alles einfach zu viel für sie«, sagt er. »Es nimmt einen ganz schön mit.«

Er sieht mich immer noch an.

Er wirkt überwältigt, von allem. Ich würde ihn gern davor beschützen.

Detective Thernstrom und Mr. Verver unterhalten sich in einer Ecke. Alles ist voller Polizisten, und alles knistert irgendwie.

Ich frage mich, wer mir erzählen wird, was eigentlich passiert ist. Wie ist sie zurückgekommen? Und woher? Wo ist Mr. Shaw? Und dann denke ich insgeheim, dass jetzt auch meine ganzen Lügen aufliegen werden.

Irgendwie bringe ich es nicht fertig, Mr. Verver zu fragen. Die Sache mit Dusty scheint ihn aber nicht weiter zu beschäftigen. Er hat es einfach so abgeschüttelt. Um uns herum fliegen die Funken, überall Angst und Erleichterung.

»Sie kann im Moment mit niemandem reden«, sagt Mr. Verver, als der Detective gegangen ist. »Sie haben sie mit Medikamenten vollgestopft. Aber es geht ihr gut. Es geht ihr gut. Ach Lizzie, wenn du sie sehen könntest.«

Ich habe sie gesehen, würde ich gern sagen. *Ich habe alles gesehen*.

»Die Polizei ... Haben sie ...«, setze ich an.

»Sie wissen noch nicht alles«, sagt er. »Er ist wieder abgehauen. Du hast ja gesehen ... Er hat ihr die Haare gefärbt.«

Wir lassen diesen Gedanken zwischen uns im Raum stehen. Ich empfinde ihn als Stechen in der Brust.

»Er hätte das durchgezogen«, fügt er hastig hinzu. »Soviel wir wissen, konnte sie ... ihm entkommen. Eine Kellnerin im Donutladen auf der Fall Road sagt, sie hat ein Mädchen aus einem Auto steigen und in den Wald gehen sehen. Sie muss ihm irgendwie entkommen sein und ist nach Hause gelaufen. Vier Meilen.«

Mein Kopf ist voller Fragen. Das kommt mir alles so seltsam und unrealistisch vor.

»Und sie wissen nicht, wo er ist?«

»Nein«, sagt er so schnell, als ob er schon den Gedanken nicht erträgt. »Noch nicht.« Er zögert. »Aber sie ist nach Hause gekommen, Lizzie. Sie hat es nach Hause geschafft. Sie hat sich nach Hause durchgekämpft.«

Seine Worte klingen groß und wie im Film, und ich würde mich gern unter ihnen zusammenkuscheln. Aber es fühlt sich nicht richtig an. Nichts davon. Und es fühlt sich auch überhaupt nicht an, als ob es zu Ende wäre.

19.

Es gibt nichts zu tun. Mr. Verver ist bei Evie drin, und ich weiß, ich sollte nach Hause gehen, aber in mir hallt ein komischer, hohler Ton, und ich streife durch die Krankenhausflure, lasse mein Fahrradschloss an der Wand entlangschleifen und starre traurig auf die ganze Keimfreiheit und Krankheit.

Was dann passiert, ist irgendwie seltsam, ein Mann guckt mich an, als ich einen langen Flur mit lauter Postkarten an langen schwarzen Brettern entlanggehe.

Er lehnt am Tresen der Krankenschwestern, als würde er auf mich warten.

Ich überlege, ob ich irgendwie Ärger kriege, also werde ich langsamer, und als ich ein paar abgenutzte pastellfarbene Stühle sehe, setze ich mich auf einen, als hätte ich einen Grund, hier zu sein.

Da kommt der Mann auf mich zu, und ich fürchte mich, bis ich sehe, dass es Dr. Aiken ist, im weißen Kittel und allem.

Ich erinnere mich an seine sanfte Stimme, die ich am Abend zuvor durch die Wand gehört habe, und wie sie mich beruhigt hat. Er strahlt irgendwie so eine Ruhe aus, jedenfalls wirkt es so auf mich. Bei all dem Chaos, das er verursacht, dass er bei uns durchs Gebüsch kriecht und in der Küche herumrutscht, hat er doch etwas Beruhigendes. Angenehmes.

»Lizzie«, sagt er. »Das habe ich mir schon gedacht.«

»Arbeiten Sie hier?«, frage ich, weil ich dachte, er hätte eine eigene Praxis.

»Unter anderem, ja.«

»Oh«, sage ich und stelle fest, dass er eine neue Brille hat, mit einem ganz dünnen Drahtgestell. Solche hat Mum immer für Dad ausgesucht. »Ich bin wegen Evie hier.«

»Ja«, sagt er vorsichtig. »Sie wird schon wieder.«

»Was ist denn passiert?«, frage ich mit piepsiger Stimme, als müsste ich gleich weinen. Ich bin selbst erstaunt, wie das klingt. »Was hat er ... ist sie ...«

Es gibt zu viele Wörter, und keins kommt mir richtig vor, keins scheint alles ausdrücken zu können.

»Sie wird wieder«, sagt er. »Keine Sorge.«

Dann dreht er sich schnell um und sieht zur Uhr.

»Ich glaube, sie entlassen sie heute noch«, sagt er und sieht immer noch zur Uhr. Wahrscheinlich ist er zu nervös, um mich anzusehen. Er weiß nicht, was er sagen soll. Es kommt mir auch so vor, als täte ich ihm leid. Warum auch immer.

Meine Mutter fährt mich nach Hause, mein Fahrrad im Kofferraum. Sie ist jetzt richtig wach, nicht so wie vorhin, und sie ist sauer, aber was für Sorgen kann sie sich schon gemacht haben? Wo sollte ich denn sonst sein?

»Ich habe deinen Freund gesehen«, sage ich.

»Meinen Freund«, sagt sie, den Blick auf die Straße gerichtet.

Ich warte und warte, aber mehr sagt sie nicht, als wäre sie an dem Wort kleben geblieben und käme nicht mehr davon los.

Als wir ins Haus kommen, klingelt das Telefon. Es ist Tara Leary, und ich weiß, sie will Neuigkeiten austauschen. Sie sagt, ich soll mich bei Kelli zu Hause mit ihr und Joannie treffen. Sie seien schon da, und sie wisse alles.

»Das glaube ich kaum«, sage ich, aber natürlich will ich es auch wissen. Aber ich will es nicht von Tara erfahren. Ich will nichts davon aus Taras zuckersüßem Mündchen hören.

»Geh schon«, sagt meine Mutter und lässt sich an den Küchentisch fallen.

»Mach's dir nett mit deinen Freundinnen.«

Sie besteht darauf, mich hinzufahren, obwohl es nur sechs Blocks weit ist.

»Ruf mich an, wenn ihr fertig seid«, sagt sie. »Viel Spaß.«

Ich frage mich, ob sie überhaupt irgendwas kapiert.

»Hast du gehört«, sagt Tara entschlossen. Sie kann sich kaum zurückhalten. Wir sitzen dicht zusammengedrängt auf dem Sofa im kleinen Wohnzimmer und trinken mit Strohhalmen kalte Orangenlimo aus Dosen. »Er hat sie am Straßenrand abgesetzt.«

»Sie ist abgehauen«, sage ich. »Sie ist geflohen. Aus dem Auto gesprungen.«

»Quatsch«, sagt Tara. »Die Kellnerin bei Dawn Donuts hat den Wagen auf dem Parkplatz gesehen. Sie haben da zehn Minuten gestanden, und dann ist Evie ausgestiegen. Und er ist abgedüst wie ein Bankräuber.«

»Nein.« Ich schüttele den Kopf. »Warum sollte er sie einfach da absetzen, nach allem?«

In Gedanken gehe ich zurück zu den herrlichen ersten Tagen nach Evies Verschwinden. Den Tagen, in denen die Schwere und die Schönheit dieser Liebe mich umhaueten. Eine solche Liebe wie die von Mr. Shaw zu Evie, eine Liebe, so groß, dass er nicht dagegen ankam, dass sie sie beide verschlang.

»Weil er mit ihr fertig war, Lizzie«, sagt Joannie schnell und ungeduldig. »Er war mit ihr fertig, das war's. Er hat sie aufgebraucht.«

»Glaube ich nicht«, sage ich. »Das hört doch nicht einfach auf.«

Alle drei gucken mich an, sie haben alle die gleiche Sonnenbräune. Sie gucken mich an und glauben, sie wüssten alles auf der Welt.

»Was hast du denn gedacht«, sagt Joannie, »dass er sie heiratet?«

»Romeo und Julia«, quakt Kelli.

»Willst du den Rest noch hören oder nicht?«, fragt Tara und hüpfte fast auf ihrem Platz herum.

Ich weiß, was kommt. Ich weiß es, weil Taras Lippen so glänzen und ihr ganzer Körper bebt.

Jetzt kommt der Teil, auf den ich die ganze Zeit gewartet habe, voller Angst und Inbrunst.

»Sie haben sie gynäkologisch untersucht«, sagt Tara, lässt sich in die Sofakissen sinken und sieht uns an.

Kelli windet sich.

»Sie haben diese ganzen Untersuchungen gemacht«, sagt Tara, als würde sie einen Bericht vorlesen. »Tripper, Syphilis, Herpes und Schwangerschaft. Bestimmt auch Aids.«

Wie auf dem Poster in Gesundheitslehre. Das mit den großen, roten Buchstaben, lang gestreckt und beängstigend: Jeder kann sich mit HIV infizieren. Schützen Sie sich.

Ich stelle mir Evie auf einem weißen Laken vor, eine Reihe von Sonden wie eine Stahlklaue zwischen ihren Beinen. Mir wird schlecht.

Tara trinkt genüsslich Limo. Dann sagt sie: »Sie ist sauber.«

Joannie sackt an der Wand ein bisschen zusammen.

»Aber im Vertrauen, Mädels«, sagt Tara und stülpt die Lippen über den Strohhalm, »er hat es getan. Alles.«

»Was hat er getan?«, frage ich und beiße die Zähne zusammen.

»Er hat sie in zwei Teile gerissen«, sagt sie mit einem wissenden Nicken, und ich würde ihr am liebsten eine scheuern.

»Er hat sie ...«, sagt Kelli mit dünner Stimme, und ihr bleibt der Mund offen. »Er hat ...«

»Wahrscheinlich fünfmal am Tag«, sagt Tara. »Unten alles aufgerissen.«

Sie lässt sich zurückfallen und wackelt mit den Fingern über ihrem Unterleib. Meine Haut kribbelt, und mir wird kalt.

»Aber ihr geht's gut«, sage ich und frage mich, woher Tara das alles weiß. Kann das sein?

Tara verdreht die Augen. »Wie gut soll's ihr schon gehen? Er hat sie zerstört.«

Wie sie das sagt, klingt es altmodisch, wie aus einem alten Buch, so ein großes, gebundenes Buch, wie meine Großmutter sie liest, mit Rosen und Silberschrift auf dem Cover, oder aus einem Schwarz-Weiß-Film, in dem die Frauen alle mit so hohen, eleganten Stimmen sprechen und am Ende einer Szene immer Klaviermusik aufbrandet.

Aber es klingt auch wahr. Es klingt wahr.

Evie bleibt zwei Tage im Krankenhaus. Viel länger als es zuerst hieß.

Meine Mutter meint, wahrscheinlich ist es, weil sie mit »den emotionalen Folgen« zu kämpfen hat, aber die Zeit scheint zu kriechen.

Ich soll das Haus nicht verlassen, niemand weiß, wie er sich verhalten soll. Müssen Eltern sich vor dem flüchtigen Mr. Shaw fürchten? Gibt es einen Grund, sich zu fürchten? Am zweiten Tag sorgt meine Mutter dafür, dass Ted mich mit zur Arbeit nimmt, und ich sitze im klimatisierten Clubhaus und sehe ihm dabei zu, wie er in der Sommerhitze Zweige aus den Bäumen schneidet.

Wir essen zusammen in der Personalkantine zu Mittag, ziehen Cellophanfolie von pappigen Thunfischsandwichs.

Ich kann nichts essen, Ted isst beide Sandwichs und zwei Bananen und trinkt eine Tüte Milch.

Ich frage ihn, was er glaubt, warum Evie noch im Krankenhaus ist.

Er zuckt die Achseln, dann breitet er die Arme aus. Sie sind voller kleiner Schnitte von den Zweigen, wie auf einem Heiligenbild. Das erinnert mich an etwas.

»Wahrscheinlich müssen sie sie erst wieder zusammennähen«, sagt er, sein Blick gleitet an mir vorbei zu den Mädchen im Pool auf der anderen Seite der Scheibe. Diesen Sommer haben sie alle diese Bikinis mit Perlen am Ende der Schnüre. Sie klicken beim Gehen.

Er beobachtet sie, und ich kann nur an Evie und eine lange Nadel denken, wie bei Schwester Stang. Aber da unten. Da unten.

»Zusammennähen«, flüstere ich kaum hörbar.

»Jo«, sagt Ted und sieht mich wieder an. Er nimmt ein Stück Frischhaltefolie, noch mit Mayonnaise verschmiert, und zieht es straff.

»Halt mal«, sagt er.

Ich nehme es und ziehe die Folie stramm.

»So ist das«, sagt er und bohrt den Finger hindurch. Ein fieses Loch, geradewegs durch die Folie.

»Da werden sie sie wieder zusammenflicken«, sagt er und zupft sich die Folienreste von den Fingern. »Sie wird schon wieder.«

Aber die haben doch alle nicht recht. Das kann nicht sein. Weil ich es weiß. Weil Dusty es auch gesagt hat, auch wenn sie es nicht versteht.

Mr. Shaw hat gewartet, gehofft und sich in Evies nächtliches Zimmer geträumt, und das hat er alles nicht getan, um ihr wehzutun, sondern um allen Schmerz der Welt zu lindern.

Nacht für Nacht stand Evie am Fenster, die Hand an der Scheibe, und schaute zu dem Birnbaum im dunklen Garten hinunter. Und sah ihn dort.

Evie hat Mr. Shaws Liebe gespürt, und welches Mädchen würde dieser Liebe nicht früher oder später nachgeben, und ihren sanften Versprechungen? Ein Mann, der dreimal so alt ist wie sie, der die Welt gesehen hat und sich auskennt, und der vor allem weiß, dass sie das wundervollste Mädchen von allen ist? Sie ist ihm alles, und er gibt für sie sein Leben auf. Er gibt es auf, weil nur ein Blick von ihr ihn heilen kann, ihn retten kann. Sie hat diese Macht. Welches Mädchen hätte diese Macht nicht gern?

Es ist sieben Uhr abends, und die Ververs sind endlich zu Hause. Mr. Verver ruft meine Mutter an und sagt, wenn ich rüberkommen und Evie besuchen wollte, dann würde er sich sehr freuen.

Meine Mutter sagt, ich soll warten, bis sie Brownies gebacken hat, aus der Backmischung, die seit Halloween auf dem Kühlschrank steht.

Ich bringe sie in der schweren Glasform rüber. Mrs. Verver macht auf und hält mir mit dem Fuß die Tür auf.

»Hi, Lizzie«, sagt sie mit kratziger Stimme.

Es ist so ungewohnt, sie zu sehen, dass ich gar nicht weiß, was ich sagen soll.

»Hi«, bringe ich heraus und reiche ihr die Glasform.

Sie nimmt sie in ihre knöchigen Hände, und wir sehen beide auf die Brownies hinunter, ihre Oberfläche ist rissig wie aufplatzender Putz.

»Wie geht's ...«, sage ich, und höre dann einfach auf. Mein Blick gleitet zur Treppe hinter ihr, dem flauschigen blauen Teppich, den ich so gut kenne. Zwei Türen bis zu Evies Zimmer.

Als ich mich wieder Mrs. Verver zuwende, ist sie schon auf halbem Weg in die Küche.

Wir sind dir sehr dankbar, glaube ich sie murmeln zu hören, die Stille des Hauses verschluckt ihre Stimme.

Ich setze den Fuß auf die unterste Treppenstufe. Das Haus ist so still. Ich höre, wie Mrs. Verver die Glasform auf die Küchenarbeitsplatte stellt.

Ob Mr. Verver da ist? Er ist bestimmt wieder bei der Polizei.

Ich hole tief Luft und krieche die Treppe hinauf.

Alle Türen sind geschlossen, ich stehe vor Evies.

Ich stehe da, mein Fuß schlüpft aus dem Flipflop, meine Zehen spielen mit dem Teppich. Ich stehe da und ich stehe da und ich stehe da, mein Herz donnert wie eine Kanone. Es bringt die Wände des Hauses zum Wackeln. Als könnte es das ganze Haus niederreißen.

Ich klopfe.

»Ja«, sagt eine Stimme, und, mein Gott, es ist wie schon tausendmal und wie noch nie zuvor.

Das ist der Teil, den man sich nicht vorstellen kann. Wenn ich zögere, werde ich es nicht mehr fertigbringen, der Moment wird zu groß, der größte meines Lebens.

Ich mache die Tür auf.

Ich mache die Tür auf, und dabei blitzen alle möglichen Bilder hektisch in meinem Kopf auf, irgendwie erwarte ich eine Szene wie in den Büchern über »Wahre Verbrechen« in der Drogerie. Ich rechne damit, Evie ausgebreitet daliegen zu sehen, blutige Laken und Thermometer und Damenbinden und Wattebäusche und mit diesem Geruch von gefallenem Mädchen in der Luft.

Aber ich öffne die Tür und sehe nur das aufgeräumte Zimmer, das ich so gut kenne, das Fußball-Mobile bewegt sich sanft, das Bett ist ordentlich gemacht, die Ecken untergeschlagen, die Gelenkleuchte über dem Schreibtisch.

Und Evie.

Nicht mehr der Geist, die Spukgestalt.

Evie, die sich über den Schreibtisch beugt, einen Bleistift in der Hand, der rosa Radiergummi hüpfte beim Schreiben auf und ab.

Wenn ihre Haare nicht so fremd wären, diese grellen weizenfarbenen Strähnen, die zu einem hohen Pferdeschwanz gebunden sind, könnte man meinen, es wäre überhaupt nichts geschehen.

»Ich muss so viel nachholen«, sagt sie und sieht dann zu mir. Sie trägt ihre alten Jeans aus der Grundschule und einen Pullover von Dusty, der ihr fast bis in die Knie hängt. »Aber wahrscheinlich versetzen sie mich trotzdem, wenn ich die letzten Arbeiten noch nachschreibe. Wann haben wir das mit den Polynomen gemacht?«

Einen Moment lang glaube ich, ich bin verrückt geworden. Oder sie.

Aber dann macht etwas in mir klick und geht zu, und ich schiebe alles Große und Wichtige beiseite. Ich habe das Gefühl, dass sie es so möchte, und plötzlich möchte ich es auch.

»Keine Ahnung«, sage ich, lasse mich auf ihr Bett sinken und tue so, als wäre es ein Tag wie jeder andere, irgendein Tag, an dem Evie wegen Grippe oder Magenschmerzen nicht in der Schule war.

»Ich kann mich nicht konzentrieren«, sagt sie und reibt sich mit dem Radiergummi am Ende des Bleistifts über die Unterlippe. »Sie haben mir so Pillen gegeben.«

»Tut es weh?«, frage ich und starre auf die blassen, gelblichen Flecken an ihrem Hals, die aussehen, als wäre sie sich mit Textmarker über die Kehle gefahren.

Sie spielt mit dem Bleistift herum. »Mir tut nichts weh«, sagt sie, und in ihrem Auge zuckt etwas, und ich will, dass es aufhört, ich will, dass wir weitermachen.

»Du siehst gut aus«, sage ich. »Für so'n Häufchen Elend.«

Sie grinst, und ich grinse zurück. Ich entspanne mich langsam, die Zeit wird zurückgedreht.

»Bestimmt darfst du jetzt essen, was du willst«, sage ich. »Und die ganze Nacht Fernseh gucken.«

Sie nickt und lächelt. »Keiner traut sich, auch nur Buh zu sagen«, sagt sie. »Keine Pflichten, kein Training, kein gar nichts. Als hätte ich Pfeiffersches Drüsenfieber.«

»Dann küss mich«, sage ich und trete ihr leicht vors Bein, »dann kann ich auch den ganzen Tag faul rumliegen.«

Sie sieht mich an und ihre Knöchel werden weiß um den Bleistift.

»Am liebsten würde ich sterben«, sagt sie. »Ich will sterben.«

Wir liegen auf ihrem Bett und starren an die Decke.

Die Grillen sind so laut, als wären sie bei uns im Zimmer, aber ich merke, dass sie sich freut, sie zu hören.

»Schlaf hier«, sagt sie, und ich sage Ja.

Sie steckt ihre Hand in meine, unsere Finger verschränken sich eng.

Ich warte darauf, dass sie erzählt.

Ich warte und warte.

Aber sie liegt nur da, atmet unregelmäßig, ihre Beine zucken, und sagt nichts.

Ich wache sehr früh auf, aber Evie ist schon weg.

Einen Sekundenbruchteil bin ich sicher, dass sie jetzt für immer weg ist.

Dann liege ich da, sehe zu ihrem Mobile und dem vertrauten feuchten Riss an der Decke hinauf und bekomme das Gefühl, mich in Evie hineingeträumt zu haben, und dass sie deswegen weg ist, weil ich hier bin, und wenn ich in den Spiegel gucke, werde ich ihr versteinertes Gesicht sehen.

Aber dann höre ich Wasser rauschen und entfernte Frauenstimmen. Ich ziehe meine Shorts an und gehe den Flur hinunter.

Durch die halb offene Badezimmertür sehe ich im Wasserdampf Mrs. Verver mit Küchenhandschuhen, an denen brauner Matsch klebt, die Packung mit dem Haarfärbemittel liegt aufgerissen auf dem Boden.

Evie ist auf den Knien, über die Badewanne gebeugt, das gebleichte Haar hängt ihr vor dem Gesicht wie Birkenrinde.

Ich stehe da, ganz still, eine Hand an der Wand, Wasser rinnt aus dem Wasserhahn, und ich sehe zu, wie Mrs. Verver, jetzt ebenfalls auf den Knien, das braune Zeug aus der Plastikflasche in Evies Haare schmiert. Evie bedeckt mit den Händen ihr Gesicht, ihre Augen, Mrs. Verver kauert hinter ihr und drückt sich an ihren Rücken.

Mrs. Ververs Körper erschauert, ich kann ihr Gesicht nicht sehen, weil es hinter Evies nassem Haar verschwindet, aber ich weiß, dass sie weint. Sie hält sich mit den braunen Matschhandschuhen an Evies Rücken fest und weint.

Das Wasser gurgelt immer weiter, Evie dreht den Kopf und sieht mich an, sieht mich an.

Sie sieht mich an, und ich sehe ihr Gesicht und die Erschöpfung darin. Die Erschöpfung von jemandem, der in ein paar Wochen ein Jahrhundert oder mehr gelebt hat, der alles gesehen hat und den nichts mehr überrascht.

Evies Gesicht ist voller Worte, und ich sehe, was sie sagt: *Mach, dass sie aufhört. Mach, dass sie aufhört. Warum hört sie nicht einfach auf?*

Wir verbringen den ganzen Tag zusammen, Evie und ich. Ich flechte ihr Zöpfe. Sie sind braun, aber nicht eviebraun, und sie fühlen sich immer noch komisch an, weich und fusselig wie Puppenhaare. Mit den geflochtenen Zöpfen sieht sie aber schon mehr wie Evie aus, und sie fühlt sich auch langsam wieder an wie Evie.

Mr. Verver fährt mit uns ins Schwimmbad. Er sagt immer wieder, dass er das eigentlich nicht darf, dass er Evie wieder zu ihrer Therapeutin bringen müsste, aber dass wir auch mal eine Pause brauchen, ein bisschen Spaß – oder etwa nicht? Wir nicken, beide, im Gleichtakt.

Er kann die ganze Fahrt über gar nicht aufhören zu reden, und Evie lächelt ihn an, so breit, dass man ihre Zähne sieht. Es ist, als könnte er gar nicht glauben, dass sie es wirklich ist, immer wieder dreht er sich zu ihr um und sieht nach, ob sie noch da ist. Sie lächelt so viel, dass mir schon das Gesicht wehtut. Ich kenne dieses Lächeln, es ist ein Passfotolächeln, ein Mannschaftsfotolächeln. Und ich weiß, dass Mr. Verver das auch sieht.

Er sagt, es wäre ihm lieber, wenn wir nicht durch die Damenumkleideräume zum Becken gehen. Es wäre ihm lieber, wenn wir einfach nicht duschen, auch wenn man das eigentlich nicht darf.

Auch gut. Wir werden so schon genug angestarrt, draußen am Becken. Nicht von allen, ich weiß. Sie können Evie ja gar nicht alle kennen, sie von den ganzen anderen sonnencremeglänzenden Mädchen unterscheiden. Aber es kommt mir so vor.

Das ist uns aber egal. Wir schwimmen auf unseren Luftmatratzen, unsere Haare saugen sich mit Chlor voll, unsere Haut schwitzt es aus. Ich schmiege das Gesicht an das Plastik, kühles Wasser sammelt sich in kleinen Pfützen, wo mein Kopf die Luftmatratze berührt. Ich strecke die Hand aus und ziehe mir den grünen Badeanzug ein Stück weiter über den Po, meine Haut darunter ist feucht.

Ich sehe zu Evie hinüber, ihre Augen sind hinter einer großen Sonnenbrille mit Zebamuster versteckt. Ihre Lippen sind leicht geöffnet. Ihr weißer Bikini strahlt in der Sonne. Sie liegt auf dem Bauch und treibt so vor sich hin. Ich kann nicht erkennen, ob sie mich ansieht oder schläft oder in Gedanken ist.

Ab und zu sehe ich zu Mr. Verver, der auf einem Liegestuhl sitzt und uns nicht aus den Augen lässt, nicht mal, um einen Blick in die Zeitung zu werfen.

Er beobachtet uns, und ich wette, er denkt, wir reden. Ich wette, er denkt, Evie erzählt mir alles. Aber Evie erzählt nichts.

Ich will, dass sie weiß, dass es okay ist. Dass sie mir alles erzählen kann und ich sie verstehe. Aber sobald man so was ausspricht, kommt es einem irgendwie nicht mehr wahr vor.

Schon nach einer Stunde müssen wir wieder gehen. Mr. Verver telefoniert und sagt immer wieder: »Ich weiß, ich weiß. Wir gehen ja schon. Ich wollte nur ... Ich wollte nur ...«

Mom, flüstert Evie mir lautlos zu.

Sie fragt Mr. Verver, ob wir jetzt in die Umkleiden gehen können, um zu duschen. Er sieht sie lange an, und ich weiß, dass er am liebsten Nein sagen würde, aber er sagt Ja.

Wir stehen zusammen unter der Gemeinschaftsdusche, schaumiges Shampoo fließt unsere Badeanzüge hinab und sammelt sich in unseren Gummisandalen.

Wir haben immer noch unsere Sonnenbrillen auf, weil es uns gefällt, wie wir damit aussehen, und wie die Welt dadurch aussieht, alles rosa.

Wir stehen da und lassen das Wasser an uns hinunterlaufen. Evie seufzt, sieht auf ihre Füße hinunter, auf die braunen Wirbel neben ihren Füßen, die Haarfarbe wäscht sich immer noch ein bisschen aus.

Sie sieht hinunter, starrt auf den Abfluss zu unseren Füßen. Mit der Sonnenbrille habe ich keine Ahnung, was sie denkt.

Auf dem Heimweg sitzen wir auf der Rückbank, und Mr. Verver redet wieder die ganze Zeit, wie vorhin. Über Pläne für den Sommer und Nachbarn, die ihr Haus lachsfarben gestrichen haben, und die Probespiele für die Aufnahme ins Hockeyteam. Er kann einfach nicht aufhören.

Langsam tut es weh, ihm zuzuhören.

Da beugt sich Evie plötzlich vor, sie hat immer noch die Sonnenbrille auf, und lehnt ihr Kinn an seine Kopfstütze und schmiegt ihre Wange an seine.

»Es tut mir leid, Dad«, sagt sie, ihre Stimme klingt kratzig und gehetzt. »Es tut mir leid.«

»Evie, ich ...«, sagt er erschrocken. Er versucht, sich zu ihr umzudrehen und sie anzusehen, aber die Ampel springt um, und Autos hupen, und unser Auto macht einen Satz nach vorn.

»Es tut mir leid«, sagt sie immer wieder, und ich weiß genau, was sie meint, auch wenn ich es nicht in Worte fassen könnte.

»Evie«, sagt er mit belegter Stimme, er streichelt sie, und das Auto kommt mir auf einmal winzig vor. Die Hand vorm Mund, wende ich mich ab, lege den Kopf ans Fenster und versuche, diesmal nicht zuzuhören.

»Schläfst du heute Nacht wieder hier, Lizzie?«, fragt Evie. »Ja?«

Und ich sage Ja. Meine Mutter sagt am Telefon: »Okay, noch eine Nacht.«

Aber ich denke, wie soll ich denn jemals Nein sagen?

Ich glaube, ich werde bleiben und bleiben und bleiben, bis sie mir alles erzählt. Irgendwann muss sie das tun.

Dieses Gefühl in der Nacht, alle Fenster geschlossen, die Klimaanlage rattert, die Bewegungsmelder klicken jedes Mal, wenn jemand an ihnen vorbeigeht, als wären wir in einem hohen Turm, bewaffnet und mit einem Burggraben drum herum und unangreifbar.

Die Leute von der Alarmanlagenfirma waren den ganzen Tag über da und haben die Anlage eingebaut, Löcher in die Wände gebohrt, Tests mit Piepsern und Sirenen und Lichtern gemacht.

Dusty ist immer noch bei ihren Großeltern. Ich würde Evie gern darauf ansprechen, sie fragen, was sie davon hält, so wie wir immer über Dusty spekuliert und uns die wildesten Dinge über sie ausgedacht haben. Aber irgendwie kann ich nicht. Ich nehme an, dass sie Dustys knisternde Wut spürt, und das könnte ihr wehtun, sehr sogar.

Evie starrt aus dem Fenster, die Finger an die Scheibe gepresst, der nagelneue Aufkleber der Sicherheitsfirma klebt daran.

Was sie wohl gerade denkt?

Ich stelle mir vor, dass sie denkt:

Als ob ihn eine Alarmanlage aufhalten könnte. Als ob irgendetwas diese Liebe, die so stark ist, aufhalten könnte. Wenn er mich zurückwill, wird ihn nichts aufhalten.

Aber ich kann nur raten. Sie dreht sich zu mir um und sieht mich an, eine Sphinx.

Abends im Bett male ich ihr mit dem Finger Buchstaben auf den Rücken, wie als wir noch klein waren. Irgendwie fühlen wir uns wieder wie Kinder, klein genug, um uns in winzige Nischen zu kuscheln.

Zuerst S-O-M-M-E-R.

Dann A-L-E-X, der Junge aus der Schule, in den Evie in der sechsten Klasse verliebt war, er hatte eine Gürtelschnalle, die man als Flaschenöffner benutzen konnte.

Dann male ich ein S, ein H, ein A, und ich höre sie tief einatmen, als ich ein W male.

»Nein«, flüstert sie, »Lizzie, nein.«

»Du kannst mir alles erzählen«, sage ich. Das habe ich noch nie zu ihr gesagt, und wenn man es sagen muss, kann es eigentlich nicht mehr stimmen.

Ich sehe zum Fenster und denke an Mr. Shaw dort draußen. Denke an all die Nächte, in denen er da draußen stand, als ich auch hier war, mit Evie gelacht habe, sie gekitzelt, mit ihr über Jungs geredet, ihr die Zöpfe aufgemacht habe, ihre Hand in meinen Haaren, und sie mir Zöpfe geflochten hat. Mr. Shaw. *Oh, Evie, erzähl es mir einfach. Erzähl es mir, damit ich es dir sagen kann. Damit ich dir zeigen kann, dass ich dich verstehe.*

»Evie, ich weiß, dass er dich liebt«, sage ich, die Worte sprudeln einfach so aus mir hervor, ich kann sie nicht aufhalten. »Er liebt dich.«

»Aber er denkt, ich bin jetzt ganz anders, oder?«, fragt sie, und klopft mir in die Handfläche.

Einen Moment lang bin ich verwirrt, dann merke ich, dass sie Mr. Verver meint.

»Nein.« Ich suche nach Worten. »Er denkt nicht, dass du anders bist. Er ist so froh. Er war total durch den Wind ohne dich. Er will nur, dass es dir gut geht.«

Ich höre mich reden und weiß genau, wie ich klinge. Wie eine Spionin. Eine Informantin. Bin ich wahrscheinlich auch. Ich will sie zu ihrem Vater zurückbringen. Das treibt mich um. Aber, sage ich mir, ich würde ihrem Vater nichts erzählen, von dem sie nicht will, dass er es erfährt. Nichts, von dem ich nicht auch wollen würde, dass er es weiß.

Und bin ich nicht diejenige, die es am meisten hören will? Warum erzählt sie es mir nicht? Ich würde es schon verstehen. Ich würde bestimmt alles verstehen.

»Denkst du daran, wie Mr. Shaw da draußen gestanden hat?«, versuche ich es erneut.

Es ist total verrückt, das zu sagen, aber ich sage es.

»Nein«, sagt Evie, und ihr Körper versteift sich so plötzlich, dass es mich erschreckt. »Warum fragst du so was?«

»Ich weiß nicht«, sage ich. »Tut mir leid.«

Es braucht dir nicht peinlich zu sein, würde ich gern sagen. Es braucht dir nicht peinlich zu sein, dass du zugelassen hast, dass er dich liebt und dass du ihn vielleicht auch geliebt hast, so ein bisschen.

»Er kommt nicht wieder, Lizzie«, sagt sie ganz schnell. Ihre Zähne klappern.
»Er kommt nicht wieder. Im Ernst, warum fragst du mich so etwas? Er kommt nicht wieder.«

»Okay«, sage ich schnell, »okay.« Ich lege ihr die Hand auf den Arm, sie hat eine Gänsehaut.

»Lizzie.« Sie schüttelt den Kopf. »Ich würde es dir gern erklären können.«

»Schon gut«, sage ich, aber innerlich bebe ich. Da ist etwas in ihrem Gesicht, sie wirkt so nervös, ihre Augen sind wie zwei Stecknadelköpfe.

Ich versuche, sie so zu halten, wie meine Mutter mich gehalten hat, als ich noch klein war und sie mich auf ihren Schoß gezogen hat, ihre Hand in meinen Haaren.

»Es ist vorbei«, sage ich. »Alles wird wieder wie früher.«

Es gibt Liebe, die ist so groß, dass sie einen zerstören kann, das sagt sie mir, auch wenn sie es nicht ausspricht und ich sie nicht dazu bringen kann, mit mir zu reden.

Was sind schon Jungs angesichts dieser unglaublichen Liebe, die einem das Herz zerdrückt?

Wie soll man sich da um Jungs scheren, ihr lautes Gequatsche auf den Schulfluren, ihre Suspensorien und ihre Pickel auf der Stirn, ihre langen Beine unterm Schulpult? Sie bestehen nur aus tanzenden Adamsäpfeln und Stimmbruch, und sie zerren an ihren Klamotten herum und boxen sich gegenseitig und schütten einem Eiswürfel in den Kragen und fassen einem unters T-Shirt. Was sollen sie einem schon bedeuten, angesichts der großen, umwerfenden, herzerreißenden, alles sprengenden Liebe eines Mannes, dessen Herz sich jede Nacht nach einem verzehrt?

Ist es das, was sie mir zu sagen versucht?

Das muss es sein. Ich fühle es. Sie fühlt es bestimmt auch.

Schließlich ist sie eingeschlafen, ich nicht, ich kann Mr. Verver unten im Keller hören. Durch die Lüftungsschlitze, ganz entfernt, höre ich den Plattenspieler scheppern.

Ich schlüpfe aus Evies Umarmung, ihr rechtes Bein lag auf mir, und schleiche mich leise die Treppe hinunter zur Kellertür.

Die Musik hat ein sanftes Tempo, ein langsames, unheimliches Lied mit leisen Gitarrenklängen und klagenden Stimmen.

Ich stehe oben an der Treppe und verliere den Mut, auch wenn ich nicht weiß, warum. »Mr. Verver?«, flüstere ich.

Er guckt um die Ecke und sieht zu mir herauf, eine grüne Bierflasche in der Hand, das Gesicht gerötet und gedankenverloren.

Er sieht überrascht aus, und dann auch wieder nicht. Und er lächelt und winkt mich hinunter.

Plötzlich wird mir bewusst, dass meine Beine nackt sind und nur in Tennissocken stecken, aber ich stolpere trotzdem die Treppe hinunter, und er macht eine »nur die Ruhe«-Geste, und wir müssen beide lachen.

Ich mache es mir auf dem Teppich gemütlich, breite den Stapel Platten wie Spielkarten vor mir aus und betrachte die Cover.

»Kannst du nicht schlafen?«, fragt er und setzt sich wieder in seinen Sessel.

»Nein«, sage ich.

»Auch mit der Alarmanlage, und obwohl die Polizei dauernd vorm Haus vorbeifährt«, sagt er und klopft auf die Tischplatte, »fällt es mir immer noch schwer, sie aus den Augen zu lassen.«

»Ich weiß«, sage ich.

»Es wird bestimmt besser, wenn sie erst mal anfängt ... zu erzählen. Und dann gibt es ja auch noch die Therapeutin. Aber ... hat sie dir immer noch nichts erzählt? Was er ... getan hat?«

»Nein«, muss ich sagen, und ich sehe ihm die Enttäuschung an.

Es ist alles so durcheinander in mir, ich will es so sehr wissen, und ich will so gern etwas finden, das ich ihm erzählen kann. Damit er sicher ist, dass es ihr gut geht und dass sie wieder da ist, dass sie wirklich wieder da ist und dass ihr nie wieder irgendwas Schlimmes passieren wird.

Sag mir, was ich hören will, sagt er. Gib mir, was ich brauche, Lizzie.

»Noch nicht«, füge ich hinzu. »Aber sie ist so froh, wieder zu Hause zu sein. Sie fühlt sich hier sicher. Froh und sicher.«

Sein Lächeln ist voller Zweifel und Fragen, aber breit, und mein Gesicht wird ganz warm, und wie ich da so auf dem Boden zu seinen Füßen sitze, würde ich mich am liebsten an seine Beine schmiegen und dort ankuscheln.

Wir schweigen eine Weile, Mr. Verver legt immer neue Platten auf und genießt sein Bier, und ich kriege immer noch nichts davon ab.

»Es ist spät«, sagt er. »Du solltest schlafen gehen.«

Ich nicke, aber er spricht weiter, also stehe ich vom Boden auf und setze mich in den Sessel neben ihm, und dann kommt ein neues Lied, und das ist fröhlicher, irgendwie großspurig, und es trifft mich irgendwo, mein Magen hüpfte, und zwar ziemlich.

»Ach Lizzie«, sagt er, »Thin Lizzie, hörst du diese Bassline? Ja? So was gibt's nicht auf Kasette. Ich glaube, so was gibt's nicht mal auf CD. Dieser Sound ist so cool, den kann man nicht brennen. Den fühlt man richtig, oder?«

Ich höre zu, aber es ist nicht leicht, weil dieses Lied, also, der Text ist laut und deutlich, der Sänger erzählt von verschiedenen Mädchen und davon, was diese Mädchen tun. Es wird viel geflucht, und der Rhythmus ist langsam und bedächtig, und Mr. Verver bemerkt den Text anscheinend gar nicht, bis er auf einmal innehält, und genau in dem Moment singt der Sänger darüber, dass schwarze Mädchen die ganze Nacht gefickt werden möchten.

Mr. Verver zuckt zusammen und sieht mich an, und ich werde sicher total rot, er kann die Hitze, die von meinem Gesicht ausgeht, bestimmt spüren.

Er lacht, und als er sein Bier vom Boden nimmt, erschreckt mich die Kälte an meinem Bein, und auf einmal muss ich auch lachen. Wir sehen uns an und lachen, ein seltsames, schrilles Lachen, und mir ist heiß und zittrig.

Wir lachen so sehr, dass ich den Stuhl unter mir kratzen höre, und ich schaue hinunter und sehe, dass meine Finger sein Handgelenk umfassen.

Ich spüre seinen Puls unter meinen Fingern. *Oh, wie es pocht, ich fühle es. Es pocht schnell, und mein Herz ...*

Ich schaue hinunter und sehe meine Finger dort.

Seine Hand liegt auf der Armlehne, und sie sind dort, mein Gott, sie sind dort, *meine Finger* sind um sein Handgelenk geschlossen.

Er sieht auch hinunter.

Dieser Sekundenbruchteil dauert ewig, und ich halte die Luft an.

Er tätschelt mir die Hand und lächelt, macht etwas ganz anderes daraus, nur für mich. Er macht etwas anderes daraus, etwas Harmloses, Unbedeutendes.

Das Lied ist zu Ende, ein neues Lied fängt an, und Mr. Verver redet davon, dass ich bald Tanzen gehen werde.

»Die Jungs werden um dich rumschwirren«, sagt er. »Aber hallo.«

»Ach, ich weiß nicht«, sage ich. »In der Schule gibt es niemanden, mit dem ich gern tanzen würde.«

Und er grinst und erzählt mir, wie er das erste Mal tanzen war, und dass er sich unbedingt trauen wollte, ein Mädchen namens Miranda Morton zum Tanzen aufzufordern, und wie hübsch sie war, die Haare hochgesteckt wie eine Ballerina. Aber er hat sich nicht getraut. Und dann hat sein Freund Toby sie stattdessen aufgefordert, und sie hat Ja gesagt.

Mr. Verver war rasend eifersüchtig, er sah sie im Stroboskoplicht zusammen tanzen und stellte sich vor, er wäre es, der Miranda Morton im Arm hielt, der ihr Handgelenk, zerbrechlich wie Glas, in der Hand hatte.

Während er zusah und sich das vorstellte, sah er sein Leben vor sich ablaufen – das sagt er wirklich, vor sich ablaufen, und er breitet die Arme aus –, ein könig-

liches Leben an der Seite von Miranda Morton. Ein Leben voller Schönheit und Wärme und goldener Tage.

Aber dann entdeckte er Mirandas Freundinnen, die in einer Ecke standen und sich kaputtlachten, und merkte, dass Miranda hinter Tobys Rücken die ganze Zeit die Augen verdrehte.

»Das werde ich nie vergessen«, sagt er und piekt mir mit dem Finger genau in die Rippen. »Wie grausam Frauen sein können.«

Immer wieder sticht er mir in die Rippen, während er das sagt, und ich muss einfach lachen. Aber sein Finger da, er ...

»Du verstehst also, Lizzie«, sagt er, »du musst mit den armen Kerlen tanzen. Du hast ja keine Ahnung, wie wichtig es ist, und was diese Tänze einem bedeuten. Du musst wiedergutmachen, was die Miranda Mortons dieser Welt anrichten.«

»Mache ich«, sage ich, und das meine ich auch so, auch wenn ich es nicht einmal richtig verstehe.

»Du tanzt mit ihnen«, sagt er und trinkt einen großen Schluck Bier, »und dann träumen sie noch wochenlang davon, monatelang, jahrelang. Jahrzehntelang. Sie spielen es in ihren fiebrigen kleinen Köpfen immer wieder durch.« Er sieht mich an. »Würde dir doch bestimmt gefallen.«

»Klar«, sage ich. *Klar*.

»Lizzie.« Sein Blick ist so warm, so warm, dass ich es bis in die Zehenspitzen spüre. »Du wirst reihenweise Herzen brechen, eins für jeden Finger und jeden Zeh.«

Er stößt mich mit dem Fuß an, und das löst ein Kribbeln in mir aus, dass mir die Luft wegbleibt.

»Aber denk immer daran«, sagt er und sieht mir in die Augen, »ich hab es dir als Erster gesagt. Ich war der Erste.«

Die Worte wummern in mir, hart und wild. Wie könnte ich das je vergessen? Als könnte ich das jemals vergessen.

»Ihr Mädchen wisst ja nicht, wie schwer das ist«, sagt er und lächelt wieder. »Das Auffordern, das Umwerben.«

Einfach so redet er plötzlich wieder mit mir wie mit einem Kind, als wäre ich eine kleine Pfadfinderin, die in seinem Keller das Leiterspiel spielt.

Bevor ich es verhindern kann, sind mir die Worte schon herausgerutscht.

»Ich weiß schon ein paar Dinge über Jungs.«

Er sieht mich an.

»Das kann ich mir vorstellen.«

»Ich weiß ein paar Dinge«, sage ich, und dann würde ich mich gerne in ein Mauseloch verkriechen.

»Na ja«, sagt er zögernd und betrachtet mich genau, als wollte er etwas herausfinden. »Vielleicht war es anders, als ich in eurem Alter war.«

Stille.

»Jetzt klinge ich wie ein alter Mann«, lacht er, aber es ist ein seltsames Lachen, und ich merke, dass er dringend das Thema wechseln will, ganz woandershin.

»Sie sind kein alter Mann«, antworte ich, schnell und zu laut. »Und ich weiß auch nicht, was ich damit gemeint habe. Ich weiß überhaupt nichts über Jungs. Männer. Überhaupt gar nichts.«

Er lächelt.

»Du weißt mehr, als du denkst«, sagt er, und dann wendet er sich schnell ab.

Es geht so schnell, dass ich es fast übersehe.

Aber sein Gesichtsausdruck, der Ausdruck war ... er war ...

Mich schaudert.

Und wir sitzen da und sitzen da, und es wird immer später, und die Musik verschluckt alles, und ich bin froh darüber.

Erst Stunden später komme ich darauf. Im Schlaf, in dieser Nacht.

Sein Gesichtsausdruck.

Er trug den Kummer der ganzen Welt im Gesicht, es war bis obenhin voll mit Kummer und Leid, und ich hasse mich dafür, dass ich das hervorgerufen habe.

Da war etwas, an das man nicht näher herantreten sollte, um es genauer zu betrachten, aber ich habe es getan und ihn dazu gebracht, es auch zu tun. Und er hat es getan und ...

Und jetzt ist etwas für immer verschwunden, und ich spüre den Verlust. Er erdrückt mich.

Als ich ins Bett zurückgehe, zucken Evies Lider, und sie regt sich.

Das Mondlicht taucht uns in bleiches Licht, ich sehe ihre Augen, weit aufgerissen und so weiß, dass sie mich versengen.

»Oh, Lizzie«, sagt sie. »Ich möchte es dir erzählen, ich möchte es dir so gern erzählen, aber ich kann nicht.«

»Warum nicht?«

Sie setzt sich auf, stützt sich auf die Ellbogen, sieht mich ernst an.

»Ich weiß nicht«, sagt sie, blinzelt langsam, betrachtet mich, ihre Augen sind so weiß. Und dann: »Irgendwie bist du nicht mehr die Lizzie von früher.«

»Was meinst du?« Mein Mund wird ganz trocken, ich weiß nicht genau, wieso. Sie schweigt.

»Bin ich wohl«, sage ich. »Warum kannst du es mir nicht erzählen?«

»Weil jetzt alles anders ist«, sagt sie. »Alles sieht irgendwie komisch aus. Aber ich glaube nicht, dass sich wirklich etwas verändert hat, ich habe es früher nur nicht gesehen. Die Puzzleteile sind einfach umgelegt worden.«

»Was soll das heißen?«, frage ich noch einmal, aber dann kommt mir ein Gedanke, *ich auf der Veranda mit Mr. Verver, wir lachen, ich wärme mich an seinem Blick. Ich sehe zu Evies dunklem Fenster hinauf, der Schatten des Mobiles, still und regungslos, und dort oben steht Dusty, wo Evie eigentlich sein sollte.*

Irgendetwas kribbelt in mir. Ich unterdrücke es. Es stimmt nicht. Es hat nichts zu bedeuten.

»Ich weiß selbst nicht, was ich meine«, sagt sie, ihre Finger schnappen nach mir, sie zieht mir an den Haaren. »Ich weiß es nicht.«

Ich sage gar nichts, ich kann nichts sagen.

Und sie sieht mich an, als wäre ich das Gespenst.

21.

Ich habe traumlos geschlafen, als wäre ich in ein endlos tiefes Loch gesunken. Ich war dankbar dafür.

Und dann das Geräusch, ein Geräusch, ein Feuerwerkskörper.

Es ist zwanzig vor sechs.

Evie bewegt sich, springt auf, rennt ans Fenster.

Sie schnappt kaum hörbar nach Luft, ich frage mich, was sie da sieht, aber mein Kopf ist noch nicht ganz wach, und ich kann mich nicht aus dem verknoteten Laken befreien.

Ich stolpere ans Fenster und kneife die Augen zusammen.

Der Birnbaum hinten im Garten, da liegt etwas drunter, etwas Schwarzes an den knorrigen Wurzeln.

Das ist ein Hund, denke ich, oder ein Müllsack. Was ist das Dunkle da?

In diesem Moment schieben wir schon das schwere Fenster hoch, unsere Ellbogen stoßen aneinander, unsere Gesichter sind ans Fliegengitter gedrückt.

Da sehe ich es.

Es ist ein Mensch.

Es ist ein Mann, der unter dem Baum liegt.

»Evie«, sage ich. »Evie.«

Jetzt passiert es doch, denke ich, er ist hergekommen, um sich seine kindliche Königin zurückzuholen. Er ist aus den dunkelsten Tiefen hergekommen, um sie wieder mitzunehmen, mit einer gigantischen Geste, wie ein Ritter, der die Prinzessin aus einem hohen Turm rettet.

Wie ferngesteuert renne ich aus dem Zimmer, und es geht alles so schnell, und in meinem Kopf ist ihr keuchender Atem direkt hinter mir. In meinem Kopf ist sie direkt hinter mir.

Ich schliddere über den Küchenboden zur Hintertür, reiße sie auf, die neue Alarmanlage heult los und dröhnt mir in den Ohren.

Ich rase über das taufeuchte Gras im Garten, mein Blick schießt zu der schwarzen Masse unter dem Baum, und drei Meter davor bleibe ich abrupt stehen.

Ich halte mir die schmerzende Brust und bleibe stehen.

Er liegt da, ein Arm auf der Seite, wie um einen Schneeengel zu machen. Das schwarze Ding in seiner Hand, die Pistole, sieht so klein aus.

Ich lasse es zu, dass ich hingucke. Ich kann mich nicht daran hindern.

Ich sehe auf Mr. Shaw hinunter, seine Augen sind weit aufgerissen, der Mund auch, der Mund ist ein zerklüftetes, schwarzes Loch.

Als wäre etwas Schwarzes in ihm explodiert und seine linke Wange wäre voller Ruß.

Als wäre das Ding in ihm, das dunkle, hilflose Ding, so riesig geworden, dass er es nicht mehr im Zaum halten konnte. Er konnte es nicht mehr beherrschen. Es hat ihn übernommen.

Seine Augen sind offen und sehen in die Zweige des Birnbaums hinauf, und ich wette, er wünscht sich immer noch, sie anzusehen, zu ihrem Fenster hochzuschauen, für immer so zu bleiben, für immer.

Dann fällt mir ein: *Wo ist Evie eigentlich? Wo ist sie? Das hier ist doch für sie, damit sie darüber weint und seinen Namen ruft und auf die Knie fällt wie im Film, Zeitlupe, aufbrandende Musik.*

Weil er hier auf dich wartet, Evie, merkst du das nicht?

Ich drehe mich um und sehe sie oben an ihrem Fenster. Sie hat sich gar nicht bewegt. Sie sieht zu mir herunter und beobachtet mich. Ich will das Entsetzen in ihrem Gesicht sehen, den tosenden Kummer und die Verwirrung. Ich will es alles sehen. Ich will, dass sie es mir zeigt, und ihm.

Aber in ihrem Gesicht ist nichts. Stocksteif und mit leerem Blick, wie eine alte Wachspuppe, die am Fenstersims befestigt ist.

Wo sind sie, Evie? Wo sind deine Gefühle?

Wenn ich dir ins Gesicht gucke, ist da nichts.

Diese Leere macht mir Angst.

Was ist passiert, Evie, was hat dir das Gesicht genommen, was hat es so leer gemacht? Was ist mit Evie passiert?

In diesem Moment spüre ich, wie Mr. Verver mich um die Taille packt und mich herumwirbelt.

Er versucht, mich von Mr. Shaw wegzuziehen, aber ich bin noch nicht fertig.

Mr. Ververs Hände liegen auf mir, er packt fest zu, aber ich bin stärker, ich schlüpfe aus seinen Armen und zurück zu Mr. Shaw.

Mr. Shaw, mit weit offenen Augen, und ich hatte nie die Chance, einmal diesen schweren, liebeskranken Blick auf mir zu sehen. Und da ist er nun, die Augen für immer offen, wie in einem wundersamen Traum.

All diese Tage, diese endlosen Tage, an denen ich versucht habe, in ihn hineinzukriechen, mich durchzuwühlen, jetzt kann mich nichts mehr zurückhalten.

Ich will Mr. Shaw für immer ins Gesicht sehen.

Ich merke, dass ich auf den Rasen sinke, auf Hände und Knie, ihn anstarre, mein Gesicht so nah an ihm, dass sein Geruch mir in der Nase brennt, nach Rauch und Schweiß und namenlosen Dingen, und ich senke das Gesicht fast bis in den feuchten Schmutz, nur Zentimeter von seinem Gesicht entfernt.

Sein Gesicht.

Ich sehe dort kein Entsetzen, nicht die Pistole in seinen Fingern, nicht das Blut, das auf den Baumstamm gespritzt ist.

Nicht einmal den dunklen Tunnel mitten in seinem Gesicht.

Den dunklen Tunnel, in den ich jetzt starre, als könnte ich durch ihn hindurchgehen, als könnte er mich ganz verschlucken, und ich würde das bereitwillig zulassen, mal sehen, wohin er führt, welche Geheimnisse er mir verrät, Geheimnisse, die Evie in sich verschlossen hält, so fest, so unberührbar.

Sie hält es so tief in sich verborgen, versteckt es sogar vor ihrem Gesicht, zieht sich eine Maske über, aber er nicht. Er wird es mir zeigen.

Mr. Ververs Arm über meiner Brust, er versucht, mich wegzuziehen, aber ich gehe nicht weg, ich gehe nicht.

Diese Augen, aufgerissen, sie sehen mich direkt an.

Zum ersten Mal überhaupt sehen diese Augen mich direkt an, direkt in mein schwarzes Herz.

Mein Herz.

Mein Körper fliegt herum, wird herumgewirbelt von Mr. Verver, er bedeckt mit den Händen mein Gesicht, meine Augen. Meine Knie treffen aufs Gras, meine Beine geben unter mir nach, und ich sehe nichts mehr.

Aber das macht nichts. Es macht nichts, weil es nur eine Sekunde brauchte. Es brauchte nur eine Sekunde.

Jetzt weiß ich, wie es für Evie war. Sie hat ihm in die Augen gesehen und gedacht, oh, was er alles wissen muss, welche glitzernden Schätze und wilden Ängste und abgrundtiefes Bedauern, die wir erst in zig Jahren kennen werden. Er trug all dieses Wissen in sich, Verluste und Gefühle, und sie waren für Evie bestimmt, er wollte sie ihr darbringen, ihr aufdrücken, sein ureigenstes Siegel, den Abdruck seines Lebens und seiner Sorgen. Das hier zu tun, an dieser Stelle, sollte dafür sorgen, dass sie es für immer spürt, mit ihrem ganzen Körper. Und das wird sie. Und ich auch. Ich auch.

Stunden vergehen, es sind unzählige. Wie wäre es bei den Ververs jetzt ohne die Polizisten, die das ganze Haus blau färben, aus ihren Funkgeräten knistert es, überall sind Detectives in Blazern und schnalzenden Latexhandschuhen. Ihre Augen, wie sie sich bewegen, ihre harten, niemals blinzelnden Augen.

»Lass uns nach Hause gehen«, sagt meine Mutter, es ist fast Mittag. »Lass uns gehen.«

Ich denke daran, wie ich mich vor einer Stunde am Schlafzimmer der Ververs vorbeigeschlichen habe, Mrs. Verver und Evie lagen auf dem Bett, beide mit Beruhigungsmitteln vollgepumpt, unter Bergen von Decken begraben, Evie von Mrs. Ververs Armen umschlungen, umhüllt.

Ich denke an Mr. Ververs Gesicht, weiß und wild, die Hände beim Herumlaufen zu Fäusten geballt, seine Stimme laut und kräftig. Der Entführer seiner Tochter weg für immer, ich glaube, er empfindet es als Sieg.

Ich weiß nicht, was ich davon halten soll.

Ich kann gar nicht mehr denken.

Als wir nach Hause gehen, frage ich mich, wie ich den Rest des Tages herumbringen soll, die ganzen Stunden, die ganzen nächsten Wochen. Wie soll denn jemals alles zur Ruhe kommen, nicht mehr so beängstigend sein?

Polizeiangaben zufolge hat sich der mutmaßliche Entführer eines dreizehnjährigen Mädchens am Dienstag vor dem Haus seines Opfers das Leben genommen.

Harold K. Shaw, 45, starb an einer Schussverletzung, die er sich laut der Polizei selbst zugefügt hat. Die Familie seines mutmaßlichen Entführungsopfers fand ihn am Dienstagmorgen in ihrem Garten.

Shaw wurde wegen Entführung und Kindesmissbrauchs gesucht. Nach Polizeiangaben entführte Shaw das Mädchen am 28. Mai vor ihrer Schule und war dann drei Wochen lang mit ihr auf der Flucht.

Es wurde kein Abschiedsbrief gefunden.

Ich lese mir den Artikel fünfmal durch, zehnmal, und finde nichts. Nichts von Bedeutung.

Ich drehe und wende es hin und her und frage mich, ob ich es je verstehen werde. Wenn Evie Mr. Shaw angeschaut hat, in den Motelzimmern, in diesen Zimmern, wo sie auf kratziger Bettwäsche saß, auf Bettwäsche, die teilweise durchgeschuert war, als sie Mr. Shaw gegenüber saß, hat sie ihn da angeschaut und etwas so Wunderschönes gesehen, oder etwas so Hässliches, dass sie einfach nicht wegsehen konnte, dass sie nie wegsehen konnte, egal, was er tat oder tun wollte?

Was hat sie dabei gefühlt, ihn dort zu sehen, in sich selbst gefangen, wie er sich über sie beugte, wenn sie auf dem Bett saß?

Evies Kiefer knackt manchmal, wenn sie den Mund weit aufmacht oder etwas isst. Wenn sie ihn geküsst hat, hat er es da knacken hören, wie eine Pistole? Hat sie den Mund weit aufgemacht, wie ein Tier, für ihn, und hat er es knacken hören, wie die Sicherung an einer Waffe?

Es ist acht Uhr am nächsten Abend, als Mr. Verver mich im Garten entdeckt, ich sitze im Liegestuhl und rolle einen Fußball meine Beine hoch und runter.

Er legt die Arme auf den Drahtzaun.

»Wie geht's dir?« Jeder fragt mich das, meine Mutter, unser Hausarzt und die Frau in der Beratungsstelle, zu der mich meine Mutter schickt. Ich sage immer wieder, dass ich gar nicht gesehen habe, wie es passiert ist. Dass ich kein Trauma erlitten habe. Ich sage es so oft, dass es mir schon gar nicht mehr wahr vorkommt.

Aber als er mich fragt, ist es anders. Es ist einfach anders. Irgendetwas stupst mich innerlich an, und ich vergesse alles um mich herum und bin voller eigener Erinnerungen, der Waschmittelduft im Keller, sein sonnenverbranntes Gesicht, meine Finger um sein Handgelenk, mein Puls an seinem, den ich bis in die Zehenspitzen spüre. Ich will das wieder haben.

»Ganz gut«, sage ich und gehe zum Zaun. Erst jetzt kommt mir der Gedanke: Was hat er gedacht, als er mich von Mr. Shaw wegreißen musste? Was denkt er darüber? »Ich weiß nicht, wie's mir geht.«

Er lächelt matt. »Ich weiß, wie's dir geht«, sagt er, streckt die Hand aus, legt sie mir auf den Kopf und dreht mir eine Haarsträhne ums Ohr.

Ich lasse seine Hand dort, ich weiß, dass ich sie noch tagelang fühlen werde, ein Leben lang.

»Bitte komm rüber, Lizzie«, sagt er. »Sie möchte, dass du rüberkommst.«

Ich öffne die Tür zu ihrem Zimmer, Evie sitzt im Schneidersitz auf dem Bett und starrt aus dem Fenster.

»Mom will ihn fällen lassen«, sagt sie, und wir betrachten den Birnbaum, seine festen, glänzenden Blätter, seine rauschende Üppigkeit. Ihr Gesicht ist so still. Jetzt

denke ich, die Ruhe, diese Leere, ist ein Trick. Sie kann es mir noch nicht zeigen. Sie versteckt alles hinter dieser Maske. Aber sie wird es mir zeigen, bestimmt. Ich werde es für ihn herausfinden.

»Evie«, sage ich, und sie sieht mich an, ohne zu blinzeln.

»Es ist vorbei«, sagt sie, es ist fast ein Seufzer. »Es ist vorbei.«

Wir schleifen die Schlafsäcke nach draußen, auf den stoppeligen Rasen hinter unserem Haus.

Es ist sehr heiß, und im Haus ist es kühl wie in einer Blechdose, aber Evie will draußen sein, also schleichen wir uns hinaus, Evie tippt den Sicherheitscode in das Kästchen neben der Tür.

So übermütig, so leichtsinnig, das zischende Geräusch, als die Tür aufgeht, und die drückende Nachtluft in unsere Lungen strömt.

Trotz allem, trotz der Schwüle, der Stickigkeit, haben wir ein schwindelerregendes Gefühl von Freiheit in der Brust.

Außerdem – was soll noch passieren? Alles, was passieren konnte, ist vorbei.

In meinem Kopf der Anblick dieses dunklen Mundes, wie ein Tunnel, dieser Schacht von einem Mund, in den man unendlich tief hätte hineinsinken können, ohne je das glänzende Innere zu erreichen.

Wir denken nicht einmal daran, in den Garten der Ververs zu gehen, zu der gespenstischen Stelle mittendrin. Wir schleichen durch die Einfahrt hinüber in unseren Garten.

Wir tragen T-Shirts und Unterwäsche und liegen auf unseren Schlafsäcken. Evie zieht sich immer wieder die Haare aus dem verschwitzten Nacken.

Die Luft steht. Alles ist von der neuen Verandalampe erleuchtet, der größten, die ich je gesehen habe, ihr globusartiger Schirm sieht aus wie ein milchiger Mond.

Überall sind Zikaden und blinkende Glühwürmchen. Ich strecke die Zehen aus, sie fühlen sich trocken und kratzig an, wo sie den Schlafsack berühren.

Ich versuche, Evie zu verstehen, ihre Gemütsruhe. Ich sehe sie immer noch dort oben am Fenster stehen, ihr Gesicht wie aus Wachs.

»Evie«, wage ich mich vor, »weißt du noch, wie du mir die Zigarettenkippen gezeigt hast?«

Ich bohre mit den Fingern im Gras, in der kühlen Erde.

Sie windet sich, streckt die Ellbogen raus und zupft sich das klebrige T-Shirt vom verschwitzten Oberkörper.

»Ja«, sagt sie. »Dad hat mir erzählt, wie sehr du geholfen hast. Dass du der Polizei alles erzählt hast.«

»Ehrlich?«, frage ich, und meine heißen Wangen werden noch heißer, und ich lege die Hände darum.

Ich hätte gern gehört, was genau er gesagt hat, und wie er es gesagt hat. Welche Worte er benutzt hat, und wie sein Gesicht aussah, als er es gesagt hat, und ob er es feierlich gesagt hat, wie er so etwas manchmal tut.

»Und von dem Anruf hat er erzählt«, sagt sie. Darauf habe ich gewartet. »Dass du gesagt hast, ich hätte dich angerufen. Aus dem Motel. Ich habe gesagt, ja, das habe ich wohl. Dich angerufen.«

Ich sehe sie an. Und sie sieht mich an. Der Moment dauert lang, und ich gebe als Erste auf.

»Pete Shaw«, sage ich. »Er hat mir gesagt, wo ihr seid.«

Sie nickt langsam, lässt es auf sich wirken. Dann lässt sie los.

»Dad sagt, dass wir das alles dir zu verdanken haben«, sagt sie, ihr ganzer Körper ist angespannt, und ihre Stimme klingt ein wenig seltsam. »Es ist alles nur wegen dir.«

Ihre kleinen Finger sind auf meinem Arm, auf der weichen, mädchenhaften Innenseite mit der Delle.

»Danke, Lizzie«, sagt sie, ein kaum hörbares Flüstern, fast nur ihr heißer Atem an meinem Ohr.

Und sie ist wieder Evie. Und unsere Gefühle brechen über uns herein. Wir kuscheln uns eng aneinander, wie vor Jahrhunderten, im Pfadfinderlager, als wir völlig durch den Wind waren von mitternächtlichen Gruselgeschichten, beängstigenden Gewittergeräuschen und Jungs, die sich im Wald versteckten.

Es ist sehr spät, aber die Hitze geht einfach nicht weg, ich drehe mich zu Evie um, ihre Augen sind geschlossen, aber ich weiß, sie ist wach. Wir sind in diesem Zwischenzustand, in dem es scheinbar keine Regeln gibt außer denen des Halbschlafs und der verlorenen Stunden.

Ich denke an Evie dort oben am Fenster, wie sie hinaussieht. Auf Mr. Shaws Leiche hinunterblickt und nichts tut, sich nichts anmerken lässt. Ist sie innerlich gestorben? Ist sie jetzt tot?

Und ich denke an Mr. Verver und was er will. Die Dinge, die er wissen muss; vor allem, dass es Evie gut geht. Dass es ihr wirklich gut geht und nichts mehr in ihrem Inneren versteckt ist, hinter ihren Augen. Nichts zerbrochen ist in ihr, nichts zerrissen, das er nicht sehen und wiedergutmachen könnte.

Aber in Wahrheit geht es um mich. Ich will, dass sie es mir erzählt, es mir gibt, es fallen lässt, wie eine schimmernde Perle, in meine offene Hand.

Er hat dich geliebt, Evie. Er ist für dich gestorben. Du musst es mir erzählen.

Es erdrückt mich fast. Ich kann mich nicht beherrschen. Also sage ich es einfach.

»Evie, erzähl es mir«, sage ich. »Erzähl es mir jetzt. Was ist zwischen dir und Mr. Shaw passiert?«

Ich höre, wie sie tief Luft holt. »Lizzie«, sagt sie und schüttelt immer wieder den Kopf.

»Wirst du es Dusty erzählen?« Die Worte kommen einfach so aus mir heraus und überraschen mich selbst.

»Nein«, sagt Evie und regt sich plötzlich. »Warum sollte ich es Dusty erzählen?«

Es war verrückt, das zu sagen. Dusty ist immer noch bei ihren Großeltern, ich habe die beiden nicht mal im selben Zimmer gesehen, seit Evie wieder da ist. Irgendetwas meldet sich in mir, als ich darüber nachdenke. Habe ich sie überhaupt mal irgendwo zusammen gesehen? Aber ich schiebe den Gedanken beiseite.

»Es ist nur, sie hat mir gesagt, dass ihr ihn draußen gesehen habt«, sage ich. »Sie hat erzählt, ihr beide habt ihn da draußen immer beobachtet, unterm Birnbaum«, sage ich, und meine Stimme zittert plötzlich. Irgendetwas kommt mir auf einmal falsch vor. Irgendwas knirscht da.

»Lizzie, wir haben ihn nie zusammen gesehen«, sagt sie, ihre Stimme klingt wieder kalt. Ruhig. Beherrscht, reserviert. »Kein Stück.«

Ich bin ganz durcheinander im Kopf, ich denke die ganze Zeit, *sie hat Angst, sie hat Angst, es mir zu erzählen.*

Und dann sage ich es: »Sie meint, du wusstest, dass er dich holen würde.«

»Was«, sagt sie, setzt sich abrupt auf, fährt sich an den Hals, ans Kinn, ein paar verschwitzte Strähnen kleben dort.

»Ist schon okay, wenn es stimmt. Ich würde es nie verraten«, verspreche ich, so eindringlich ich kann. »Keiner von uns hat es jemandem gesagt.«

Sie beugt sich zu mir.

»Lizzie, hör nicht auf sie«, sagt sie mit flehendem Unterton, als würde sie einem Kind etwas zu erklären versuchen. »Du verstehst das nicht.«

»Was soll das denn heißen?«, frage ich und weiche zurück. »Natürlich verstehe ich das.«

»Ich meine das mit Dusty«, sagt sie und weicht meinem Blick aus, und ich fühle mich irgendwie unerfahren. »Sie ... Dusty versteht solche Sachen nicht.«

»Aber *ich* verstehe sie«, sage ich und komme mir weise vor. »Ich verstehe, dass du ihn jede Nacht da unten stehen sehen hast und es niemandem erzählt hast.«

»Lizzie, er hat mich nicht entführt«, sagt sie.

Wir sind beide ganz still, wahrhaft verstummt. *Man kann Dinge wissen, und man kann sie wissen, und das hier wusste ich, ganz tief drinnen, nicht wahr?*

»Ich bin mitgegangen«, sagt sie. »Ich bin mit ihm gegangen. Ich wollte es. Ich habe ihn darum gebeten, mich mitzunehmen.«

Das sagt sie, und es fühlt sich an, als ob die ganzen verstreuten Puzzleteile mit einem Ruck an ihren Platz fallen. Ich spüre diesen Ruck und zittere fast.

Natürlich.

Ich wusste es doch.

Es war gar keine Entführung.

»Ich verstehe dich, Evie«, sage ich und versuche, meine Stimme so fest wie möglich klingen zu lassen, ganz fasziniert davon, wie sinnlich und verboten das alles ist. »Er hat dich so sehr geliebt. Es ist okay, wenn du ihn auch geliebt hast.«

Denn das war das eigentliche Geheimnis, oder? Eigentlich fast kein Geheimnis. *Du liebst ihn.*

Und jetzt kannst du es mir erzählen, und wir können wieder alles miteinander teilen, all diese privaten Geheimnisse. Dinge, die wir niemand anderem erzählen würden.

Aber sie schüttelt erschöpft den Kopf, wie die älteste Frau der Welt.

»So ist das nicht, Lizzie«, sagt sie und lächelt traurig, verloren. »Du verstehst das alles falsch.«

Das ist ein Schlag ins Gesicht. Grausam.

»Wie denn dann?«, frage ich, mein Gesicht brennt. Die Jüngste in der Gruppe, das Baby, über das alle die Augen verdrehen.

Ihr Lächeln verschwindet, und sie legt mir die Hand auf. Und ich weiß, sie wird es tun. Sie wird es mir endlich erzählen. Aber plötzlich bin ich nicht mehr sicher, ob ich es hören will.

»Ich weiß nicht mehr, wann es angefangen hat«, sagt sie. »Nur, dass ich es eines Tages einfach wusste.«

»Dass er dich beobachtet«, stottere ich.

»Alles wusste«, sagt sie. »Ich weiß nicht, wie ich das erklären soll. Es war so. Mir war klar, was mit ihm los war, und dass er nicht dagegen ankam.«

Sie dreht sich auf die Seite und sieht mich an, sie beugt sich zu mir und spricht mir direkt ins Ohr, ihr Mund berührt fast mein Gesicht.

»Er hat gesagt, es wäre wie ein Stich ins Herz. Eines Tages ist es einfach passiert. Er hat mich gesehen, und es ist passiert, und danach gab es nichts anderes mehr. Ein Loch in seiner Brust, als könnte man einen Finger reinstecken. Was soll man denn dagegen tun?«

Wie im Film, wie im Film, wo die Musik aufbrandet, die Lippen des Mannes am erwartungsvollen Ohr der Frau, mich durchläuft ein Schauer, ein Beben. Meine Schenkel fühlen sich schwach und heiß an. Oh Mann, es ist wie eine Krankheit. Eine Krankheit. Ich ergebe mich ihr. Sie erzählt es mir, endlich erzählt sie es mir. Als ob man im Märchen den Zeh in einen verzauberten See taucht.

Die Schönheit darin, darauf warte ich.

Sie erzählt mir, wie sie ihn die ganze Zeit gesehen hat, im Garten, auf der Straße, vor der Schule. Er hat sie immer beobachtet und nie ein Wort gesagt. Es war ihr besonderes Geheimnis, und sie musste sich eingestehen, dass sie es anziehend fand. Es hatte etwas, wie er immer da war, sie immer beobachtete, es hat sie einfach berührt. Und wie.

Sie erzählt mir, dass sie wusste, dass es früher oder später passieren würde. Sie hatte es schon seit einer Weile gewusst.

An dem Tag, als wir zusammen waren und unsere Hockeyschläger aneinander-schlugen, sah sie sein Auto vorbeifahren, zweimal. Sie konnte sich an keinen Tag im letzten Jahr erinnern, an dem sie sein Auto nicht gesehen hatte. Aber heute würde es anders sein. Das wusste sie. Sie wusste, dass sie irgendwie bei ihm im Auto landen würde.

Und als sie fortfuhr, dachte sie: *Das ist es also. Das ist es. Es hat angefangen, und jetzt gibt es kein Zurück mehr.*

Unterwegs erzählte er ihr, wie es gewesen war. Dass er sie liebte, aber dass ihn diese Liebe bedrückte, dass er sich dafür schämte. Es hatte im letzten Sommer so richtig angefangen, aber eigentlich schon lange davor. Er hatte sie im Schwimmbad tauchen sehen. Da fiel ihm alles wieder ein. Wie er vor fast zehn Jahren gesehen hatte, wie sie im Green Hollow Lake ins Wasser fiel. Der wichtigste Moment seines Lebens.

»Er hat mich rausgezogen«, erzählt sie mir nun. »Niemand hat gesehen, dass ich reingefallen war, nur er, und er hat mich gerettet.«

Ich schlage die Hand vor den Mund, tippe mir an die Lippen. Ich erinnere mich an etwas, etwas, was lange her ist, aber es fällt mir nicht ein.

Er hat ihr erzählt, wie ihm das letzten Sommer im Schwimmbad wieder eingefallen ist, als er sie dort sah, nach all den Jahren.

Er sagte, es hätte ihn wie ein Hammer ins Herz getroffen.

Diese Worte schwirren mir im Kopf herum, alle möglichen Gefühle durchzucken mich. Was bedeutet es, so etwas gesagt zu kriegen? Verändert es das Leben? Natürlich tut es das.

Sie fuhr stundenlang herum, sagt sie, aber sie kamen nirgendwo an. Manchmal kamen sie an derselben Stelle wieder vorbei. Als könnte er sich nicht

entscheiden. Sie sah immer wieder dasselbe Motel. Ein großes Schild, ein Kartenspiel, und in jeder Ecke ein sich drehendes Karo.

Es war, als müsse er immer weiterfahren. Aber irgendwann hielt er doch an. Sie saßen eine Stunde lang im Auto auf dem Motelparkplatz, bevor er hineinging und eincheckte.

Er sagte, er hätte viele, viele Male daran gedacht, allem ein Ende zu machen.

Und er griff über sie hinweg, bemühte sich, sie nicht zu berühren, und öffnete das Handschuhfach.

Er holte sie nicht heraus. Er zeigte nur darauf. Die Pistole, ganz klein, fast wie eine Spielzeugpistole.

Die Scham wog so schwer, sagte er. Wie oft hatte er gedacht, es könne so nicht weitergehen. Aber er war zu feige. Und er konnte den Gedanken nicht ertragen, sie nie wieder zu sehen, sie nie wieder in ihren Sommershorts zu sehen, wie sie mit den Beinen baumelte. Nie wieder zu sehen, wie sie vom Sprungbrett ins Wasser tauchte, mit konzentriertem Blick. Sie nie wieder vor dem Haus Räder schlagen zu sehen.

Er schloss das Handschuhfach und sah sie an, zum ersten Mal so richtig. Irgendetwas muss sie ihm vermittelt haben, ihr Gesicht muss ihm etwas gezeigt haben, denn in diesem Moment stieg er aus dem Auto und lief, die Hände in den Taschen, zur Rezeption.

»Das Zimmer war winzig«, erzählt sie, »und über dem Bett hing ein Bild von einem Leoparden. Er war so nervös. Ich überhaupt nicht.«

Ich warte. Ich warte, und in mir zieht sich mein Magen zusammen, ich presse die Hände zwischen die Schenkel.

»Er saß auf dem Bett«, sagt sie, »und ich auf einem Stuhl, und er hat mir sein ganzes Leben erzählt, und dass das jetzt vorbei wäre, und dass es ihm egal wäre.«

Mein Herz klopft, mein Herz klopft.

»Es war schon ziemlich spät, als ich es ihm gesagt habe«, sagt sie. »Ich habe ihm versprochen, dass es okay ist. Weil es okay war.«

Sie kann es nicht aussprechen, aber mir ist schon klar, was sie meint. Er liebt sie, er liebt sie, und das ist das größte Gefühl ihres Lebens, und sie fühlt sich wie etwas ganz Besonderes, und das ist sie auch. Ist doch klar.

Sie stützt sich auf die Ellbogen.

»Ich hab ihm gesagt, dass er darf«, sagt sie. »Und dann hat er.«

Ich habe das Gefühl, sie überspringt ein paar Dinge, mir geht das alles zu schnell.

Nicht so schnell. Nicht so schnell.

Ich kneife die Augen zu, ganz fest zu.

»Aber, Lizzie, dann war es doch nicht okay«, sagt sie, und ihre Stimme klingt auf einmal randvoll, voller Schmerz. »Es war nicht okay, aber da war es schon zu spät.«

Ich öffne die Augen und sehe ihr Gesicht, mondlichtverschmiert.

»Er hätte es merken müssen«, sagt sie, ihre Lippen verziehen sich, man kann die Zähne sehen. »Er hat es gemerkt. Aber er konnte nicht mehr aufhören.«

Meine Lider flattern unwillkürlich.

»Es hat gebrannt wie von einer Zigarette. So.« Sie bohrt eine unsichtbare Zigarette in die weiche Innenseite ihres Unterarms.

»Und es hat ewig gedauert. Ich habe mich gewunden, und dann hat es nicht mehr gebrannt, sondern ist gerissen, er hätte aufhören sollen, aber er konnte nicht.«

Ich merke, dass ich nicke, meine Zähne knirschen.

»Und hinterher«, sagt sie, »im Bad, da kamen so kleine Stückchen blutiger Schleim aus mir raus, der hat an meinen Beinen geklebt. Bei jeder Bewegung kam noch mehr.«

Ich schlage die Hand vor den Mund – warum tut sie das? Auf einmal fühlt es sich an, als würde sie mir etwas antun. Etwas Schreckliches. Und das tut sie ja auch, oder?

»Er hat die ganze Zeit an die Badezimmertür geklopft«, sagt sie unbarmherzig. »Es hat ihm so leidgetan. Es hat ihm so leidgetan. Woher hätte er das wissen sollen? Das hat er gesagt.

Dann hat er geweint, und ich habe ihm versprochen, dass es okay ist. Jedes Mal habe ich ihm das versprochen.«

Jedes Mal ... Jedes Mal.

»Nachdem er es einmal getan hatte, konnte er nicht mehr aufhören«, sagt sie. »Die ganzen Tage ...« Sie verstummt.

Ich kann nicht mehr zuhören. Ich kann nicht mehr.

»Lizzie«, flüstert sie mir ins Ohr, ihre Stimme ist wie Nadelstiche, »er hat mich in diesen neunzehn Tagen so sehr geliebt, dass ich dachte, ich sterbe.«

Ich halte mir die Ohren zu, ich halte sie mir mit den Händen zu.

»Einmal, ganz spät in der Nacht«, sagt sie, ihre Hand auf meiner, heiß und erbarungslos, »hat er danach geweint. Er hat so lange geweint. Er ist rausgegangen und wollte Eis holen, und als er wiederkam, hatte er die Pistole aus dem Handschuhfach dabei. Er hat sie sich unters Kinn gehalten, stand da am Fuß des Bettes, und meinte, ich bräuchte es nur zu sagen, dann würde er es tun.«

Die Hände auf den Ohren, wiege ich mich vor und zurück und versuche, Mr. Shaw nicht vor mir zu sehen, aber ich sehe ihn.

»Ich habe ihm gesagt, er soll die Waffe weglegen. Kannst du dir das vorstellen? Es kam mir überhaupt nicht komisch vor. Nach allem, was passiert war. So anders ist jetzt alles.

Er kroch ins Bett und weinte wie ein Kind. Er sagte, er kann es nicht, jetzt nicht mehr, wegen allem, was ich ihm gezeigt habe.

Er hat gesagt, ich hätte ihm beigebracht zu lieben.«

Das sind die Worte, auf die ich gewartet habe, aber nichts davon fühlt sich richtig an, nichts davon. Ich will, dass es aufhört.

»Er hat gesagt, er weiß, dass sie uns finden«, sagt sie. »Und ich habe ihm gesagt, dass ich es nicht bereue, obwohl das nicht stimmte.«

Sie sieht mich an. Sie will sichergehen, dass ich es genau spüre. Und das tue ich.

»Aber vielleicht würde ich es auch gar nicht anders wollen«, sagt sie nachdenklich. »Er hat mich gerettet, also habe ich ihm dieses Geschenk gemacht. Vielleicht hätte er es nicht annehmen dürfen, aber ich habe kein schlechtes Gewissen, dass ich es ihm gegeben habe.«

Er hat mich gerettet.

Sie greift nach meinen Haaren und zieht mich an sich.

»Und als er mich hier abgesetzt hat, da hat er etwas gesagt.«

Ich habe die Hände über meinen Ohren zu Fäusten geballt, aber nichts kann sie aufhalten.

»Er war ganz ruhig, so wie sonst nie. Ich hatte die Autotür schon aufgemacht und habe ihn angesehen, die Minute hat sich ewig hingezogen.

Und dann hat er gesagt, *Niemand wird dich je wieder so sehr lieben*, und ich wusste, dass es stimmt.«

Das darfst du nie jemandem erzählen, Lizzie, niemals.

Mach ich nicht, mach ich nicht.

Aber Evie, sage ich später, als meine Stimme aus der Dunkelheit zurückgekehrt ist, ich weiß nicht, von woher, da fehlt noch so viel. So vieles, was du mir noch nicht erzählt hast. Es fehlt ein Stück. Warum bist du mitgegangen? Was hat er getan, dass du mitgegangen bist? Warum bist du am Ende mitgegangen? Warum an dem Tag?

Und Evie, du hast gesagt, er hat dich gerettet. Was meinst du damit, gerettet?

23.

Das ist die erste Feier zum vierten Juli ohne die Ververs, an die ich mich erinnern kann.

Keine Fackeln in ihrem Garten, keine Luftschlangen mit Stars and Stripes um die Lampe im Vorgarten. Keine Zitronenschnittchen von Mrs. Verver, kein Melonenpunsch.

Keine Dusty, die im Sommerkleid unter der Laterne tanzt.

Kein Mr. Verver, der über die Landesgrenze zu Fireworks Emporium fährt und mit Römischen Lichtern zurückkommt, mit pfeifenden Raketen und mit Chinaböllern, die alle zusammenfahren lassen, und diesen kegelförmigen Dingen vom letzten Jahr, aus denen Funken sprühten wie Bienen.

Nichts davon.

Stattdessen versammeln sich die Väter, als es dunkel wird, und zünden ein paar Kometen und Rauchbomben, aber es ist alles anders, nicht diese vor Energie glühenden Gesichter, nicht dieses überschäumende Gefühl, es könnte alles Mögliche passieren, der Himmel könnte aufreißen. Mr. Verver konnte den Himmel aufreißen und Licht auf uns alle regnen lassen.

Es ist keine Evie da und niemand zum Wunderkerzenlaufen, niemand, mit dem ich in der Einfahrt Ladykracher zünde, mit schwarzen Fingern, aber vielleicht hätten wir das dieses Jahr sowieso nicht mehr gemacht. Vielleicht wäre dies das Jahr gewesen, in dem wir damit aufgehört hätten. Wir hatten es sowieso schon viel länger gemacht als alle anderen.

Die Hitze, das Lachen der anderen Kinder, die Lautsprecher auf der Straße, die umherrollenden Bierflaschen, klebrige Marshmallows unter den Füßen, all das findet statt, und gleichzeitig nichts davon.

Die Ververs haben das Auto gepackt und sind nach Norden gefahren, vor zwei Wochen, nur ein paar Tage nach Mr. Shaw, nach allem.

Und jetzt kommt mir die Zeit davor, diese wilden, stürmischen neunzehn Tage, in denen das Leben aus den Angeln schien, so verloren vor. Ein Pfeifen in meinem Kopf, ein fernes Rumpeln.

Als sie abfuhr, habe ich vom Fenster oben aus zugehört. Wie Mrs. Verver Evie ins Auto gesteckt hat. Wie Mr. Verver Koffer und einen Seesack, aus dem ein Hemdschoß herausguckte, ins Auto packte. Wie Evie erschöpft den Kopf ans Autofenster legte. Ich fragte mich, ob sie für den Rest ihres Lebens so erschöpft sein würde. Ich dachte über die Gesichter nach, die sie früher gehabt hatte – neugierig, verwundert – und fragte mich, ob ich sie je wiedersehen würde.

Ich dachte an all die Fragen, die sie nie beantwortet hatte, und überlegte, ob ich sie je wieder würde stellen können. Irgendwie, irgendwie wusste ich, dass sich ein Schlüssel gedreht hatte, ein Schloss zugeklickt war, und das war's. Mehr würde ich nicht aus ihr rauskriegen.

Es fühlte sich an wie das Ende von allem. Dann sah ich Mr. Verver mit der rot-weißen Kühlbox im Arm für eine Sekunde zu mir hochgucken, als wüsste er es. Als wüsste er, dass ich dort bin. Er sah zu mir hoch, und ich finde keine Worte für seinen Gesichtsausdruck. Ich kann ihn nicht beschreiben. Er war gleichzeitig gebrochen und froh.

Dusty kam als Letzte raus. Ich hatte nicht mal gewusst, dass sie von ihren Großeltern zurück war. Sie stand an der Autotür, die Hand auf dem Fenster. Evie, schon im Wagen, starrte stur geradeaus, als würden sie schon fahren. Sie drehte nicht mal den Kopf.

Dusty stand eine ganze Weile lang da und öffnete die Tür erst im allerletzten Moment. Sie hat sich immer wieder umgesehen, in alle Richtungen. Als hätte sie keine Vorstellung, wie sie in das Auto kommen sollte. Es hatte etwas Einsames, und noch was.

Ich habe sie nicht einsteigen sehen. Meine Mutter hat irgendwas gesagt, und ich habe mich umgedreht. Und als ich wieder hinguckte, war sie weg. Waren sie alle weg.

Hinterher sagte meine Mutter, sie wären raufgefahren in die Wälder, Stunden entfernt. Ein Cottage, von dem Detective Thornstrom ihnen erzählt hatte, eins, das er selbst mal gemietet hatte. Ein Nurdachhaus an einem See.

Ich stelle sie mir alle in Paddelbooten vor, beim Angeln, am Lagerfeuer, beim Hufeisenwerfen, bei Familienunternehmungen.

Das stelle ich mir die ganze Zeit vor.

Vor allem heute Abend, am vierten Juli, als ich mich auf der hinteren Veranda verstecke, mich vor allen verstecke, da stelle ich mir das vor.

Ich glaube, niemand sieht mich, aber dann höre ich einen Stuhl über den Boden kratzen und zucke zusammen. Es ist Dr. Aiken.

Er ist schon tagsüber zu uns gekommen, in karierten Shorts und der neuen Brille. Das ist das erste Mal, dass er tagsüber auftaucht, noch vor vier Uhr, und er kam

an die Haustür und hatte eine weiße Schachtel mit rotem Band dabei, die er mir mit einem schiefen Lächeln überreichte, dieser Sorte Lächeln von jemandem, der nicht oft lächelt und nicht genau weiß, wie das auszusehen hat. Aber irgendwie ist es okay.

Als meine Mutter reinkam und ihn sah, wurde sie ganz rosa und rannte nach oben, um T-Shirt und Shorts gegen ein Sommerkleid auszutauschen, das ich noch nie an ihr gesehen habe, mit kleinen blauen Pünktchen. Sie bewegte sich darin sehr elegant.

In der Schachtel waren Rosinenbrötchen, eine seltsame Idee für den vierten Juli. Er musste meinen Gesichtsausdruck bemerkt haben, denn er sagte, er wollte eigentlich *Rice Crispy Treats* mitbringen, aber die habe es in der Bäckerei nicht gegeben.

»Du verpasst ja alles«, sagt Dr. Aiken jetzt auf der Terrasse und streckt mir einen wackeligen Pappteller hin. »Du lässt dir echt den Limbo-Wettbewerb entgehen?«

Ich sehe auf den Teller hinunter, es ist eins seiner Rosinenbrötchen, der Zuckerguss schmilzt schon auf den Teller.

»Ich habe dir eins aufgehoben«, sagt er.

Ich lächle fast, auch wenn ich mich ganz weit weg fühle, weit weg von all dem. Als würde ich alles durch eine Glasscheibe beobachten.

»Tatsächlich«, sagt er, »habe ich dir wohl alle aufgehoben.«

»Haben Sie eigentlich Kinder?«, frage ich, die Hände auf dem Teller, meine Finger werden klebrig.

»Nein«, sagt er.

Ich sehe zu ihm auf, seine Brille verrutscht, und ich kann ihm in die Augen sehen.

»Meine Frau – also, jetzt Exfrau –, wir wollten, aber wir haben keine.«

Ich sage nichts. Ich merke, dass er mich vorsichtig beobachtet. Dass er beobachtet, ob ich das verstehe. Dass ich verstehe, was er sagt. Exfrau. Und meine Mutter wirbelt in dem blauen Kleid herum.

»Lizzie«, sagt er mit veränderter Stimme. »Hast du was von den Ververs gehört?«

»Nein«, sage ich. »Sie kommen bestimmt bald zurück.«

»Weißt du«, sagt er und setzt sich neben mich auf die Stufe, »ich kenne die beiden Mädchen schon seit Jahren. All ihre Knochenbrüche und geklemmten Finger. Hart im Nehmen, die beiden.«

»Ja«, sage ich.

»Ich habe Dusty erst – muss Ende Mai gewesen sein.«

Ich spüre plötzlich einen Druck in der Luft, aber ich weiß nicht, woher das kommt. Er spricht so vorsichtig.

»Ihre Eltern haben sie wegen Magenschmerzen zu mir gebracht. Bestimmt der Stress wegen ihrer Schwester. Das war ein paar Tage, nachdem sie verschwunden war.«

In meinem Kopf flackert etwas auf. Ein Flimmern und Flackern von hundert Gedanken aus den letzten Wochen. Hundert Gedanken, die ich beiseitegeschoben habe, bei denen ich nicht länger verweilen wollte.

Dustys rasende Wut, als hätte sie es tausendmal gesagt im letzten Monat, *wie konnte Evie uns das antun, uns allen.*

»Konnten Sie ihr helfen?«, frage ich. »Ging es ihr hinterher besser?«

»Ja«, sagt er, nimmt die Brille ab und betrachtet sie, obwohl es dunkel ist, und was soll er da schon erkennen?

»Sie dürfen nicht über so was reden, oder? Ärztliche Schweigepflicht?«

»Ja«, sagt er. »Darf ich nicht.«

Ich nicke.

»Aber es ist komisch«, fährt er fort, setzt die Brille wieder auf und sieht mich an.

»Was?«, frage ich, meine Stimme klingt ganz klein.

»Na ja, sie hat ihren Pullover ausgezogen und war voller Kratzer.«

»Hockey«, sage ich. »Feldhockey.«

»Das hat sie auch immer wieder gesagt. Sie hatte lange Kratzer auf den Armen und am Hals.« Er sieht mich durchdringend an, und ich spüre den Druck jetzt in der Brust. Etwas passiert, aber ich weiß nicht, was, es ist wie Donner in meiner Brust.

»Vom Training. Von den Schlägern und den Stollen. Von ...« Meine Stimme kratzt. Was meint er denn? Was bedeutet das?

»Ich habe Hunderte von Hockeyverletzungen gesehen«, sagt er. »Ich weiß, wie die aussehen. So jedenfalls nicht.«

Er sieht mich an, ich kann seinen Blick geradezu spüren.

Die Pause wird immer länger, und der Druck ist jetzt in meinem Kopf, er hämmert.

»Manchmal ist es ganz schön hart da draußen«, sagt er. »Oder? Für euch Mädchen? Ihr seid alle Kriegerinnen, oder? Löwinnen.«

»Ja«, sage ich. »Ja.«

Nachts im Bett sehe ich es vor mir: alles, was so roh und fleischig und klaffend aussah, alles, was sich so durcheinander und zerrissen anfühlte – es könnte am

Ende doch alles etwas bedeuten. Mehr als das, was es zu sein schien, ein Mann, der gegen sein Liebesleid ankämpfte, bis er nicht mehr dagegen ankam. *Natürlich war es mehr als das.*

Aber es ist schwer hinzugucken.

Ich denke an Dusty, ich denke an sie, und alles geht auf und ab, all die Dinge, die sie so unerreichbar wirken lassen, so weit weg ... die Dinge, die sie unberührbar machten, bei allem, was sie sagte oder tat. Egal, ob sie einem mit dem Schläger eins versetzte, ihre Selbstjustiz an einem vollzog. Sie hatte ein Feuer in sich. Und wie. Und ... und ...

Dustys ganzes Elend, ihre aufgeplusterte Wut, und wie Evie darauf bestanden hat: »Wir haben ihn nie zusammen gesehen. Kein Stück.«

Sie haben gar nichts miteinander geteilt. Sie waren nicht diese Art Schwestern.

Lange Kratzer, Kriegsverletzungen.

Ich habe dieses Bild im Kopf, von Dusty als Wachtposten. Hat sie womöglich versucht, Wache zu stehen? Versucht, es zu verhindern? *Geh nicht mit ihm, Evie, wag es nicht*, sagt eine imaginäre Stimme in meinem Kopf. Dusty.

Ich kriege es nicht ganz zu packen. Ich drehe mich im Kreis, ich drehe mich im Kreis, aber ich kann die dunkle Mitte noch nicht erkennen.

Immer wieder spiele ich diese letzten Wochen durch. Alles, was Dusty und Evie mir erzählt haben, all ihre Enthüllungen. Aber den Kern all dessen – oder ist es der Grund? –, den habe ich noch nicht erreicht.

»Sie sind wieder da«, sagt meine Mutter, sie weckt mich und kitzelt mich im Gesicht, sie beugt sich über mich, ihr langes Haar fällt mir auf die Wange, sie flüstert mir ins Ohr.

Es ist die letzte Juliwoche, und das Auto der Ververs steht drüben in der Einfahrt, und meine Mutter macht Waffeln, was sie schon seit Ewigkeiten nicht mehr gemacht hat.

Ihr Gesicht ist ganz warm, als wäre es mit Gold und etwas Glattem weichgebürstet worden. Sie berührt alles mit leichten, tanzenden Fingern, die Stuhllehnen, den Servierlöffel, Teds blonden Schopf.

Ich kann den Blick gar nicht vom Küchenfenster wenden, das Haus liegt so still da wie den ganzen letzten Monat, aber man spürt die Hitze darin, man merkt, dass es wieder zum Leben erwacht.

»Und, Mom«, sagt Ted und zuckt unter ihrer Berührung. »War die alte Harvey-Wallbanger-Mischung wieder im Einsatz?«

Er lacht, und ich glaube, er will, dass sie mitlacht, aber sie sieht sich nur selbst an, und ihr Gesicht verliert das Butterweiche. Das wollte er nicht, aber er hat es ihr genommen.

»Nein«, sagt sie. »Überhaupt nicht.« Sie lächelt schwach, und dann kommt, während sie Sirup auf unsere Waffeln gießt und uns die taufeuchte Butter zuschiebt, nach und nach das Gold zurück.

Dr. Aiken – hat er wirklich Magie in sich, kann er zaubern und Glitzer austreuen und meine Mutter zum Leuchten bringen? Ein Mann wie er, an ihm schimmert doch gar nichts. Er kann nicht zaubern. Aber sie leuchtet.

Es geht alles so schnell. Das Auto steht in der Einfahrt, und schon mittags fahren Evie und ich mit dem Rad zum Schwimmbad.

Sie sagt, der Urlaub war schön. Sie sagt, alles ist schon besser. Die Schule hat ihr das Zeugnis mit der Post zugeschickt, und sie geht im September mit mir zusammen auf die Highschool.

Sie erzählt mir alles Mögliche, als würde sie uns warmreden, so lange reden, bis alles wieder ist wie immer. Als würden wir uns beide insgeheim sagen, *alles ist wie immer, wir können ewig so weiterreden, und wir können jede Minute zusammen verbringen*.

Es ist wie mit all diesen Dingen. Es ist das Bild, das wir von ihnen haben. Und Evie und ich, wir stehen da und gucken das Bild an, wie wir einmal waren, und wir bewegen unsere Arme genauso, drehen unsere Köpfe in diese oder jene Richtung. Wenn es genauso aussieht, wird es vielleicht wieder genauso. *Me and My Shadow*.

Aber alles, was sie sagt, hat einen hohlen Beiklang. Ich klopfe hohl an Evies hohles Herz.

Es ist vorbei.

Aber das Erstaunliche ist: In diesem Vorbeisein liegt eine verrückte Freiheit, und ich beobachte Dusty, ich beobachte sie und warte auf meinen Moment, den Befreiungsschlag. Was sie wissen könnte. Was sie womöglich verhindern wollte. Die Kratzer an ihren Armen, und plötzlich fällt mir Evies Hals wieder ein, die verblassten gelben Flecken an ihrem Hals, nachdem sie wieder aufgetaucht war. Die verblassten gelben Flecken, als wäre sie sich mit einem Textmarker über die Kehle gefahren.

Und wie die beiden einander aus dem Weg gingen, nie im selben Raum waren, kaum mal im selben Haus, seit Evie wieder da ist. Wie zwei Boxer in ihren getrennten Ecken, blutspuckend.

Geh ja nicht mit, Evie. Wag es nicht. War es das?

Ich muss mehr wissen. Wenn Evie es mir nicht selbst sagt, hole ich es mir von Dusty.

An diesem Morgen wache ich auf und spüre die Worte schon im Mund. Die Worte, die ich zu Dusty sagen werde.

Die Probespiele für die Aufnahme ins Hockeyteam sind um acht, bevor die Augusthitze zu drückend wird.

Evie spielt nicht mit.

Evie sagt, sie hat sowieso nie so gern Hockey gespielt. Und dass sie lieber bei Fußball bleibt. Das sagt sie mir mit abgewandtem Blick, ich kann ihr Gesicht nicht sehen.

Evie geht jetzt zweimal pro Woche mit ihrer Mutter zur Therapie. Danach gehen sie shoppen, essen ein Eis bei Perry's, gehen ins Kino. An manchen Tagen sehe ich Evie kaum.

Manchmal kommt es mir vor, als würde sie sich jetzt ständig von mir wegrehen, damit ich ihr Gesicht gar nicht mehr sehen kann.

Das Feld ist voller Freshman-Mädchen, sie sehen etwas ängstlich aus, als Dusty und ihre Co-Captains die Seitenlinien abschreiten. Sie sehen aus, als wären sie zehn Meter groß, obwohl Dusty vielleicht gerade mal eins sechzig ist. Sie sind umwerfend. Und allen voran sie, ihr wogendes goldenes Haar, ihre nussbraunen Arme und Beine, ihr Hockeyrock, der beim Auf- und Abmarschieren wippt, ihre Augen hinter einer verspiegelten Sonnenbrille, ihr Gesicht ausdruckslos und unergründlich.

Wir spielen alles durch, Ballkontrolle, Schiebeschläge, dann Angriffsübungen. Schrubben, schieben, schlagen, schrubben schieben schlagen. Immer weiter und weiter, sie ist etwa dreißig Meter entfernt, beachtet mich kaum, aber ihre Stimme dröhnt uns allen in den Ohren, und dann, ganz am Ende, stürzt sie sich auf mich, und ich wusste, dass das passieren würde, aber man ist ja nie wirklich auf sie vorbereitet.

Der Ball am Ende meines Schlägers, das Blut rauscht mir in den Ohren, und da ist sie, sie greift sehr hart an, unsere Schläger verkanten sich wie Schwerter, und ich beuge mich tief hinunter, alle Luft weicht aus mir.

Es ist ein fairer Angriff, er ist fair, aber trotzdem, ich habe so ein dumpfes, aggressives Gefühl, und plötzlich knallt meine Schulter gegen ihren Oberkörper, mein Ellbogen windet sich und stößt ihr mit einem ekligen »Klack« den Kiefer zur Seite.

Ich werde abgepiffen und höre Geschrei, aber wir sind schon mittendrin, ich merke, wie ihr Rasenschuh mir durchs Gesicht schrammt, meine Stirn wird feucht, ich verschlucke fast meinen Mundschutz. Aber ich halte sie umklammert, reiße sie herum, ich schiebe meinen Fuß zwischen ihre, sie verliert das Gleichgewicht, fällt hart auf den glitzernden Rasen.

Ich stehe über ihr, streiche mir die Haare aus der Stirn und starre sie an. Ich blinzele nicht, kein bisschen, wir sind Outlaws, zum Angriff bereit.

Sie würdigt mich kaum eines Blickes, streckt mir die Hand hin, sie trägt ein Armband am Handgelenk, das war es wohl, womit sie mir die Augenbraue aufgerissen hat.

Sie greift nach mir, und ich fasse sie am Unterarm und ziehe sie hoch.

Wir gehen die leeren Flure entlang, weit weg vom Lärm der Umkleiden, dem kindischen Lärm erschöpfter Mädchen.

Dustys lange, schimmernde Locken fließen ihren Rücken hinunter, sie schlendert zehn Schritte vor mir her wie eine Königin.

Ich weiß nicht, wohin wir gehen, aber als ich mir die verschwitzten Haare aus dem Gesicht streiche, finde ich dabei auch zwei, drei Strähnen von Dusty, blutbefleckt.

»Ich bringe dich nicht zur Krankenschwester«, sagt sie, »falls du das denkst.«

»Nein, denke ich nicht«, sage ich.

Dann hält sie endlich an, am Ende des Gangs im Westflügel, weit weg von allem und jedem. Sie gibt die Zahlenkombination an ihrem Spindschloss ein, reißt die Tür auf und wirft mir ein Päckchen Mullbinden zu. In dem Moment sehe ich das Rot an ihren Zähnen und erinnere mich an das krachende Geräusch, als mein Ellbogen hochflog und sie am Kinn traf.

Ich folge ihr auf die Mädchentoilette und sehe ihr zu, wie sie Blut ins Waschbecken spuckt.

Ich schaue in den Spiegel, drücke mir die Mullbinde auf die Augenbraue, betrachte uns beide.

»Ich wusste, dass du es drauf hast«, sagt sie, wirft mir einen Blick zu, wischt sich den Mund ab. »Du warst schon immer härter im Nehmen als sie.«

Ich bin total verdattert.

Wir sitzen auf dem Fußboden und begutachten unsere geschundenen Körper, ihre blutige Schönheit.

Ich rolle meine Kniestrümpfe hinunter und lasse Luft an mein Bein, es brennt, die roten Striemen sind irgendwie aufregend.

»Du hast mich angelogen«, sage ich, weil ich das Gefühl habe, jetzt kann ich alles zu ihr sagen. »Du und Evie, ihr habt Mr. Shaw gar nicht zusammen draußen gesehen, stimmt's? Warum hast du mich angelogen?«

»Kommt doch aufs Gleiche raus.« Sie zuckt die Achseln, fast gelangweilt. Ich stelle die falschen Fragen. Das hier berührt sie gar nicht, dringt nicht an ihr klopfendes Herz. »Ich wollte nur, dass du mir glaubst. Ich wollte, dass du weißt, was sie getan hat.«

Ich spucke die Worte aus. Jetzt hält mich nichts mehr zurück.

»Dusty, was glaubst du, warum Evie zu Mr. Shaw ins Auto gestiegen ist?«

Sie zögert keine Sekunde.

»Weil sie widerlich ist. Weil sie ein widerliches kleines Mädchen ist und nicht anders kann.«

Ich zucke zusammen, kämpfe dagegen an.

»Warst du da, Dusty?«, frage ich. Es ist die reine Vermutung. »Hast du versucht, ihn aufzuhalten? Oder sie?«

Dusty schweigt einen Moment. Sie ist so still, dass ich die Klimaanlage hören kann, das ferne Dröhnen eines Rasenmähers.

»Hat Evie dir das erzählt? Dass ich versucht habe, sie aufzuhalten?«, fragt sie zurück, dann schüttelt sie den Kopf und fügt hinzu: »Nein, so etwas würde sie dir nicht erzählen.«

»Sie hat mir gar nichts erzählt«, sage ich und betrachte mein rotgesprenkeltes Knie. »Aber du warst dabei, oder? Als Evie mit ihm abgehauen ist?«

Sie schweigt wieder, hat den Kopf leicht gesenkt.

»Ich habe sie gesehen«, sagt sie.

Dann kommt alles auf einmal heraus.

Als sie anfängt zu reden, ist es, als hätte sie es schon tausendmal erzählt, als hätte sie die Geschichte im Kopf immer wieder geübt. Nicht, weil es falsch klingt, ausgedacht, sondern weil sie schon seit Monaten versucht, es auf die Reihe zu kriegen, in ihrem Kopf.

Ihr Gesicht rötet sich, ihre Schläfen glühen, sie hält sich an ihren Worten fest, ihrem Rhythmus, dem Erzählen, wie sie es sich selbst erzählt hat.

Sie redet, oh, sie redet, wie Dusty es sonst nie tut, die Worte kommen einfach aus ihr heraus, und ich sehe es, direkt vor mir. Ich sehe alles, als würde es gerade vor meinen Augen geschehen:

Dusty hatte ihn im Garten gesehen, die Rauchkringel, das nächtliche Zirpen der Grillen, der geheime Fleck in der Mitte des Gartens. Vom hinteren Fenster aus, im Licht des Halbmonds, da hatte sie ihn gesehen.

Sie musste lange hinstarren, bis sie ihn erkannte. War das nicht Pete Shaws Dad? Mr. Shaw?

Zuerst dachte sie, er wäre ihretwegen da. Ist doch klar. Das machten die Jungs doch immer; sie aus der Ferne beobachten und hoffen. Warum also nicht auch Männer. Ihr Dad sagte doch auch immer, sie sei zu gut für Highschool-Jungs, sie sei für Männer gemacht.

Dann sah sie ihn eines Abends vom Fenster ihrer Schwester aus. Sie zeigte Evie gerade, wie man einen Kompressionsverband richtig anlegt, sie hatte einen geprellten Knochen vom Training im Garten, und die Vorhänge waren offen.

Es war, als hätte sie ihn schon gespürt, bevor sie ihn sah, und das war gut möglich. Er strahlte so eine schreckliche Hitze aus, so viel Verlangen, so was Animalisches, wie ein Keuchen im Ohr. Ihr wurde davon ganz schlecht und schwindelig.

Und dann sah sie es Evie an. Nur ein ganz kurzes Zucken, aber sie hat es gesehen. Eine kleine Kopfbewegung, Evie drehte sich vom Fenster weg und schaute Dusty an, ob sie ihn auch gesehen hat. Oder, noch schlimmer, ob sie gesehen hat, dass Evie ihn sah.

Dusty hat es mitbekommen, mit ihren tollen Reflexen. Sie hat es gesehen und wusste Bescheid. Evie hatte ihn auch gesehen, schon viele Male, und sich nicht getraut, Dusty davon zu erzählen.

Es widerte sie an. Sehr. Nächtelang dachte sie darüber nach, was das zu bedeuten hatte, und warum Evie das nicht eklig fand, ein Mann, der ihr Vater sein könnte. Aber anstatt es eklig zu finden, schien sie ...

Ein Mann, ein Ehemann und Vater, der sich wie ein Teenager benimmt. Wie ein verliebter Teenager. Sie hätte sich ekeln müssen.

Aber Evie hat sich nicht geekelt. Stattdessen war es eher, als würde sie darüber nachdenken, wie es wohl wäre, so ein erwachsener Mann, der nur sie will. Vielleicht hat sie sich alles Mögliche eingeredet, hatte wie ein kleines Mädchen beschlossen, dass seine Liebe rein sein müsse, und dass er nichts weiter wollte, als sie aus der Ferne anzuhimmeln; sein Herz in ihren kleinen Händen.

Aber wer weiß schon, was Evie gedacht hat, Evie, die immer im Hintergrund war, immer unterbrach, immer gehört werden wollte. Sie wollte auch einmal im Mittelpunkt stehen. Und da stand sie nun.

Für ihn war sie der Mittelpunkt.

Und Evie war drauf reingefallen.

Sie wollte ihr schwesterliche Ratschläge erteilen. Ihr klarmachen, dass sie keine Ahnung hatte, worauf sie sich einließ, dass sie ihn ermutigte, und dass er ein schmieriger alter Lustmolch war.

Sie wollte ihre Schwester aufhalten, aber sie brachte es nicht über die Lippen. Wenn sie die Worte aussprach, *Ich weiß, was du tust, ich weiß, was du fühlst, und es ist falsch*, dann würde das alles Wirklichkeit werden, dann wäre es kein wirres Knäuel mehr in ihrer Brust, das sie für sich behalten konnte.

Schließlich musste sie auch an Dad denken. Er war ja auch noch da. Die Vorstellung, ihm zeigen zu müssen, welche Krankheit sein Haus infiziert hatte. Seine eigene Tochter. Die Sorte Mädchen, die ihre Vorhänge öffnete, ihre Jalousien, alles, was sie bedecken und schützen sollte, für diesen Mann. Dieses widerliche Monster.

Und dann ist es passiert, nur drei Tage später.

Sie hatte die Abkürzung über das Fußballfeld an der Middle School genommen und sah Evie auf einem der Steinsockel vor der Schule sitzen, sie spähte über die Schulwiese und schwang ihren Hockeyschläger. Baumelte mit den Beinen, ein Strumpf hochgezogen, der andere hinuntergerutscht.

Was macht sie da, fragte sie sich. Warum ist sie nicht zu Hause?

In diesem Moment sah sie das Auto, das auf der anderen Straßenseite parkte. Ein rotbrauner Skylark.

Sie ging schneller, rannte fast, sie wusste, wer das war. Mr. Shaw sitzt da in seinem Auto, und Evie *weiß* das, sie *weiß* es und zieht eine Show ab. Sitzt da und zieht diese Show ab.

Sieh her, sieh her, sieh mich an. Sie neckte ihn, lockte ihn, lud ihn ein.

Dusty hielt das nicht aus, ihr drehte sich der Magen um.

Sie rannte durch die Beete neben der Eingangstreppe, rannte auf ihre Schwester zu.

Als sie sie entdeckte, fiel Evie fast von ihrem Sockel.

Sie packte Evie am Bein, diesem stockdünnen Beinchen, das man fast durchbrechen konnte, und fragte sie, ob sie eigentlich wisse, was sie da tut. Ein Mann, der ihr Vater sein könnte.

Evie drehte sich schnell um, versuchte, das Bein wegzuziehen, und dabei fiel sie vom Sockel.

Es dauerte ewig, bis sie unten aufkam, und Dusty versuchte nicht, sie aufzufangen. Sie ließ sie einfach fallen, Evies Kopf schlug auf dem Stein auf, ihr Gesicht war weiß und voller Panik.

Das ist doch krank, schrie sie Evie an. Stimmte doch. Oh Gott, sie hatte ihr dabei zugesehen, hatte ihr zugesehen, wie sie sich ihm präsentierte.

Es ist krank, was du hier tust, sagte sie. *Er ist pervers, und du bist auch pervers.*

Evies Gesichtsausdruck war, als hätte es jemand mit einem Meißel aufgebrochen. Als ob sie jemand entzweigeschlagen hätte.

Dieser Blick, *als wäre sie unschuldig und ich diejenige welche. Als wäre ich die Perverse, die alles kaputt macht. Wie kann sie es wagen?*

Evie rappelte sich auf, war aber nicht schnell genug, Dusty versetzte ihr einen harten Schlag an die Schulter und drückte Evie an den Sockel.

Oh, sie drückte so fest zu, und Evie war hilflos, wand sich, wurde rot, sie sah ertappt aus – und fing einfach an zu reden.

Mit gepresster, zitternder Stimme sagte Evie alles, alles, was sich ihr ganzes Leben lang angestaut hatte, sie konnte nicht aufhören.

Es war, als hätte Evie seit dreizehn Jahren nur darauf gewartet, ihrer Schwester zu sagen, was sie von ihr hielt, was sie von ihrem glücklichen Zuhause hielt, das laut Evie ein Gefängnis war. Ein Gefängnis. Und wo denn da Platz für sie, Evie, sei, es wäre ja immer nur Platz für zwei. Dass Dusty ja dafür sorgte, dass es immer nur Platz für zwei gab.

Dusty nahm sämtlichen Raum ein, die ganze Luft, und ihre Bedürfnisse waren immer so stark, dass er ...

Evies Stimme hämmerte auf sie ein, *und jetzt machst ausgerechnet du mir Vorwürfe, verurteilst mich, aber sieh dich doch mal selbst an, wie du dich für ihn rausputzt, vor ihm herumwirbelst und tanzt und flirtest und zwinkerst, und wie du dich an ihn schmiegst, ich sehe das doch, und Mom sieht es doch auch. Ich weiß, wie es dir geht. Du glaubst wohl, du kannst es verheimlichen, aber das kannst du nicht. Wer ist denn hier krank, wer ist denn ...*

Sie wusste selbst nicht mehr, wie es dazu gekommen war. Warum sie voreinander standen und Evie das alles sagte, und sich dann auf einmal die Hand vor den Mund schlug, als ob sie nicht glauben könne, was sie getan hatte. Als hätten ihre Worte ihr die Lippen verbrannt.

Sie weiß noch, dass sie Evie nach hinten geschubst hat, erinnert sich an Evies Gesicht, und das rasende Hämmern ihres eigenen Herzens. Sie weiß noch, wie Evie nach hinten fiel, über ihren Hockeyschläger stolperte, auf den Boden fiel.

Sie weiß nicht, wie auch sie dort landete, ihre Knie bohrten sich ins Gras, ihre Hände hielten Evies Beine, sehr fest.

Sie weiß nicht mehr, wie es passiert ist, aber auf einmal hatte sie so ein Gefühl in der Brust, und plötzlich hatte sie den Hockeyschläger in den Händen, und der Schläger lag quer über Evies Hals, und Evies Augen traten hervor, sie warf den Kopf wild hin und her, und sie drückte fester zu, damit das aufhörte.

Es war ein Streit unter Kindern, oder? Wegen einer Beschimpfung auf dem Spielplatz. *Das nimmst du zurück! Das nimmst du zurück!* Sie würde dafür sorgen, dass Evie es zurücknahm.

Sie drückte mit dem Schläger fester zu, umklammerte das drumherum gewickelte Isolierband, ihre Arme bebten, ihr Körper bebte, und Evies Gesicht wurde immer roter, und auf einmal wurde ihr klar, dass sie zu allem fähig war.

Sie konnte nur noch denken, *sieh mal an, was ich kann. Ich kann drücken und drücken und drücken, und ihr diese Worte in den Hals zurückdrücken – mein Dad, mein Dad –, und es wird sein, als hätte sie es nie gesagt.*

Evies Gesicht nahm eine Farbe an, die sie noch nie gesehen hatte, und das Holz splitterte unter ihren Daumen.

Ich kann alles tun, ich kann alles tun, und sie merkte nicht mal, wie Evie ihr die Arme zerkratzte, den Oberkörper, lange Kratzer, die noch tagelang zu sehen sein würden.

Sie merkte gar nichts mehr, außer, dass etwas zu Ende ging. Sie konnte diesen Moment versiegeln, und es würde sein, als wäre er nie gewesen, als wären diese Worte nie gesagt worden. Niemand würde es je erfahren. Sie konnte das alles beenden.

Dann zitterte etwas in sie hinein, und sie spürte Evie in sich, fühlte, wie klein und schwach sie war, und dieser Blick in Evies Augen, als wäre alles vorbei, und nichts konnte es mehr aufhalten, etwas wurde aufgegeben, und etwas wurde weitergegeben.

Sie merkte, dass ihre Hände losließen, zurückwichen, und sie spürte die Angst, und in diesem Moment geschah es.

Starke Hände auf ihr, Männerarme, sie fassten sie um den Oberkörper, packten sie im Genick, so wie man eine Katze hochhebt.

Er hob sie von ihrer Schwester herunter, diesem violett unterlaufenen Gesicht.

So sehe ich es vor mir. So, wie Dusty es mir erzählt.

Mr. Shaws Männerarme. Ich spüre sie geradezu.

Auf einmal ergibt alles einen Sinn – wie Evie gesagt hat, *er hat mich gerettet, also habe ich ihm dieses Geschenk gemacht. Mr. Shaw hat mich gerettet.*

»Er hat es verhindert«, sage ich, ich begreife jetzt alles. »Mr. Shaw.«

»Nein, nein, nein. Ich hatte schon aufgehört«, sagt sie, ihre Worte zerbrechen in scharfkantige Scherben. »Ich hatte schon aufgehört.«

»Und dann hat er sie mitgenommen. Hat sie uns gestohlen«, sage ich und stelle mir vor, wie Mr. Shaw Evie auf den Armen davonträgt. Wirklich eine Rettung. Zuerst, anfangs.

Ach, Mr. Shaw, Sie hätten der Ritter sein können, wenn Sie es dabei belassen hätten. Sie hätten der Ritter sein können, wenn Sie in der Lage gewesen wären, Ihr krankes Herz ...

»Nein, nein«, sagt Dusty, ihre Stimme klingt sanft. »Er hat mich weggezogen. Sie lag auf dem Boden, und das Geräusch, dieses ... Rasseln aus ihrer Kehle, ich konnte gar nicht hinsehen. Wir haben beide ganz schön gekeucht, aber ihr Atem war, wie wenn man sich eine Muschel ans Ohr hält. Wie wenn man das Ohr ...«

»Er hat sie mitgenommen«, unterbreche ich.

»Nein«, sagt sie. Und sie erzählt mir, wie es war. Evie kam wieder zu Atem, sah erstaunt aus, verwirrt. Sie hatte sengend rote Male am Hals.

Er war zurückgewichen, als wüsste er nicht, was er tun sollte. Als hätte er Angst, den beiden zu nahe zu kommen. Als könnte jemand aus dem Nichts auftauchen und mit dem Finger auf ihn zeigen.

Dusty bedeckte ihr Gesicht mit den Armen und versteckte sich hinter sich selbst. Sie konnte nicht hinsehen. Sie bedeckte ihr Gesicht, versteckte sich ... sie wusste nicht, wie lange. Es fühlte sich an wie eine Ewigkeit.

Sie hörte, wie sich Evie aufrappelte, ihn rief, seinen Namen rief. Zu ihm rannte, ihr Atem immer noch dieses schreckliche Keuchen.

Die Autotür wurde zugeschlagen. Der Motor sprang an. Das Auto fuhr davon.

»Du musst das verstehen. Was sie gesagt hat«, sagt Dusty, ihre Stimme splittert, wird ganz hoch. »Es war so schlimm. Dinge, die man nie über einen anderen sagen sollte.«

Ihr Daumen auf dem gerinnenden Blut auf ihrem Knie, er tanzt herum, berührt das Blut, das die Wunde verschließt.

»Lizzie ... sie hat diese Sachen gesagt, und es hat sich angefühlt, als ob sie sie in mich ... eingraviert. Wenn ich mich jetzt ansehe«, sagt sie, hebt die Hand, bedeckt fast ihren Mund, »sehe ich nur noch diese Worte.«

»Was für Worte?«, frage ich, aber tief drinnen weiß ich es.

»Ich kann das nicht sagen«, sagt sie, wirft mir einen schnellen Blick zu, ihr entgleisen die Gesichtszüge. »Meinst du, ich kann das wiederholen?«

»Über dich?«, stottere ich. »Etwas über dich?«

»Sie hat gesagt, *das ist ja wohl nichts anderes als bei euch beiden. Bei dir und Dad*. Und ich habe ihr gesagt, dass es überhaupt nicht so ist, dass ich nicht so bin wie sie.«

Und sie erzählt mir, was Evie geantwortet hat. *Nein, da hast du recht. Du bist nicht wie ich, Dusty. Ganz im Gegenteil.*

Du bist diejenige, die da draußen steht, genau wie er. Das bist du unter dem Birnbaum, Nacht für Nacht, und willst Dinge, die du nie haben kannst, diese letzten Worte sind für Dusty wie ein Schlag ins Gesicht.

Dusty, hatte sie gesagt, fast spöttisch, aber mit einer unglaublichen Traurigkeit in der Stimme, *du kannst dich dein Leben lang nach ihm sehnen, aber du wirst Dad nicht bekommen.*

Ich sehe Dusty an, und in meinem Kopf überschlagen sich die Gedanken. Ich weiß nicht, was ich sagen soll.

»Sie hat so getan, als wäre es krank«, sagt Dusty mit erstickter Stimme. »Sie hat getan, als wäre es etwas Schmutziges, ihn lieb zu haben. Was soll denn daran schmutzig sein, seinen Vater lieb zu haben.«

»Aber warum hat sie nicht gepetzt?«, frage ich. »Warum hat sie niemandem erzählt, dass du ...« Ich verstumme.

»Das wird sie nie erzählen«, sagt Dusty, die Augen halb geschlossen.

»Sie will dich beschützen«, sage ich, merke aber selbst, dass das nicht stimmt. Es kann nicht stimmen, weil sie nie diese Art Schwestern waren. Sie waren immer Rivalinnen, die sich umkreisen, den anderen genau beobachten.

Es lag schon auch Liebe darin, das wusste ich, aber sie war wütend und furchterregend.

»Um mich geht es nicht«, sagt sie und schüttelt den Kopf. »Mich schützt sie nicht.«

Das erinnert mich an etwas. Ich denke an Evie, wie sie ihre Geheimnisse für sich behält, und mir wird klar, dass es nicht darum geht, sie vor mir zu verstecken, sich zu verschließen, sich vor mir zu verschließen.

Sie hat diese Barrikaden errichtet, damit er es nie erfährt. Damit er nie erfährt, was eine seiner Töchter der anderen angetan hat. Was sie beide getan haben. Mir fällt ein, wie Evie im Auto auf der Rückfahrt vom Schwimmbad gesagt hat, *Es tut mir leid, Dad. Es tut mir leid.*

»Ich habe ihm auch nichts über sie erzählt«, sagt Dusty, als ob sie meine Gedanken lesen könnte. »Ich habe mir so oft vorgestellt, zu ihm zu gehen. Zu sagen: verstehst du denn nicht, sie ist selber schuld. Sie ist daran selber schuld. Sie ist zu ihm gelaufen. Sie ist mit ihm weggelaufen. Selbst wenn ich nicht ... sie hätte es trotzdem getan. Wäre mit ihm gegangen. Das weiß ich.

Aber das könnte ich ihm nie sagen. Ich könnte seine Reaktion nicht ertragen. Ich will ihn nie so sehen.«

Sie kann ihm ja das Herz brechen, sagen beide Schwestern, aber ich werde das nicht tun.

»Ich werde es auch nicht erzählen«, bricht es aus mir heraus. »Niemals.«

Sie sieht mich an, sie sieht so gequält aus, wütend und verzweifelt, und plötzlich so warm, wie ich sie gar nicht kenne.

»Wie die Kinder«, sagt Dusty und lächelt beinahe. »Als wären wir wieder Kinder. Blutsschwestern, weißt du noch? Hinten bei uns im Garten, wir drei, Daumen an Daumen.«

Die Erinnerung kommt wieder, Evie und ich, vielleicht fünf oder sechs, wie wir der goldenen Dusty die Arme entgegenstrecken, unsere Daumen in die Höhe gereckt, und darauf warten, dass sie den dramatischen Schnitt vornimmt.

»Blutsschwestern«, sage ich.

Sie hätte mich vielleicht sogar umarmt, aber dann tut sie es doch nicht. Sie senkt den Kopf, betrachtet die Fliesen, schabt mit den Stollenschuhen darüber.

»An diesem Tag. Wie ich da war. Das war nicht ich, weißt du?«, sagt sie und schüttelt fassungslos den Kopf.

Ich stelle mir Dusty auf dem Hockeyfeld vor, mit biblischem Grimm, wenn ihr Schläger durch die Luft faucht wie ein Schwert.

»Das ist schon hart, sich selbst so zu erleben«, sagt sie noch leiser.

Sie sieht mich an.

»Ja«, sage ich.

Dann zieht etwas über ihr Gesicht, und sie schaut wieder nach unten.

»Lizzie«, sagt sie, ein Flüstern. »Ich weiß, wie es war. Wenn du bei uns zu Hause warst. Die ganze Zeit bei ihm. Ich weiß, wie es war.«

»Dusty, ich ...«

Ihre Hände zittern, sie liegen in ihrem Schoß, die Handflächen nach oben.

»Ich weiß, wie es für dich war. Bei ihm. Die vielen Abende. Ich weiß es.«

»Aber ich ...«

»Aber das ist jetzt vorbei«, sagt sie, ihre Stimme klingt winzig und verloren.

»Das ist vorbei. Hast du mich verstanden?«

Ich antworte nicht.

Sie dreht sich zu mir um und sieht mich an, berührt mich sanft am Arm, sanft, fast eviesanft, aber darunter spüre ich einen stahlharten Griff. Ganz sicher.

»Was zwischen Dad und mir ist«, sagt sie, »so etwas wirst du nie mit ihm haben. Das zwischen uns ist so tief. Das kannst du nie mit ihm haben. Kannst du nicht.«

Ich kann es nicht.

Was habe ich mir denn auch eingebildet?

Das denke ich, und dann wird mir von dem Gedanken auf einmal schlecht. Mir ist richtig übel.

»Er sagt immer zu mir«, sie lächelt, »Du wirst reihenweise Herzen brechen, Dusty. Aber versprich mir, dass du nie vergisst, dass ich es dir als Erster gesagt habe. Ich habe es vor allen anderen erkannt. Ich war der Erste.«

Sie lächelt mich an. »Das Versprechen muss ich doch halten, oder?«

Dann legt sie den Finger an die Lippen, als wäre ihr noch etwas eingefallen.

»Aber ich habe nie ... er hat nie ... so ist es nicht«, sagt sie. »Was Evie gesagt hat. Das ist nur, weil Evie krank ist. So was Schönes für schmutzig zu halten, oder für falsch. Sie kann nichts dafür.

Das zwischen mir und Dad, Lizzie«, sagt sie, die Fingerspitzen immer noch an ihrem hübschen Mund, »das ist rein. Es ist rein, und ich habe es nie so gesehen. Es war einfach ein Gefühl, schon immer da, mein ganzes Leben.«

25.

Ich bilde mir nicht ein, das Herz der Frauen zu verstehen.« Das hat Mr. Verver mal gesagt, vor langer Zeit. Er hat es lachend gesagt, mit einer wissenden Kopfbewegung, und ich erinnere mich an Dusty, ihr Gesicht, wie es strahlte, denn Dusty strahlte und schimmerte unter seinen Blicken immer. Ich denke an Dusty und die Jungs, der verstohlene Gedanke, warum sie sich eigentlich nie einem ergibt, es nicht mal versucht. Mr. Verver gibt ihr alles und verlangt nichts dafür, außer allem, allem. Da bleibt für niemand anderen mehr etwas übrig, sie gibt alles ihm, breitet ihre Schönheit sorgsam unter seinem Blick aus. Was für ein Kampf, nachdem Evie abgehauen war, und als sie dann wieder auftauchte, ach, da war dieser Blick nicht mehr auf Dusty gerichtet. Oh, wenn sie nur eine Minute ihres Lebens nicht diesen Blick auf sich spürte ...

Es ist Anfang September, kurz vor Labor Day. Durchs Küchenfenster dringen Geräusche herein, wie an tausend anderen Abenden, Dustys strahlendes Zwitschern, Mr. Ververs kehliges Lachen, der Schwung in seiner Stimme, als würde er einem die Hand an den Rücken legen und einen auf der Schaukel anschubsen, und man wirft die Beine in die Luft.

Alles ist wieder da. Es ist wieder da. Aber es ist alles anders, das Lachen ist anders. Ich drücke die Nase an die Fliegentür und schaue rüber, sehe ihre gebräunten Gesichter, die weißen Zähne, die strahlenden Augen, und in der Luft liegt eine ganz eigene Verzückung.

Jetzt sieht alles anders aus, hat Evie mal gesagt. Aber wahrscheinlich ist es gar nicht anders. Ich habe es nur nie so gesehen.

Dusty ist die Entschlossenheit selbst, sie packt zu. Wie sehr sie sich bemüht, und wie sehr auch er sich bemüht! Es hat etwas Verzweifelteres, aber man nimmt es ihnen ab:

So machen wir es, wir machen alles wie früher, ein Märchen, gut aussehender König und goldene Prinzessin, die von hoch oben über ihr Königreich schauen ...

Ich denke an Evie oben in ihrem Zimmer und frage mich, ob sie sie auch hört, und weiß, dass sie das tut, und dass sie sich fragt, was ich getan habe. Was ich get-

an habe. Sie ins Haus zurückzustecken, zu Dusty, zu allem, was sie hinausgetrieben hat.

Aber ich habe sie gerettet, oder? Ich habe die Beweise zusammengesucht, die Brotkrumenspur verfolgt. Also habe ich sie ja wohl gerettet, oder? Vor ihm gerettet?

Wenn die Dinge anders gelegen hätten, hätte Mr. Shaw sie vielleicht nicht angerührt. Vielleicht wäre er sein ganzes Leben nicht aus dem Schatten getreten. Nie weitergegangen als auf den Schulhof, um ein paar Worte zu wechseln. Aber dann ist es passiert, und sie ist zu ihm gerannt, und dann konnte er nicht mehr aufhören.

Daraus habe ich sie doch gerettet?

Sie zurückgebracht, wiedergeholt ... wieder in das Haus geholt, in dem sie jetzt liegt, nur durch eine hauchdünne Wand von ihrer Angreiferin getrennt, von dem Mädchen, das ihr den Hals zugeedrückt hat, so fest, dass sie beinahe das Leben aus ihr rausgedrückt hätte.

Soll ich das alles so weiterlaufen lassen? Soll ich beide Schwestern ihre dunklen Geschichten für sich behalten lassen, ihre schwarzen Geheimnisse? Oder soll ich alles sagen, das Innerste dieses bezaubernden, lichtdurchfluteten Haushalts nach außen kehren, die Geheimnisse offenlegen?

Ich war mittendrin, im Fahrtwind der ganzen Geschichte, und habe Dinge gesehen. Ich habe das gewaltige Herz der Sache gesehen.

Sie haben ihre Entscheidungen getroffen, beide Schwestern. Keine der beiden würde etwas sagen. Keine würde es jemals erzählen.

Sie haben entschieden, was ihnen wichtig ist. Und das ist Mr. Verver, das ist er. Der, der er war, und der, den sie sich vorstellen, und vielleicht ist das auch derselbe.

Sie haben ihre Entscheidung getroffen, die Brücke hochgezogen, hohe Mauern errichtet, und wer bin ich denn, mich da einzumischen? Wer ist die Polizei oder sonst wer, sich da einzumischen? Diese golden schimmernde Familie vor sich zu sehen und ihren problembeladenen Kern, und zu sagen, sie wüssten es besser, und diesen schönen Traum zu zerstören?

Diese beiden Mädchen, nicht so sehr Prinzessinnen als vielmehr Palastwachen, opfern alles, um ihren edlen König zu beschützen. Hoch oben in seinem Turm. Mit goldenen Wänden, unbefleckt.

Ich gehe raus, auf die Veranda, und beobachte sie. Da ist er und hält Hof, Dusty thront an seiner Seite, die Beine untergeschlagen.

Ich beobachte sie so lange, bis er mich entdeckt.

Er steht so schnell auf, dass ich fast einen Herzinfarkt kriege.

Sein Gesicht wirkt so warm, dass sofort alles wieder da ist.

Ich gehe ein paar Schritte auf ihn zu.

Er ruft meinen Namen und streckt mir den Arm hin, die Hand, sein Gesicht ist so offen und bereit und einladend.

Sie lächelt auch, die großmütige Siegerin lächelt ihre ehemalige Rivalin an, und die beiden sehen sich so ähnlich, wenn sie lächeln, sie strahlen so viel aus, dass es mir den Atem raubt.

Er breitet die Arme aus.

Nimm sie, sagt er, die Hand ausgestreckt. *Oh, Lizzie, nimm sie.*

Es ist Sonntagmorgen, und Dr. Aiken ist Mandelteilchen holen gegangen. Ich schleiche mich ins Zimmer meiner Mutter, und sie hebt die Arme und sagt: *komm zu mir ins Bett, meine Kleine*, wie früher, als ich noch sehr klein und süß war.

Wir liegen unter der bauschigen weißen Decke mit den Satinpaspeln, die ich zwischen den Fingern reibe, und das beruhigt mich.

Ich könnte ewig liegen bleiben.

»Nächste Woche geht's in die Highschool«, sagt sie und lächelt mich an.

»Yeah«, sage ich. Highschool, das kommt mir gar nicht mehr wie so eine große Sache vor, nach allem, was passiert ist.

»Ich habe gehört, Mrs. Shaw und ihr Sohn sind weggezogen«, sagt sie zögernd.
»Ganz bis Point Cleary.«

In meiner Schläfe zuckt etwas, und ich drücke dagegen.

»Komisch«, sagt sie, »ich war ihm immer so dankbar.«

»Dankbar?«, frage ich. »Wem?«

»Oh, daran erinnerst du dich bestimmt nicht. Du warst noch ganz klein, es war am Green Hollow Lake. Du und Evie, mein Gott, ich sehe euch noch in euren Badeanzügen im Partnerlook. Evie hatte Schwimmflügelchen, aber dich hatte dein Dad auf die Luftmatratze gesetzt, und ihr hattet Spaß. Dann kam ein Motorboot vorbei und wusch!«

Sie fegt mit dem Arm über die Decke.

»Du bist ins Wasser gefallen, und Harold Shaw war sofort da. Er hat dich rausgefischt, und ich erinnere mich noch genau an dein kleines Gesicht, deine Augen waren so groß wie Untertassen. Du hast dich ganz fest an ihn geklammert.«

»Das war doch Mr. Verver«, rufe ich nahezu.

Mr. Verver hat mich rausgefischt, mich geschüttelt wie einen nassen Welpen, mich wie an der Nackenfalte hochgehoben und mich aus dem Wasser gerettet.

Sie schüttelt den Kopf und lächelt.

»Nein«, sagt sie. »Er ist mit Dusty Jet Sky gefahren. Das war Harold Shaw. Er hatte dich auf dem Arm, und du wolltest ihn gar nicht mehr loslassen. War richtig schwierig, dich von ihm wegzukriegen. Er fand das total rührend.«

Sie sieht mich an. »Daran werde ich mich immer erinnern.«

Ich sage nichts mehr.

»Jetzt kommt einem das irgendwie anders vor, nach all dem«, sagt sie. »Die Erinnerung. Irgendwie ist es nicht mehr dasselbe.«

»Nein«, sage ich, aber ich höre gar nicht mehr zu. Sie redet weiter, aber ich höre nicht zu. Ich bin weit weg und kann sie kaum hören.

Step-Shuffle-Back-Step, Step-Shuffle-Back-Step.

Vor mir blitzen Bilder auf: das Foto bei den Shaws, das von Mr. Shaw und Pete am See, auf dem ich im Hintergrund plansche, auf meiner gelben Luftmatratze. Und Evie, und Evie, die sich auf ihrem Schlafsack zu mir dreht, zu mir dreht und mir ins Ohr flüstert: *Er hat mich im Schwimmbad gesehen, beim Tauchen. Das hat ihn an etwas erinnert, das am See passiert ist, schon lange her. Er hat gesehen, dass ich ins Wasser gefallen bin. Das war der wichtigste Moment seines Lebens.*

Er hat gesagt, als er mich da beobachtet hat, kam das alles wieder. Und da wusste er, was Liebe bedeutet. Der wichtigste Moment seines Lebens.

Unser beider Erinnerungen sind selbstgesponnene Erfindungen.

Me and My Shadow.

Wenn man etwas sehr begehrt, dann biegt man es sich so zurecht. Das haben er und ich gemeinsam. Ein sonderbares gemeinsames Geheimnis, und ich werde es niemandem erzählen.

Plötzlich erinnere ich mich an etwas, das vor all dem passierte:

Mr. Verver und Dusty sonnen sich auf Liegestühlen im Garten. Dusty, vielleicht vierzehn, trägt einen gepunkteten Bikini und eine rosa Sonnenbrille, Mr. Verver Khakishorts und auch eine Sonnenbrille.

Einen Augenblick lang, nur einen Augenblick, wirken sie wie Bruder und Schwester oder was anderes, du weißt schon.

Und es ist so heiß, und Evie und ich kicken den Fußball herum, und Dusty lacht Mr. Verver an, dessen Finger in der Luft vor und zurück streicht, genau über

Dustys goldenem Bauch, den er nicht berührt.

Er zieht sie auf, mit der feinen goldenen Linie, die mitten über Dustys Oberkörper läuft, von den Rüschen am unteren Ende ihres Oberteils bis zu den Rüschen am oberen Ende der Bikinihose.

*Evie und ich ziehen unsere T-Shirts hoch, um nachzusehen, ob wir das auch
haben den Schatzpfad
so nennt Mr. Verver das immer, Schatzpfad
sehen nach, ob wir auch einen Schatzpfad haben
Evies ist hellbraun und meiner ist fast gar nicht da
jedenfalls kann man ihn nicht sehen
aber wenn ich mit dem Finger dran entlangfahre, spüre ich ein leichtes Krib-
beln,
ich spüre ihn trotzdem.*